Ein Lesebuch für junge Handwerker

Zur
Erinnerung
an die
Ablegung
der
Gesellen-
Prüfung

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/einlesebuchfrjun0000carl

Karlsruhe — Ständehaus und St. Stephanskirche

Ein Lesebuch für junge Handwerker

Im Auftrag
des Badischen Handwerkskammertags
herausgegeben von
Carl Haußer

Verlag der Betriebs- und Lehrmittelgesellschaft m. b. H.
Karlsruhe 1926

Federzeichnungen von H. Kupferschmid, Karlsruhe

Druck von G. Braun in Karlsruhe

Für meine Söhne

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf' sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zuzeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Gold'ne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrieremachen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: Du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Theodor Storm

Franken, Schwaben, Bayern, Sachsen

Obwohl der Bodensee nicht einmal ganz zum Reich gehört, weil dessen Südgrenze mitten durch seine Fläche geht, obwohl sein Uferland Grenzgebiet ist, das immer noch Stacheldrahtzäune absperren, hat niemals die welsche oder slavische Flut an seine Deutschheit gerührt. Wie es einmal war, da Konstanz viel galt unter den Städten des Reiches, ist das schwäbische Meer das Sammelbecken alemannischer Volkskraft geblieben. Denn Alemannien ist Schwaben, und einmal war schwäbisches Herzogtum alles ringsum: der Hohentwiel ragte trotzig bewehrt als die schwäbische Hochwacht; Sankt Gallen und Chur waren der Reichenau nahe als Pflegstätten schwäbischer Bildung; Konstanz, Schaffhausen und Zürich standen im schwäbischen Bund, da Österreich die Freiheit der schwäbischen Waldstätten bedrängte.

Fürstengeschichte hat danach das Stammesherzogtum Schwaben in Fetzen gerissen; aber keine der fünf Länderfarben, die heute den See befahren, der das Schwäbische Meer heißt, kann vergessen machen, daß vom Vorarlberg ins Allgäu, vom Nellenburgerland hinüber ins Thurgau und Appenzell alemannisches Volk wohnt und also schwäbisches Land ist. Daß heute Baden und Württemberg voneinander getrennt sind, daß die Allgäuer halb nach Bayern und halb nach Österreich gehören, daß die schwäbischen Schweizer seit einem halben Jahrtausend und die schwäbischen Elsässer seit einem halben Jahrzehnt aus dem Reich ausgeschieden sind, ist keine Natur, sondern Schicksal gewordene Willkür. Wie einmal die Städte Freiburg und Ulm, Straßburg, Zürich, Konstanz und Chur zum Herzogtum Schwaben der Staufer aus volkhafter Herkunft gehörten: so hat ein halbes Jahrtausend seitdem der schwäbischen Bauernschaft, wie sie wohnt und wirtschaftet, ihre Einheit nicht nehmen können; und wer aus Bern nach Ulm geht, aus Zürich nach Stuttgart, spürt im Stadtwesen die gleiche Stammesgemeinschaft.

Wenn die Schweizer ihre Stammesgenossen mit Vorliebe Schwaben schimpfen, so können sie gewiß sein, daß Ludwig Uhland und Eduard Mörike nicht schwäbischer sind als Gottfried Keller, der in seinen Leuten von Seldwyla das schönste und stärkste Sinnbild echten Schwabentums gab. Uns lächert — mit dem Meister zu reden — ein wenig der Seldwyler, wie sie alle Dinge mit Besonderheit begreifen und mit sich selber ihre umständliche Wichtigkeit haben, wie jeder für sich ein grüner Heinrich sein möchte und ihrer Sieben immer das Fähnlein der sieben Aufrechten sind oder die sieben Schwaben, wie sie vordem hießen: aber wir wissen wohl und mit Liebe, daß uns im schwäbischen Wesen deutsches Bürgertum urtümlicher als sonst aufbewahrt wurde.

*

Sind somit die Bewohner von Baden und Württemberg, Vorarlberg und Allgäu, sowie der deutschen Schweiz und des Elsaß eins als schwäbische Volksschaft, so bleiben als Süddeutsche außer den Franken, durch deren Gebiet die berühmte Mainlinie schon mitten hindurch läuft, nur noch die Bayern übrig. Auch ihr Stammesbereich greift weit über das heutige Land Bayern hinaus, wo sie — seltsam genug — in der Minderheit sind. (Unter je 30 Einwohnern werden nur 11 Bayern, aber 13 Franken und 6 Schwaben gezählt.) Dafür wohnen ihre Stammesbrüder südlich bis zur Drau und östlich bis zur March; denn alles, was wir Deutschösterreich heißen, ist mit Ausnahme der schwäbischen Vorarlberge bajuvarischen Stammes; wie denn das alte Herzogtum Bayern Innsbruck und Salzburg umfaßte und das eigentliche Österreich ursprünglich nur die bayrische Ostmark war.

Ihren Namen brachten die Bajuvarier oder Baihaimer aus Baihaim oder Böhmen mit, wo sie vordem gewohnt hatten; als Mark Aurel seine mühsamen Kriege gegen sie kämpfte, hießen sie noch im Gegensatz zu den Alemannen die Markomannen. Es heißt, daß auch ein Rest der Ostgoten sich nach Tejas Untergang über die Alpen zu ihnen gerettet habe; und etwas von gotischer Urkraft scheint den Bayern wirklich geblieben zu sein. Größer und schöner im Wuchs als die Schwaben, tierhafter als sie, naiver und sinnenfroher zugleich, stellen sie augenscheinlich einen reineren germanischen Volksschlag vor. Seit dem 6. Jahrhundert gegen die Welschen die Südmark und gegen die Hunnen die Ostmark haltend, haben sie ziemlich das ganze obere Stammland der Donau besessen. Mehr als die Schwaben, die eine Neigung haben, auch in ihren Dörfern Kleinbürger zu sein, sind sie ein Bauernvolk geblieben bis auf den heutigen Tag, auch darin einen Urstand der Germanen bewahrend, daß sie gern in einsamen Höfen wohnen, so sehr die Kirche zur dörflichen Siedelung lockte.

*

Schwaben und Bayern, einmal Alemannen und Markomannen geheißen, sind die beiden süddeutschen Stämme des deutschen Volkes, deren Grundbestand sich in den beiden Stammesherzogtümern Schwaben und Bayern erhielt. Alles, was sonst an Königskronen, Großherzog- und Fürstentümern, an gefürsteten Grafschaften usw. hinzukam und den Grundbestand verwirrte, ist Ergebnis der Fürstengeschichte. Und dies sollten wir nicht vergessen, daß es Napoleon war, der den vergangenen süddeutschen Fürsten die Kronen aufsetzte, um sie als gefügige Diener seines Rheinbundes zu haben. Ergebnis der Fürstengeschichte ist es auch, daß im heutigen Bayern mehr Franken als Bayern wohnen, weil den Wittelsbachern aus dem Zusammenbruch der letzten Reichsherrlichkeit die Bistümer Würzburg und Bamberg, sowie die Länder Ansbach und Bayreuth zufielen. Die beiden Pfalzen,

sowie Neuburg und Zweibrücken hatte der pfälzische Kurfürst Karl Theodor als Erbgut eingebracht, als er die ausgestorbene Linie der Wittelsbacher beerbte. Das in diesem dynastischen Neubesitz der Bayern wohnende Volk aber gehörte dem fränkischen als dem dritten der großen deutschen Stämme an.

*

Den Franken verrät mehr als die wechselnde Mundart das fränkische Haus mit seinem sauberen Gebälk unter dem knappen spitzgiebeligen Dach. Es ist das Haus, von dem Tacitus sagt, daß „einzelne Stellen des Baues mit einer reinen glänzenden Erdart übertüncht" wären, so daß es „wie Malerei und Farbenzeichnung" aussähe.

Wie das Haus und der Name, der allgemein den freien Mann bezeichnen soll, wirkt auch das Volk: unter den deutschen Stämmen ist der fränkische der beweglichste und, der wechselnden Landschaft entsprechend, der vielfältigste. Franken wohnen vom oberen Main, von der Regnitz und Pegnitz hinunter bis an die Nordsee, sie haben sogar unseren Nachbarn im Westen den Namen gegeben, als die fränkischen Eroberer in das keltische Gallien einbrachen. Weil es ein fränkischer König war, der, sich aus Soissons und Paris zurückbesinnend in seine rheinische Herkunft, Aachen zur Hauptstadt Germaniens machte und das römische Reich deutscher Nation gründete, haben die Franken unserm staatlichen Leben die Grundlage gegeben: fränkisches Recht und fränkische Einrichtungen sind mehr oder weniger für alle deutschen Stämme gültig geworden.

Unter allen deutschen Landschaften ist keine von einer so heiteren Anmut wie die mainfränkische um Würzburg. Das rote Gestein gibt dem Gewässer lustige Farben, die sanften Weiten mit den geschwungenen Hügeln, von Fruchtbarkeit geschwellt, legen sich den Menschen wie Gärten hin. Nirgendwo im deutschen Land wirkt das Rokoko, der heiterste aller Stile, so zu Haus wie in Mainfranken, wo die Gärten von Veitshöchheim sind und die Würzburger Residenz. Überall sonst, im Zwinger zu Dresden, in Sanssouci, in Brühl und Benrath am Niederrhein steht sein geschnörkelter Zierat fremd, hier scheint er geboren.

Bis hinunter nach Mainz hat der Mainfranke sein fröhliches Dasein gebreitet und keine rheinische Stadt ist seines Geistes so angesteckt wie diese, die ihrem rotsandsteinernen Dom die lustige Narrenkappe seines Westturms aufsetzte. Und kann es ein Zufall heißen, daß Goethe, der reichste und freieste Deutsche, ein Mainfranke war? Ist seine fröhliche Mutter nicht Frankentum in der reinsten Gestalt? Und ist die Stadt, darin sie geboren wurde und starb, ist Frankfurt mit allem dem Schieferwerk seiner spitzen Giebel nicht

. eine andere Stadt als Ulm oder Augsburg, Zürich oder München? Ist es nicht eine andere Luft, die über Mannheim und Heidelberg, über Speyer und Worms weht, als sonst eine am Oberrhein?

*

Die Sachsen aber sind der vierte und letzte der großen vier Stämme, in denen das deutsche Volk seine Herkunft bewahrt. Sie haben Deutschland nach den Karolingern den ersten König und danach die erste Kaiserreihe gegeben, unter der die Reichsherrlichkeit zur Größe aufblühte. Von der Ruhr bis zur Elbe, von den Marschen bis an die Harzberge streckt ihr Land — als der Kern der norddeutschen Länder — die einsamen Weiten hin, manchmal Heide, meist aber fruchtbarer Boden gesegneter Bauernschaft. Urdeutschtum sitzt da, von keiner Brandung fremder Volkschaft jemals gefährdet.

Die „Rote Erde" heißen sie stolz das Land ihrer Väter, das sich länger als sonst eine deutsche Landschaft gegen das Christentum wehrte, das Land der Freigrafen im heimlichen Volksgericht der Feme. Langhingestreckt liegen die Dächer der Häuser wie große Zelte mit zackigen Giebeln; die Einfahrt dient Tieren und Menschen, und das Herz des Hauses ist die geräumige Diele. Alles ist sacht und verhaltene Kraft bei den Sachsen gegen das flinke Frankentum, und prüfende Schweigsamkeit; auch die Gestalten sind wieder groß wie die in Bayern. Einsamer noch als in den Alpen liegen die Höfe für sich; jeder grüßt nur von fern das Dach seines Nachbarn. Ein Jahrtausend sieht dem Wandel der Zeit zu mit verschlossener Gebärde.

An der Meerküste aber wohnen die friesischen Vettern der Sachsen bis weit nach Schleswig hinauf; altes Wikingervolk und seefahrend seit Jahrtausenden. Das hat sich die Häfen von Bremen und Hamburg gebaut, Tore des Welthandels, den Seefahrern aller Völker der Erde bekannt. Da kommen die gewaltigen Riesen des Meeres herein, die durch die Glut und Eiskälte aller Zonen, durch Sturm und Stille unberührt schwammen, weil ihre Bäuche von Eisen und ihre Maschinen riesenstark sind. Und wie die eisernen Kräne die Tonnen aus ihren Bäuchen heraufholen, wie überall fleißiges Menschenwerk ist, gigantisches Tun zu bedienen: da steht noch einmal das Dasein der Zechen und Hochöfen auf, ihr Lärm, ihre Unrast und ihre Übermenschlichkeit. Der Menschengeist hat die Elemente gebändigt, hat den Dampf, den Dämon aus Feuer und Wasser, zu seinem Diener gemacht; aber der Dämon ist übermächtig trotz seiner eisernen Ketten, und die ihn zwangen, müssen nach seinem Willen tun; wie Baal frißt er die Stunden mühsamer Arbeit und die Bemühung von Tausenden in seinen feurigen Schlund hinein.

*

Schwaben und Bayern, Franken und Sachsen: das sind die vier großen Stämme der Deutschen, und jeder hat mit am Schicksal des Reiches gewirkt,

jeder hat seines Wesens einen Teil eingebracht, damit nicht nur Schwaben, Bayern, Franken und Sachsen, sondern ein deutsches Vaterland sei. Aber Deutschland ist größer und kleiner als der Bereich seiner Stämme; es hat im Westen aus seiner Schwäche verloren und im Osten aus seiner Stärke gewonnen; denn alles ostdeutsche Land jenseits der Elbe und Saale ist Kolonialland.

Wilhelm Schäfer

Volksstämme in Baden

Welches Volk das erste war, das unser Land bewohnte, ist nicht möglich zu bestimmen. Zahlreiche Funde in den Pfahlbauten, den Seen und Flüssen, in den Ringwällen und Höhlen der Berge, in den Gräbern der Ebene, zeugen dafür, daß auch diejenigen Bewohner, von welchen solche Fundstücke herrühren, nicht die ersten waren, oder doch nicht in den ersten Anfängen menschlicher Kultur standen.

Die frühesten Nachrichten über unsere Vorfahren besitzen wir durch die Griechen und Römer, wie z. B. die erste Nennung des Namens Germanen etwa 350 v. Chr. bei dem griechischen Reisenden Pytheas sich findet.

Nach bisheriger Annahme waren die ersten in das Licht der Geschichte tretenden Bewohner des Landes, wahrscheinlich zum Teil gleichzeitig mit den Pfahlbautenbewohnern, die Kelten, ein Volk, das, wie ein breites Band durch Mitteleuropa sich hinziehend, jahrhundertelang hier fest saß, im Besitz einer ziemlich entwickelten Kultur war, den Acker- und Bergbau pflegte und durch von Osten und Norden her nachrückende Völkerstämme großenteils über den Rhein nach dem westlichen Gallien und Helvetien und nach Britannien hinübergedrängt wurde. Ob das nachdrängende Volk, die Gallier, Stammverwandte der Germanen, vielleicht ein erster Völkerschwarm derselben waren, ist, obwohl wahrscheinlich, doch noch nicht zur Genüge erwiesen. So viel jedoch steht fest, daß die in Gallien eingedrungenen Völker schon 600 Jahre v. Chr. dort ansässig, wegen Übervölkerung in einzelnen Heerhaufen ihr Land verließen, daß einer derselben unter Sigovesus über die Vogesen nach Deutschland einbrach und zum Teil weiter ins Innere zog, zum Teil am Rheine wohnen blieb. Diese, in Verbindung mit eingewanderten helvetischen Kelten (Galliern), waren nun in ruhigem Besitz des Landes, bis von der Oberdonau her ein Bund suevisch-germanischer Stämme, die Markomannen, ein Volk von geringerer Kultur, aber höherer Tapferkeit und wilden Mutes in das Land hereinbrach, vielleicht schon lange vor dem Zug der Cimbern und Teutonen um das Jahr 113 v. Chr., vielleicht auch zu derselben Zeit. Die Kelten wurden teilweise gegen Süden und Westen über den Rhein gedrängt, an dem germanische Stämme, wie die Tribokker, Nemeter und Vangionen, sich sogar noch auf dem linksrheinischen Ufer nieder-

ließen; teilweise blieben sie zwischen der Oberdonau und dem Bodensee (Vindelizien) sitzen und kamen 15 n. Chr. unter römische Herrschaft.

Die nun am Oberrhein herrschenden Sueven konnten schon 72 v. Chr. ein mächtiges Heer unter Ariovist nach Gallien führen, wurden aber durch Cäsar geschlagen, und da die Römer nach und nach von Westen, Norden und Süden gegen sie vordrangen, zogen sie sich 12 v. Chr. unter Marbod nach Böhmen zu ins Innere des Landes.

Schon 58 v. Chr. hatten die ersten römischen Soldaten, wenn auch nur vorübergehend, deutschen Boden diesseits des Rheins betreten, und ohne besonderen Widerstand konnten die Römer schon um 25 v. Chr. das rechtsrheinische Gebiet (eremos Helvetiorum) zur römischen Provinz machen. Von dem Niederrhein bis an die Elz und bis zu den Donauquellen wurde es mit der jenseitigen Provinz Germania superior, von der Elz südlich bis Genf und Lyon mit der Maxima Sequanorum vereinigt und östlich an diese grenzte am Bodensee die Provinz Rätien.

Das Dreieck vom Oberrhein bis zur Mündung der Lahn, und von da bis gegen Regensburg und wieder zu den Donauquellen führte den Namen agri decumani, römisches Zehntland. Bewohnt war es außer von zurückgebliebenen Kelten, Galliern und Germanen, von römischen Kolonisten, Kaufleuten und römischen Militärposten. Zweihundert Jahre, bis nach dem Anfang des 3. Jahrhunderts, blieben die Römer im ungestörten Besitz des Landes, und zahlreiche Zeugnisse über und unter der Erde beweisen uns, daß sie sich wohnlich hier eingerichtet und römisches Kulturleben festen Fuß gefaßt hatte; zwischen den im Lande gebliebenen suevischen Stämmen und den Römern herrschte friedliches Vertragen und zahlreiche Germanen standen in den römischen Legionen, aber im Anfange des 3. Jahrhunderts erhoben sich, ergrimmt über die verräterische Niedermetzelung eines Stammes durch Kaiser Caracalla, ringsum die germanisch-alemannischen Völker, unter ihnen besonders auch die suevischen Juthungen.

Anfangs mehr in räuberischen Einfällen vereinzelter Stämme, dann unter gemeinsamer Führung und Leitung als Alemannenbund brachen sie in Gallien und Oberitalien über die römischen Grenzen ein und machten seit 238 wiederholte Züge weit nach Gallien hinein, alles verheerend, zahlreiche (70) Städte zerstörend. Über hundert Jahre zog sich so mit blutig wechselndem Schlachtenglück der Kampf hin, allmählich zurückweichend verloren die Römer mehr und mehr festen Fuß auf deutschem Boden, 378 führte Kaiser Gratian zum letztenmal römische Legionen über den Rhein, und 400 verließen die letzten römischen Besatzungen auch das linke Rheinufer. Von nun an waren die Alemannen unter vielen kleinen Stammkönigen vom Lech bis Mainz und an beiden Rheinufern aufwärts bis an den Bodensee und den St. Gotthard Herren des Landes.

Aber nicht ungestört; denn schon 412 brachen von Nordosten kommend die Burgunder in die Maingegend in das Land und gründeten hier ein Reich; um 420 zeigten sich an der Nord- und Ostgrenze die ersten verwüstenden Heersäulen der Hunnen, zertrümmerten das kaum gegründete burgundische Reich, ein anderer Schwarm derselben zog vom Bodensee längs des Oberrheins nach Gallien und von dort 451 nach der verlorenen blutigen Schlacht bei Chalons abermals in verheerendem Rückzug durch das Land. Unterdessen war aber vom Niederrhein her ein anderes germanisches Volk, die Franken, so weit in Gallien vorgedrungen, daß sie schon 451 in der Schlacht gegen die Hunnen mitgekämpft hatten. Jenseits des Rheines, bei Mainz, stießen sie auf die Alemannen, und die Schlacht bei Zülpich 496 entschied gegen die bisherigen Herren des Landes. Die alemannisch-fränkische Grenze, jenseits schon weiter südlich vorgerückt, wurde diesseits an der Oos bei Baden festgestellt, so wie diese auch heute noch die Mundartengrenze andeutet.

Diese Volksstämme lieferten das Menschenmaterial, aus dem im ganzen heute noch die Bevölkerung unseres Landes zusammengesetzt ist.

Kelten, Gallier, Germanen, Römer, Alemannen, Franken, Burgunder, Ostfranken, selbst Hunnen gehören zu den Volksstämmen, die einst in dem Lande sich kürzere oder längere Zeit aufhielten.

Die Römer, die kultiviertesten unter diesen Bewohnern, haben zahlreiche Zeugnisse ihres Daseins in den Überresten ihrer Straßen, Bauten und Kunsterzeugnissen hinterlassen, und der Einfluß ihrer religiösen Anschauungen, ihrer Götterlehre, auf die der Germanen, sowie der Einfluß des durch sie in den Süden und Westen unseres Vaterlandes gebrachten Christentums sind eine Hinterlassenschaft, deren Ursprung sich nicht verleugnen läßt.

Bestimmend für die Entwicklung des Volkscharakters ist aber doch vorzugsweise die Periode, in welcher Franken, Alemannen und Sueven die Hauptbestandteile des Volkes bildeten; der Einfluß dieser Völkerstämme hat sich bis auf unsere Zeit erhalten.

Die Franken unseres Landes unterscheiden wir in Rhein-, Süd- und Ostfranken (Rheinpfalz, Main- und Taubergegend). Das südfränkische Gebiet, dessen Grenze von Norden her sich bis an die Oos erstreckt, zieht sich indessen in ziemlich reiner Form nur bis gegen Bruchsal und Eppingen und zeigt bei Bretten schon eine starke Mischung mit dem von Osten vordringenden Schwäbischen, welche in Pforzheim noch bedeutender ist.

Gegen das Breisgau hin nimmt im Rheintal das alemannische Element immer mehr zu, von der Elz an südlich erscheint es immer unvermischter und reiner. Im Gebirge reicht es weit mehr nach Norden. In der deutschen Schweiz zeigt es sich in seiner derbsten Urform. Das Elsaß ist bis südlich von Weißenburg fränkisch, gegenüber der Murgmündung beginnt sein alemannischer Teil.

In dem engeren Bereich des Alemannenvolkes, in welchem sich übrigens ebenfalls manche Spuren keltisch-römischen Wesens finden, erscheint zwischen den Bewohnern des untern und obern Breisgaues (Markgräfler), sowie den Insassen des oberen Rheintales bis Waldshut ein nicht unwesentlicher Unterschied. Im Hegau, Linzgau am Bodensee, in der Baar und über den ganzen mittleren und östlichen Schwarzwald hin hat das schwäbische Element die Oberhand über das Alemannische gewonnen.

Freilich ist nicht zu übersehen, daß das von früherer Zeit an gemeinsame Christentum, die gleiche Regierung und Gesetzgebung, die alles beherrschende Sitte, das gesteigerte Verkehrsleben, das nachbarliche Zusammenwohnen im Laufe der Zeit manches eigentümliche Gepräge verwischt hat.

F. Pfaff

Sprache

Eigenartig und mannigfaltig wie in seinen äußeren Umrissen und in seiner Bodengestalt, so ist unser badisches Land auch hinsichtlich seiner Sprache; denn neben der Schriftsprache, die bald mehr, bald weniger dem gedachten Durchschnitt einer deutschen Einheitssprache nahe kommt, steht nicht etwa nur eine, sondern stehen gemäß der Besiedelung zwei ganz verschiedene Hauptmundarten, und jede wiederum wie überall in zahlreichen Spielarten: der gebirgige Süden ragt in das Alemannische, der flachere Norden gehört zum Fränkischen. Die Linie aber, wo diese beiden Hauptmundarten zusammenstoßen, ist gerade dort, wo unser langgestrecktes, ausgerecktes Land am engsten zusammengeschnürt ist, dort wo Oos und Murg zum Rhein eilen. Aber nicht etwa, als ob die äußeren badischen Landesgrenzen auch zugleich bedeutsame Einschnitte für das Sprachgebiet wären, sondern fast unmerklich gehen die badischen alemannischen Mundarten über in diejenigen des Elsaß, der Schweiz und Württembergs; denn das in Württemberg vorherrschende Schwäbische ist nur eine Unterart des Alemannischen, und dessen gesamtes Sprachgebiet reicht also von der Murg bis zur italienischen, vom Lech bis zur französischen Sprachgrenze. Das Fränkische aber dehnt sich mit Süd- und Mittelfränkisch an Rhein und Mosel bis Aachen und Düsseldorf, mit Ostfränkisch bis zum Fichtelgebirge, vom Niederfränkischen nicht zu reden, das auf niederdeutschem Sprachgebiet im Holländischen weiterlebt.

Worin beruhen denn aber die Eigentümlichkeiten des Alemannischen im engeren Sinn (also ohne das Schwäbische), wodurch es sich vom Fränkischen in der Lautform abhebt? Da ist vor allem die Erscheinung zu nennen, daß die alten langen Vokale î und û des Alt- und Mittelhochdeutschen sich erhalten haben und im Gegensatz zum Fränkischen nicht in die Diphthonge ei und au des Neuhochdeutschen übergegangen sind, so daß Wörter wie bleiben und

schreiben, Haus und Maus noch als blibe(n) und schribe(n), Hus und Mus erscheinen, fast ganz wie im Alt- und Mittelhochdeutschen. Dadurch wird uns sofort zum Bewußtsein gebracht, falls wir uns hierüber noch nicht klar geworden wären, daß die Mundart keineswegs etwa eine spätere Verstümmelung der Schriftsprache ist, sondern daß sie umgekehrt in vielen Fällen das Ursprüngliche bewahrt, während die Schriftsprache jüngere Formen aus andern Mundarten übernommen hat, wie sie überhaupt etwas künstlich Zusammengesetztes ist im Gegensatz zu der urwüchsigen, einheitlichen Redeweise bestimmter Landesgegenden. Und wie in diesen Fällen das Alemannische im Gegensatz zum Fränkischen und zur Schriftsprache die alten einfachen langen Vokale festhält, so setzt es umgekehrt alte Diphthonge des Mittelhochdeutschen fort, so daß alemannisch liĕb, grüĕn, guĕt dem mittelhochdeutschen liep, grüene, guot noch sehr nahe stehen.

Das mögen die bedeutsamsten Eigentümlichkeiten sein, die das Alemannische vom Fränkischen abheben. In sich aber zerfällt das Alemannische wieder in viele Unterarten, zunächst in zwei Hauptarten, nämlich in das mildere nördliche Niederalemannische und das rauhere südliche Hochalemannische, in welch letzterem anlautendes k — als rauhes, am Hintergaumen gesprochenes ch — erscheint, wie in Chind, Cheller, Chnab statt Kind, Keller, Knabe. Die Sprachgrenze aber zwischen diesen beiden Gebieten liegt bei Freiburg, genauer gesagt ist es eine Linie von West nach Ost laufend, zwischen Staufen und Freiburg, Todtnau und Löffingen, Stühlingen und Fürstenberg, Blumenfeld und Engen. Dabei sei bemerkt, daß die Hauptmasse der Hochalemannischen außerhalb Badens liegt, denn sie wird durch die Schweizer Mundart gebildet. Zum Hochalemannischen aber auf badischem Boden gehört vor allem die liebliche Sprache unseres Dichters Joh. Peter Hebel, der seine heimatliche Mundart des Wiesentals berühmt gemacht, der überhaupt erst durch seine „Alemannischen Gedichte" im Jahre 1803 das Wort „alemannisch", das vorher nur Volksbezeichnung war, zum erstenmal als Bezeichnung einer Mundart eingeführt hat, und zwar nicht nur als Dichter, sondern auch als Sprachforscher, denn er war sich dessen wohl bewußt, wie viel Altes und Ehrwürdiges in ihr lebt, wenn er im Jahre 1801 also an einen Freund schreibt: „Ich studiere unsere oberländische Sprache grammatikalisch. ., ich suche in dieser zerfallenen Ruine der altdeutschen Ursprache noch die Spuren ihres Umrisses und Gefüges auf und gedenke bald eine kleine Sammlung solcher Gedichte mit einer kleinen Grammatik und einem auf die Derivation verweisenden Register der Idiotismen in die Welt fliegen zu lassen." Und in der Einladung zur Subskription im August 1802 betonte er auch den Nutzen der Gedichte für den Sprachforscher, dem bisher für die Kunde der Mundarten fast nichts als trockene Wörterbücher zu Gebot gestanden hätten; und in ähnlicher Weise spricht er sich dann in der Vorrede zu den Gedichten aus,

die 1803 in die Welt hinaus gingen und bald allgemeine Bewunderung erregten, so daß schon im Erscheinungsjahr Jean Paul urteilte, diese Gedichte seien nicht nur einmal, sondern zehnmal zu lesen, so daß Goethe schon 1805 es anerkannte, daß der Dichter sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß erwerben werde. Und heute ist kein Zweifel, daß kaum ein anderer Dichter seine Heimatmundart so berühmt gemacht hat wie Hebel sein Alemannisch; denn in dieser Sprache hat er der mundartlichen Dichtung zum sieghaften Durchbruch verholfen. Heutzutage allerdings ist die mundartliche Dichtung ja allgemein anerkannt, wir wissen jetzt, was wir in ihr besitzen, daß sie das Volkstum ganz anders zum Ausdruck bringen kann, als die abgeflachte Schriftsprache, daß sie viel reicher ist an Ausdrücken für das Kleinleben des Alltags, für Pflanzen, Tiere, Speisen, Geräte und Gebräuche, vor allem auch für die kleinen Gefühlsäußerungen und Stimmungsabstufungen des täglichen Lebens, daß also die mundartliche Dichtung eine Bereicherung unserer geistigen Schätze ist. Ganz anders aber war dies zu Hebels Zeiten: in der Ankündigung seiner „Alemannischen Gedichte" mußte er noch das Vorurteil zu entfernen suchen, als handle es sich hier um niedrige Possen, die eines „Gebildeten" unwürdig seien. Daß aber dies Vorurteil glänzend überwunden ist, das haben wir vor allem seinen herrlichen Schöpfungen zu verdanken.

Auf weitere Unterschiede zwischen Hochalemannisch und Niederalemannisch lassen wir uns außer jenem Gesamtmerkmal — hochalemannisch Chind, Cheller, Chnab, niederalemannisch wie in der Schriftsprache Kind, Keller, Knab — hier nicht ein, sondern fragen uns jetzt, wie sich das Fränkische in sich zergliedert, das also nördlich vom Niederalemannischen im Flußgebiet von Dos und Murg zu herrschen beginnt. Wir erinnern uns, daß hier in dem Südfränkischen als Hauptmerkmal an Stelle der alten langen Vokale î und û nunmehr die neuen Diphthonge ei und au einsetzen, und gerade nach der Gestaltung dieses neuen ei wie in Pfeife gegenüber altem Pfife hebt sich zunächst in Mittelbaden das Gebiet von der Murg bis südlich von Karlsruhe ab, in dem Pfeif mit richtigem kurzem e und nachfolgendem i gesprochen wird, während von Karlsruhe an nach Norden die Lautform Pfaif anhebt mit ai, bestehend aus kurzem a mit nachfolgendem i. Nicht aber, als ob in diesem Gebiet, das bis gegen Wiesloch reicht, dies neue ai zusammenfallen würde mit den alten Diphthongen ei wie in zwei, Ei, weich, die schon aus dem Altdeutschen stammen; sondern diese alten Diphthonge werden hier mit langem breitem nach oo hinklingendem aa und nachfolgendem i gesprochen, wofür als klassisches Beispiel eben öfters die Zusammenstellung jener drei Wörter angeführt wird, wenn der Karlsruher im Wirtshaus nach dem Kellner ruft und ihm aufträgt: Bringe Se mir zwaai waaiche Aaier! Und entsprechend fällt das neue au, das aus früherem langen u entstanden ist,

keineswegs mit altem au, früherem ou, zusammen; sondern dies letztere wird hier als langes breites aau gesprochen wie in raauche aus früherem rouchen, daaub aus früherem toup im Gegensatze zu die Daub (Vogel) aus früherem tube.

Welch breite behagliche Gemütlichkeit liegt in solchen Tönen eines aai und aau, die in andern Wörtern dieser Gegend ferner dadurch zum Ausdruck kommt, daß die Umlaute ü und ö ohne Lippenrundung, also mit breiter Lippenstellung gesprochen werden, so daß ü als i und ö als e erscheint: Zieg = Züge, iwwer = über, greßer = größer, Kerwle = Körblein. Dazu gesellte sich, daß bei dem breiten sch, bei dem die Zunge im Gegensatz zu dem spitzen s eine breitere Rinne bildet, auch noch die Lippen überdies auffallend weit vorgestülpt werden wie in Schachtel oder in Schuul = Schule, und dies sch erscheint wie in den meisten badischen Mundarten in den Lautgruppen st und sp nicht nur, wie in der Schriftsprache, am Anfang starkbetonter Silben, sondern in jeder beliebigen Stellung, so demnach auch in zahlreichen Wörtern wie fascht = fast, eerscht = erst, Pflaschder = Pflaster, Haschbel = Haspel, Kaschber = Kaspar.

In vielem stehen diese mittelbadischen Mundarten dem östlich angrenzenden Schwäbisch nahe, weshalb man sie auch als Rheinschwäbisch bezeichnet hat. Gemeinsam ist dem Schwäbischen mit dem nördlichen Niederalemannischen das alte lange i als ei (Pfeif) und anderseits gemeinsam mit den südfränkischen Mundarten um Karlsruhe das alte ei als breites ooi (zwooi Ooier = zwei Eier). Dagegen ist dem Schwäbischen insbesondere eigentümlich der Übergang von i und u vor Nasenlauten in e und o, wie in Finster als Fenschter, Kunst als Konscht, ferner Schwinden des n vor s unter Nasalierung des vorhergehenden Vokals wie in Gänse als Geñs, endlich Ausgang der Pluralformen beim Zeitwort auf -et in wir saget, ihr saget, sie saget gegenüber fränkisch wir sage(n), ihr sage(n), sie sage(n). Die Grenze aber zwischen Niederalemannisch und Schwäbisch läuft zwischen Oppenau und Freudenstadt, Wolfach und Schiltach, dann über Tuttlingen und Stockach zum Überlingersee, also ungefähr auf der badisch-württembergischen Landesgrenze. Die Sprachgrenze zwischen Südfränkisch und Schwäbisch läuft dann von Freudenstadt nordöstlich durch Württemberg zwischen Neuenbürg und Liebenzell, Besigheim und Bietigheim, Crailsheim und Ellwangen.

Auf welches mundartliche Gebiet kommen wir aber in Baden nördlich von Wiesloch an? Da befinden wir uns immer noch im Südfränkischen, treten aber in eine besondere Unterart ein, nämlich ins Pfälzische. Da hebt zunächst bei den Vokalen die Erscheinung an, daß die alten Diphthonge ei und ou, die wir zuletzt im Mittelbadischen als breites aai und aau gefunden haben — Flaaisch und raauche aus altem Fleisch und rouchen — nunmehr unter weiterer Ausdehnung des ersten Vokals den nachklingenden zweiten

Vokal völlig verdrängen lassen, so daß nur noch ein langes breites aa übrig bleibt wie in Flaasch und raache. Das ist aber nicht das Hauptmerkmal des Pfälzischen, denn die Zusammenziehung dieser alten Diphthonge kommt auch in anderen Gegenden vor, so auch im Ostfränkischen raache = rauchen; sondern das Hauptmerkmal ist ein konsonantisches und erhellt sofort aus der Art, wie der Eingeborene dort seine Heimat benennt: die fröhliche Palz! Für die Palz, wo der Parrer e Paif raacht, wo man e Pund Peffer kaaft, ist das Hauptmerkmal die Erhaltung des alten anlautenden p — das im gesamten Mittel- und Oberdeutschen zu pf verschoben worden ist — durch die sogenannte zweite, hochdeutsche Lautverschiebung. Dieses Palz-Gebiet umfaßt den nordwestlichen Teil von Baden mit den Hauptorten Mannheim und Heidelberg, dehnt sich südlich aus bis Germersheim und Wiesloch, östlich bis Mosbach, wo dann im nordöstlichen Zipfel von Baden sich das Ostfränkische des Taubergrundes anreiht. Außerhalb Badens gehört zum Pfälzischen, das auch als Rheinfränkisch bezeichnet wird, die bayerische Rheinpfalz und ein benachbarter Teil von Hessen. Ausgezeichnet ist Sprache und Volk durch derbe Lebhaftigkeit in rasch wechselndem und singendem Redeton, aber auch durch gutartigen Humor, so daß die Bezeichnung Pfälzer Krischer kaum etwas Beleidigendes in sich birgt. Ein köstliches Denkmal aber hat ihr der Heidelberger Rechtsanwalt Karl Gottfried Nadler im Jahre 1847 gesetzt in seinen „Gedichten in Pfälzer Mundart: Fröhlich Palz, Gott erhalts!": er hat es verstanden, um mit Luther zu reden, dem gemeinen Manne aufs Maul zu sehen, nicht nur in den Redewendungen, sondern auch in der Lautfärbung, wie er fein unterscheidet zwischen Heidelberger Stadtbewohnern und Landbewohnern, diese mit Flaasch, mit Laad und Fraad, jene mit Fleesch, mit Leed und Freed = Fleisch, Leid und Freude.

Damit wären die Hauptunterschiede in der Lautgebung genannt, nach denen sich die badischen Hauptmundarten zerlegen. Auf weitere Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, da ja fast jedes Dorf sich wieder von jedem Nachbardorf abhebt, wie z. B. die Heidelberger Vororte Neuenheim und Handschuhsheim in manchem eine unter sich und von der „Altstadt" verschiedene Aussprache haben. Von Wert aber mag es noch sein, von der Lautgebung der Hauptmundarten im Satzzusammenhang eine Vorstellung zu geben, und zwar sei es versucht, ein und denselben Satz in Proben der Hauptmundarten abzuwandeln, damit die Gegensätze desto schärfer hervortreten, und zwar jetzt von Nord nach Süd. Nehmen wir an, in einem langsamen Zug der Eisenbahn sitzt ein Zehnjähriger neben seinem Vater, der behaglich die blauen Wolken seiner Zigarre in die Luft bläst; in der anderen Ecke des Wagens aber kauert ein Bäuerlein, dem hängt die Pfeife traurig im Mund, denn sie ist ausgegangen, Feuerzeug hat er nicht, und am Ende ist auch der Tabaksbeutel leer. Da ergreift den Zehnjährigen das Mitleid,

er stößt seinen Vater in die Seite und will ihn auf den Notstand aufmerksam machen, indem er sagt: „Vater, ich glaube, der Bauer dort raucht eine kalte Pfeife, willst du ihm kein Feuer geben? Oder am Ende hätte er noch lieber eine gute Zigarre!“ Nach gütiger Auskunft von zuverlässigen und sachkundigen Gewährsmännern würden diese mitleidsvollen Worte des Jungen etwa folgendermaßen lauten, und zwar zunächst im Ostfränkischen des Taubergrundes auf der Bahn von Tauberbischofsheim nach Lauda: „Vadr, i glaap dr Bauer dort raacht ĕ kaldi Pfaüfe! Wilstem kaañ Faüer gääwe? odr ĕménn hät'r no liiwr e guudi Zigarre.“ Im Pfälzischen sodann auf der Bahn von Heidelberg nach Mannheim könnte man hören: „Vaddă, isch glaab, dă Bauă doăt raachd ĕ kaldĭ Paif! Willschd'm keeñ (Heidelberg-Land: wit'm kaañ) Faiă gewwĕ? Odda am Enn hedd ă noch liwă e guudi Sigaar.“ Im Mittelbadischen auf der Bahn von Karlsruhe nach Bruchsal würde es heißen: „Vaddr, ich glaaŭb, der Bauer dort raaŭcht ĕ kaldĕ Pfaif. Willsch'm kaiñ Faier gewwĕ? Oder am End hedd'r no liiwer ĕ guudĕ Zigaar.“ Im westlichen Niederalemannischen wäre zwischen Lahr und Ettenheim zu hören: „Vaddr, i glaib, der Büür dert raicht ä kaldi Pfiff! Wit ĕm kai Fiir gän? Oder am Aend häddr noch liĕwer ä guĕdi Sigaar.“ Im östlichen Niederalemannischen dagegen wäre in der Baar auf der Bahn von Bräunlingen nach Donaueschingen zu vernehmen: „Vadder, ech gloub, der Buur dert roucht ä kaldi Piiffä! Widdim du ko Fiir gää? Oder am End heddr no liebĕr ä guĕdi Sigar.“ Und endlich würde im Hochalemannischen das Büblein des Wiesentals im Zug von Lörrach nach Schopfheim sagen: „Vattr, i glaub, fäll'r Buur döört raucht ĕ chalti Pfife (oder noch eher: fällr Buur döört het kai Füür in dĕ Pfife)! Wit ĕm kai Füür gä? Oder em änd het'r no liĕbr e guĕti Sigarre!“ Wahrlich, welch bunte Mannigfaltigkeit auf engem Raum, so daß kaum ein anderer deutscher Bundesstaat auf gleichem Raume verhältnismäßig eine solche Verschiedenheit der Mundarten zeigt wie eben unser badisches Land! —

Vor allem ist es die von uns betrachtete Lautgebung, nach der sich die einzelnen Mundarten voneinander abgrenzen lassen; aber auch nach Wortbiegung und Wortbildung, nach Wortschatz und Wortbedeutung treten bemerkenswerte Unterschiede hervor. Im Alemannischen heißt es g'sii, im Pfälzischen gewest für gewesen; nur der Alemanne bewahrt die alten Formen ich nimm, ich gib aus früherem ich nime, ich gibe, ebenso das ältere rückbezüglich ihm statt des neueren sich, das ursprünglich nur Akkusativ war, wenn Hebel vom „Spinnlein“ sagt: „s denkt bi(n) em selber“, wie Luther noch übersetzt: „Unser keiner lebt ihm selber“. Verschieden

Neckar bei Mannheim

ist auch die Bildung der Verkleinerungswörter: dem ursprünglichen nur oberdeutschen -lein, früher -lin, entsprechend erscheint im Alemannischen -li in Maidli, Hüsli, im Schwäbischen -le, im Fränkischen -ele und -el, im Pfälzischen -che und in der Mehrzahl -cher in Dämche — Dämcher, Mädche — Mädcher, oder auch in Verbindung der beiden Endungen Wägelche — Wägelcher.

Bei den Ortsnamen herrschen im Fränkischen Zusammensetzungen mit Heim, Stadt, Bach und Dorf vor, im Alemannischen finden sich häufig Weiler und Weil, Ach, Wangen, Schwand, Boden, Bühl, Fluh und Halde; Woog und Teich ist fränkisch, Weiher alemannisch; „Sumpf" ist fränkisch Bruch und Ried, alemannisch Moor, Moos, Sol, Schlier und Horb; Rodungen werden fränkisch Rod genannt, alemannisch Rütte, Schwand und Brand (vom Roden durch Feuer); die Bergschlucht heißt beim Franken Klinge, beim Alemannen Tobel, die Bergwiese alemannisch Egerte; der Rasen heißt bei dem Alemannen Wasen, was der Pfälzer ebensowenig kennt, wie die auch dem Odenwälder unbekannten Holzrisen des Schwarzwälders. Nur der Alemanne kennt die Biene als Imme; nur der Alemanne versteht es, wenn einer sagt, er komme am nächsten Zischtig (alte Form für den Dienstag aus früherem Ziustag nach dem altgermanischen Kriegsgott Ziu, dem altnordischen Tyr); nur der Pfälzer versteht es, wenn einer zu ihm ins Zimmer kommt und erzählt, daß es draußen gooweddelt (d. h. durcheinander regnet und schneit, früher aus Gauwetter, jetzt auch als jähes Wetter erklärt).

So sind die deutschen Mundarten, die sich in den letzten Jahrhunderten zu immer größerer Verschiedenheit entwickelt haben, in unserm badischen Land in vielseitiger Fülle vertreten, und an und für sich ist, wie in allem ungestörten Sprachleben, die Neigung zu immer größerer Spaltung vorhanden, wenn nicht durch den Verkehr wieder Ausgleichungen stattfänden. Mächtig geht gerade durch unser Land ein starker Verkehrsstrom, von zahlreichen Heerstraßen und einem dichten Netz von Eisenbahnen ist es durchzogen, allenthalben herrscht Freizügigkeit, so daß zur Vermischung der Mundarten der einzelnen Landesgegenden reichlich Gelegenheit geboten ist. Ob sich vielleicht dereinst in Hunderten von Jahren durch die politische Zusammengehörigkeit eine einheitliche badische Volkssprache herausbildet? Wer kann es wissen? Einstweilen jedenfalls sind die Gegensätze groß, und auch im Gebrauch der Schriftsprache bestehen bei den Gebildeten von Nord- und Südbaden erhebliche Unterschiede. Wenn es aber Norddeutschen niederdeutscher Herkunft auffällig ist, daß wir in der Handhabung der Schriftsprache noch mehr als sie der Heimatmundart Zugeständnisse machen, so mögen sie bedenken, daß wir nicht im gleichen Grad wie sie in der Schriftsprache gleichsam eine neue Sprache lernen, sondern daß die Schriftsprache unsern ererbten

Volksmundarten viel näher steht und sich deshalb viel eher mit ihnen vermengt, da sie ja auf die kursächsisch-böhmische Kanzleisprache mittel- und teilweise auch oberdeutschen Ursprungs zurückgeht.

Albert Waag

Muttersprache

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache schön und wunderbar,
Ach wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes altes Lied!
Leb aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Max von Schenkendorf

Wie unsere Geschlechtsnamen entstanden sind

Von Haus aus hatte jeder Mensch nur einen einzigen Namen, wie etwa Adam und Eva, David und Salomo, Hektor und Achilleus, Kriemhild und Brunhild, Arminius und Thusnelda. Das genügte völlig, um den einen Menschen vom andern zu unterscheiden. Jeder konnte wissen, daß er gemeint war, wenn er seinen Namen nennen oder rufen hörte. Der Vor- oder Rufname allein genügte aber nicht mehr, sobald zwei oder mehr beisammen waren, die auf den gleichen Rufnamen hörten. Dann trat das Bedürfnis ein, die verschiedenen Karl, Friedrich, Werner und Helmut noch durch den Zusatz des Geschlechts zu unterscheiden, aus dem sie stammten. So entstanden die Familien- oder Geschlechtsnamen.

Zuerst trat dieses Bedürfnis beim Adel auf. Auf einer Heerfahrt kamen etwa verschiedene Hans, Hartmann, Klaus und Dietrich zusammen. Wollte sie der Herzog unterscheiden, so rief er einmal: „Hans von Gemmingen!" Das nächste Mal: „Hans von Gültlingen!" oder einmal: „Klaus von Ellrichshausen!", das andere Mal: „Klaus von Kapff!" Diese ältesten Familiennamen adliger Familien sind spätestens zur Stauferzeit entstanden. Einzelne Adelsnamen gehen bis auf die Zeit Karls des Großen zurück, so der Name derer von Stain zum Rechtenstein, die ursprünglich Herren des gleichnamigen Ortes waren, der an der Donau bei Obermarchtal liegt.

Der weitaus größte Teil unserer Familiennamen ist aber bürgerlicher Herkunft und verdankt seine Entstehung dem Aufblühen des Städtewesens im 13. und 14. Jahrhundert. Innerhalb der Tore seiner Stadt hatte den zünftigen Handwerker oder Händler jedermann schon an seinem Vornamen gekannt, wie noch heute auf dem Dorfe jeder den andern ausschließlich mit seinem Vornamen bezeichnet und gar kein Bedürfnis hat, den Geschlechtsnamen zu brauchen. „Karl heißt er, aber Maier schreibt er sich", sagt daher der Bauer noch heute. Erst als der Bürger „sich schreiben" mußte, brauchte er überhaupt einen Geschlechtsnamen, um sich rechtlich genau und eindeutig von seinem Nachbar zu unterscheiden, der etwa den gleichen Vornamen führte.

Bürger und Städte waren durch Gewerbe und Handel groß geworden, daher war es das Einfachste, man schrieb unter eine Rechnung oder einen Kaufvertrag etwa „Dietrich (der) Metzger" oder „Dietrich (der) Beck" oder „Dietrich (der) Küfer". So sind wohl unsere ältesten bürgerlichen Familiennamen diejenigen, die ein Handwerk oder eine Abart des Kaufmannsstands bezeichnen. Viele dieser alten Handwerke sind heute ausgestorben oder bestehen unter anderen Bezeichnungen weiter, so daß der alte Handwerksname nur noch als Familienname weiterlebt. Zu diesen gehören z. B. Armbruster, Backmeister, Binder = Küfer, Bogner, Brunner, Fiedler, Spanner =

Frachtverlader, Schwegler und Schwegelbauer = Flötenmacher, Dengler, Klaiber = Gipser, Bader, Kemmler, Körber, Pichler und Bechler, Harzer oder Herzer, Blaicher, Bracher, Brenner im Sinn von Wein- oder Schnapsbrenner, Bierer = Bierbrauer, Büttner = Küfer, Decker = Dachdecker, Fackler, Ferg = Fährmann, Gabler, Fröhner = Taglöhner, Pfeilsticker, Lebküchner, Salzmann, Eisenmann oder Eisenmenger, Schröter = Küfer und Zeuner.

Auch eine Amtsbezeichnung, nicht nur das Gewerbe, das ein Bürger betrieb, konnte zur Unterscheidung von Gleichnamigen hinter den Vornamen gesetzt werden, z. B. Hans (der) Vogt, Jörg (der) Gaiser, d. h. Geißhirt, Konrad (der) Kämmerer oder Cammerer.

Einfacher war es fast noch, die Träger desselben Vornamens durch Hinzusetzen des Namens des Vaters zur Bezeichnung der Abstammung oder des Geschlechts zu unterscheiden. Die ältesten dieser Sippennamen sind die auf -ing ausgehenden, die auch in unsern frühesten auf -ingen endigenden Ortsnamen erhalten sind, wie Benzing, d. h. Sohn des Benz, Gering = Sohn des Gero, Henning = Sohn des Hahn, Münzing = Sohn des Munz, Liebing = Sohn des Lieb usw. Am allereinfachsten war es aber, den Namen des Vaters unverändert neben seinen Vornamen zu setzen und sich etwa zu heißen: Otto (Sohn des) Wilhelm, Karl (Sohn des) Kunz oder verkleinert (Sohn des) Künzle, schwäbisch Kienzle, Heinrich (Sohn des) Ortlieb oder verkleinert (Sohn des) Örtle oder dasselbe schwäbisch geschrieben „Ertle", Werner (Sohn des) Burkhardt, verkleinert Bürkle, schwäbisch Birkle usf.

In diesem Fall war wohl der Träger des Vornamens derjenige, der sich seinen Geschlechtsnamen selbst beigelegt hat. Anders mag es bei der Entstehung der Familiennamen zugegangen sein, die durch Hinzusetzen eines Eigenschaftsworts geworden sind. Diese bezeichnen irgend eine äußere oder innere Besonderheit des Betreffenden, wie z. B. Hermann (der) Roth, Hermann (der) Schwarz, Gustav (der) Brieger, d. h. der Heuler, und Gustav (der) Kaller, will sagen der Schwätzer. Solche Dinge pflegt der liebe Nächste vorher zu bemerken, ehe man sie selbst sieht, und daher werden auch solche Namen wohl dem Inhaber stets von anderen angehängt worden sein.

Besonders hübsch ist aber die Namengebung in den Fällen geraten, da man eine solche Eigenschaft mit einem bildlichen Ausdruck bezeichnet hat. Was das Bild im einzelnen ausdrücken will, ist meist ohne weiteres deutlich. Warum wird man wohl den einen Maul oder Mäulen, den andern Gans oder Gänßlen, den dritten Rettich, den vierten — gut schwäbisch — Pflomm für Pflaume, wieder einen Ochsenwadel oder Katzenwadel, d. h. Ochsenschwanz und Katzenschwanz geheißen haben?

Wieder auf Berufsbezeichnungen als Quelle für den Familiennamen führen uns die Namen, die nicht von städtischen, sondern von bäuerlichen

Berufen hergenommen sind, wie Maier, Häcker, Pflüger, Huber, Hieber — schwäbisch geschrieben für Hüber, den Besitzer einer Bauernhube — Söldner, einen Oberländer Ausdruck für Kleinbauer, Hofer oder Höfer, Häusler und Gößler oder Geßler, eigentlich Gäßler d. h. Gassenbauer. Häufig schreibt sich die Bauernfamilie nach ihrem Hofe, der meist seinen Namen wieder von seiner Lage bekommen hat, so Sandberger, Desselberger, Redelberger, Stahlecker, Dinkelacker, Palmbach(er) oder Missenharter. Diesem letzten Namen sieht man sofort an, daß die bäuerlichen Ahnen dieser Familie einmal im Schwarzwald gesessen sein müssen, wo es in den Harten, d. h. Wäldern Missen, will sagen Hochmoore gibt. Eine besondere Art, eine Bauernfamilie nach ihrem angestammten Hof zu bezeichnen, besteht in der Sitte, dem Vornamen das Schildzeichen des Hauses anzufügen, z. B. Hans Engel, was eigentlich bedeutet: Hans, der Sohn des Hofbauern zum Engel, oder Karl Hirsch, der Sohn des Bauern, der im Hof zum Hirsch wohnt.

Andere von selbst verständliche Namen, die von Herkunft oder Abstammung des Betreffenden reden, bezeichnen Heimatort oder Heimatland des Namensträgers, wie Böhringer, Eßlinger, Gansloser, Berkhemer, Rechkemer — fränkisch verschrieben für Roigheimer, mundartlich „Reechga“ ausgesprochen —, Allgäuer, Bayer, Frank, Heß, Sachs, Preuß.

Zu den ausgesprochen jungen Familiennamen gehören diejenigen, die in der Befehlsform stehen, z. B. Schlaginhauff, Schlagintweit, Hopfensitz, Schüttenhelm — eigentlich schüttel den Helm! — Diese Namen sind scherzhafte Bezeichnungen, die sich vor allem die Landsknechte im 16. und 17. Jahrhundert gegenseitig angehängt haben.

Etwa aus derselben Zeit stammen die lateinischen und griechischen Familiennamen, die sich die humanistischen Gelehrten an Stelle ihrer schönen deutschen beilegten, weil sie glaubten, um das gebildeter zu sein. So hieß sich ein Schmid Faber, ein Guoth Benignus, ein Birk Betulius, ein Wulle Irion und ein Koch Magirus.

Noch jünger sind Familiennamen, die ursprünglich Hausnamen gewesen sind und sich als solche durch zusammengesetzte Form kennzeichnen, wie Schmidpeter, Elsenhans, Brandseph, Eisenbraun, Dammbeck, Langheinrich, Bidlingmaier, Eidenbenz, Josenhans, Katzmaier, Schmidgall und Ulsenbenz.

Rudolf Kapff

Die Familie

Die Familie ist uns nicht bloß religiös, sondern auch sozial und politisch ein Heiligtum. Denn die Möglichkeit aller organischen Gliederungen der bürgerlichen Gesellschaft ist in der Familie im Keim gegeben, wie der Eichbaum in der Eichel steckt. In der Familie ist gegründet die sozialpolitische

Potenz der Sitte, aus welcher das Gesetz hervorgewachsen ist. Die Familie ist überhaupt die notwendige Voraussetzung aller öffentlichen Entwicklung der Völker. Die Familie antasten, heißt aller menschlichen Gesittung den Boden wegziehen. Wie der Staat auf den Schwerpunkt des Rechtes gestellt ist, so die Familie auf den Schwerpunkt der sich ergänzenden Liebe und der auf diese gegründeten bewegenden Mächte der Autorität und Pietät.

Autorität und Pietät sind die bewegenden sittlichen Motive in der Familie. Im Staate sind sie das nicht; sie treten hier in die zweite Linie zurück, und das Rechtsbewußtsein tritt an ihrer Statt in die erste Linie vor. Aus dem Grundverhältnis der natürlichen Autorität und Pietät zwischen den Familiengliedern wächst die Familiensitte auf, welche das Familienleben formt und ordnet, wie das Gesetz die Formierung des Rechtsbewußtseins im Staatsleben ist. Es ist hier am Ort, den höchst wichtigen Begriff der Sitte gründlicher zu bestimmen. Denn von der Familie geht das Regiment der Sitte aus, um sich über die bürgerliche Gesellschaft und, beim organischen Aufwachsen der Gesetze und Rechtsgewohnheiten, auch über den Staat zu verbreiten.

Die Entstehung der Sitte vergleiche ich mit der Entstehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen bestimmten nennbaren Verfasser. Solange man einen solchen noch nennen kann, ist das Lied auch kein wirkliches Volkslied geworden. Nur das Volk selber macht Volkslieder. Allein ein einzelner muß doch der erste Urheber gewesen sein? Ganz gewiß. Andere bildeten aber sein Lied weiter; ganze Generationen modelten es aufs neue um, so daß immer wohl Elemente des ursprünglichen Liedes blieben, aber auch so viele neue, an denen Hunderte mitgearbeitet, hinzukamen, daß zuletzt niemand mehr sagen kann, wer eigentlich das Lied gemacht hat. Wüßte man auch den Namen des Autors, so täte das gar nichts zur Sache. Das Lied ist sein Lied nicht mehr. Es sind hundert neue Lieder daraus hervorgewachsen, an welche hundert weitere Sänger Ansprüche haben, und als die Quintessenz dieser hundert Lieder erscheint zuletzt die eben geltende neueste Fassung als Volkslied. In fünfzig Jahren wird aber auch diese wieder in eine andere umgebildet worden sein. So entsteht und wächst das Volkslied, und ganze Generationen sind sein Dichter und Komponist gewesen.

Ähnlich geschieht es mit der Sitte. Eine Sitte kann niemals von einem einzelnen willkürlich gemacht werden: sie wird und wächst wie das Volkslied. Eine von einem einzelnen geschaffene Einrichtung wird erst zur Sitte, indem sie sich durch eine Reihe von Geschlechtern festsetzt, erweitert und fortbildet. Etymologisch ist dies angedeutet in den mit Sitte häufig gleichbedeutend genommenen Wörtern „Brauch“ und „Herkommen“. Die Sitte wird solchergestalt zu dem natürlichen, organischen Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen, und das Vorurteil, daß eine Sitte schon darum gut

sei, weil sie sehr alt, ist in der Regel nicht unbegründet. Ein Volkslied muß auch alt sein, sehr alt, um recht echt und gut zu sein. Ein „ganz neues Volkslied" ist eigentlich ein Unsinn. Denn ein solches Lied könnte wohl im Volke gesungen werden, aber es kann nicht vom Volke gemacht sein; dazu braucht es Zeit.

Es fragt sich nun aber weiter, was denn eigentlich der substanzielle Wert der Sitten sei, die echt sind, weil sie alt sind. Sind sie auch gut, weil sie alt sind? Sind etwa die ältesten die besten? Sollen wir unseren Trieb zur freiesten, buntesten, individuellsten Entwicklung jener Sitten in Fesseln dahingeben, deren einziges Recht ihr langer Stammbaum ist? Sollten wir nicht nach eigenen Heften neue Normen der Lebenspraxis aufstellen, begründet auf die in der modernen Zeit unstreitig geläuterten Ideen der Freiheit, des Rechts, des Wohlstandes, der Bildung?

Hier stelle ich nun geradezu den paradoxen Satz auf, daß allerdings die meisten gut sind, weil sie alt sind, und daß wirklich in der Regel die ältesten die besten.

Wir erkannten oben die Sitte als das geschichtliche Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen. Sie ist ein Gefäß nicht des Witzes eines einzelnen, sondern der Weisheit der Jahrhunderte. Sie läuterte sich und wuchs mit denselben Generationen unseres Volkes, mit denen uns das ganze große Erbe unserer geistigen Fundamental-Anschauungen zugewachsen ist. Es wiederholt sich also auch hier ein Verhältnis, welches der väterlichen Autorität verwandt ist. Weil die nationale Sitte geschaffen ist von der ganzen Volkspersönlichkeit, darum legen wir ihr höheren Wert bei, als dem Brauch, welchen ein einzelner aufbringt. Man will ja auch nicht, daß ein einzelner die Gesetze mache; die Vertreter der ganzen Nation beschließen die Gesetze. Glaubet man nun hier, daß es würdiger und besser sei, wenn ein solches Werk im Namen und Auftrag der ganzen Volkspersönlichkeit geschaffen werde: um wie viel höher muß man dann das Gewicht jener großen Volkskammer anschlagen, die seit Jahrhunderten tagt, um stetig und langsam die nationalen Sitten herauszubilden.

Aus den Sitten sprossen die allgemeinsten und dauerhaftesten Gesetze auf, die eigentlichen Grundgesetze der Staaten. Sie bauen eine Brücke von der Gesellschaft zum Staate hinüber. Wie die Kunstmusik sich verjüngt und erkräftigt, indem sie von Zeit zu Zeit immer wieder zum Born des Volksliedes zurückkehrt, so verjüngt sich auch der Staatsorganismus durch jede neue Berücksichtigung der volkstümlichen Sitte. Die Rücksichtnahme auf die Volkspersönlichkeit anzubahnen und zu regeln, ist eben die Aufgabe der Sozialpolitik. Das Volk bleibt durch Jahrhunderte jung, während der einzelne in Jahrzehnten altert: darum ist die Volkssitte und das Volkslied ein wahrer Jungbrunnen für alternde Staatsmänner und Musikanten.

Denn die schwer zu verwüstende Jugendfrische des Volkes sprüht und glüht in seinen Sitten und Liedern, und je älter Sitten und Lieder sind, um so jugendfrischer müssen sie natürlich sein, weil ihre Keime alsdann ja in dem frühesten Jugendalter des Volkes gesäet wurden.

Wenn aber die Sitte keimt, wächst und blüht, dann muß sie auch vergehen. Tausende von Sitten erstarren, sterben ab und werden vergessen. Die ursprünglichsten aber dauern fast immer am längsten aus, und auch darum sind sie gut, weil sie alt sind, denn sie haben die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden.

Ein jugendlich naives Zeitalter besitzt vorwiegend noch die rechte Unbefangenheit und den natürlichen Instinkt, um jene allgemeinsten und sittlichsten Sitten schaffen zu können, die für die häusliche und gesellschaftliche Lebenspraxis auf Jahrhunderte den Grund legen. An eine Sitte muß man glauben. Wenn wir aber auch ganz vortreffliche neue Grundlagen des Hauses und der Familie ersönnen, würden doch schwerlich noch einmal Sitten daraus aufwachsen, denn alle Welt würde unsere neuen Regeln kritisieren und nur die wenigsten würden sie gläubig hinnehmen und bewahren. Eine Epoche, welche so theoretisch schöpferisch ist auf dem Gebiete des Rechts wie die unsrige, wird es niemals praktisch auf dem Gebiete der Sitte sein. Wir werden die ererbten Sitten läutern, weiter bilden oder zerstören, in minder wichtigen Dingen werden wir auch allenfalls Keime zu neuen Sitten pflanzen; aber Kardinalsitten der Nation, die bestimmend würden für den ganzen Charakter derselben, schafft unsere Zeit keine mehr. Wären darum die alten Kardinalsitten unseres Volkes auch minder gut als sie wirklich sind, so müßten wir sie doch festhalten, weil in ihnen eine Autorität gegeben ist, die, einmal gebrochen, für uns nie mehr wieder gewonnen werden kann. Die Nationen selber fallen in Trümmer, wenn einmal ihre Kardinalsitten fallen; denn in dem Aufgehen dieser Sitten ist zugleich der ganze Charakter der Nation die innerste Kulturmacht derselben, verleugnet und abgeschworen.

Wilhelm Heinrich Riehl

Meiner Mutter

Du lehrteſt mich, aus dem Geſchick
Der Armut mich emporzurichten,
Und daß nur dem wird großes Glück,
Der auf das kleine kann verzichten.

Und dieſe ſtille Lehre gab
Mir jenes lächelnde Beſcheiden,
Das mir ein guter Wanderſtab
War auf der Straße meiner Leiden.

Alfons Petzold

Die Entdeckung der Heimat

Das vielliebe Wort Heimat hat eines Tages für mich einen besonderen und rührenden Klang bekommen.

Vor vielen Jahren war es. Wir waren noch Studenten, mein Freund und ich. Hausten nach Studentenart zusammen, teilten redlich die Groschen, die bösen und die guten Tage und waren vor allem durch eine gemeinsame Liebe und Sehnsucht verbunden. Wir sehnten uns nach wirklich noch unberührter Natur. Ihr sind wir zusammen nachgegangen in Steppen und Höhlen, die noch von keines Menschen Fuß betreten waren; von ihr sprachen wir in manchen sehnsuchtsdämmernden Abendröten so lange, bis mein Freund den großen Schritt tat. Auf das Wagnis hin, in den tausend Gefahren umzukommen, ging er als Einzelner, nur auf sich gestellt, in die Südsee, in nie betretene, noch unerforschte Urwälder und Gebirge von Papuasien.

Und damals, als er Abschied nahm, einen traurigen und ungewissen Abschied, da ereignete sich die kleine Episode, seit der das Wort Heimat für mein Ohr für immer einen besonderen Klang gewann.

An der Landesgrenze musterten die Zollwächter mißtrauisch die karge Habe des Auswanderers. Die vielen Glasröhrchen, der große Vorrat an Giften für Herbar und Insektenkasten mißfielen ihnen. Alles wurde einzeln durchgesehen. Da stöberten sie zu unterst in der Kiste eine Schachtel mit braunschwarzem Pulver auf. Unfreundlich fragten sie: „Was ist das?“ Und mein Freund sagte leise:

„Erde ist's ....“ Und noch leiser: „Erde von daheim .... Ich gehe weit weg, vielleicht für immer. Und da will ich wenigstens ein wenig Heimaterde haben, für meinen Kopf, wenn ....“

Und die graubärtigen alten Zollwächter grüßten stumm und ehrfurchtsvoll und ließen ihn gehen ins unbekannte Land. — R. H. Francé

Am Rheinfall

Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen!
Mir entstürzte, vor Lust zitternd, das meinige fast,
Rastlos donnernde Massen auf donnernde Wogen geworfen,
Ohr und Auge, wohin retten sie sich im Tumult?
Wahrlich, den eigenen Wutschrei hörte nicht der Gigant hier,
Läg' er vom Himmel gestürzt, unten am Felsen gekrümmt.

Rosse der Götter, im Schwung, eins über den Rücken des andern,
Stürmen herunter und streu'n silberne Mähnen umher;
Herrliche Leiber, unzählbar, folgen sich, nimmer dieselben,
Ewig dieselbigen — wer wartet das Ende wohl aus?
Angst umzieht dir den Busen, mit eins, und, wie du es denkst,
Über das Haupt stürzt dir krachend das Himmelsgewölb.

Eduard Mörike

Die Heimat

Das irdische Paradies des Menschen ist die erste Jugendzeit, das Eden, in welchem die Kindheit ihre „Augenblicke Gottes" feiert, die Heimat. Sie ist das Heiligtum, auf dessen Boden das Kinderherz die seligsten Stunden gelebt und geträumt hat. Wo dieses Heiligtum auf Gottes weiter Erde gestanden, ist dem sehnenden Herzen des Menschen gleichgültig. Ja, je stiller, je einsamer, je verlassener vom Weltgeräusch das heimatliche Paradies gewesen, um so größer die Liebe des alternden Menschen nach der Stätte seines Kinderglücks. Darum zieht es den Sohn unseres Schwarzwaldes, wenn er in den Weltstädten der Erde seinen Kampf ums Dasein gekämpft, heim in die einsame Strohhütte am Waldrande. Er will sein Heimweh stillen nach dem „verlorenen Jugendparadies", und will träumen auf den Matten und in den Wäldern, zurück träumen die Jugendzeit, und jung werden nochmals, ehe er sich niederlegt zum Sterben. Die Sonne, die auf sein Kindesglück einst strahlte, sie soll ihm nochmals auf der gleichen Stelle leuchten, ehe er sein Auge dem irdischen Lichte verschließt für immer. —

Am Fuße des nordwestlichen Schwarzwaldes, dessen Söhne viele Jahre mit ungestilltem Heimweh in der Welt leben, liegt auch mir die Heimat. Mitten im lieblichen Kinzigtale des an wunderbaren Talgründen so reichen Badnerlandes erhebt sich meine kleine Vaterstadt Haslach. Hohe Berge mit stolzen Tannen und Buchen gekrönt, üppige Matten, und der silberhelle Bergfluß schließen das Paradies meiner Jugendzeit ein.

Es sind mehr denn fünfundvierzig Jahre mit mir durchs Leben gegangen, seitdem ich das erste Bild des Städtchens in meine Seele aufnahm. Meiner Großmutter Schwester, die uralte „Lenebas", der greise Schutzengel meiner Jugend, führte mich eines Tages auf die Zinne des kleinen „Schänzleberges" und zeigte mir die Herrlichkeit der Heimat. Sie wies zuerst hin auf den mit „Silber" beschlagenen Kirchturm, von dem ich bis zur Stunde manchmal träume aus der Kindeszeit, als zöge ich an seinen Glocken oder hörte die alte Turmuhr schlagen.

Sei mir heute wieder gegrüßt, du erster Himmelszeuge meiner Kindheit! Zwar weiß ich schon längst, daß dein „Silber" eitel Blech ist — aber dieses

Blech glänzte wie Silberschein in meinen Jugenderinnerungen, und um dich reihen sich die Häuser, Straßen, Gassen und Gäßchen, durch die meine Kinderseele ihre „Hochzeit" hielt alle Tage. Du bist das Zentrum meiner Erinnerungen an die Heimat, an die ich nicht denken kann, ohne daß dein „Silberhaupt" zuerst mir entgegenstrahlt, um welches alles Andere sich im Geiste gestaltet! Von dir geht mir das Städtchen aus.

Straßen, Häuser und Gassen sind dem Zahn des Fortschritts nicht verfallen. Meist noch die alten Läden und Fenster, und nur der veränderte Hausschild eines Wirts, Krämers oder Hutmachers verkündet, daß die Menschen gewechselt haben. Doch eines vermisse ich! Das alte ehrwürdige Straßenpflaster haben sie mir herausgerissen, von dem jeder Stein meinen flüchtigen Knabenfuß trug, und dessen Kühle den kleinen Barfüßler im Sommer doppelt sprungfertig machte. Auf diesem Pflaster dröhnten einst die Thurn- und Taxisschen Postwagen durch das Städtchen, von Ulm oder Frankfurt kommend, vermittelten den Weltverkehr und brachten Briefe und Zeitungen.

Draußen vor der Stadt, oberhalb der Mühle, die von Osten her den Reigen der Häuser beginnt, stund ich manchen Morgen und harrte, bis der gelbe „Eilwagen" das Tal herabkam und des Postillons gelbes Röcklein und sein Hörnlein sichtbar wurden. Und wenn dann der „Jakob", der Mann der Köchin meiner Taufpatin im Adler, gerade als Kondukteur die Route hatte von Stockach bis Offenburg, da jubelte mein Kinderherz. Denn der Jakob nahm mich in sein Coupee, oder er schob mich dem Postillon auf dem „Bock" zu, und hinein gings ins „Städtle". Und wenn dann der Postillon sein Hörnlein ansetzte, und der Wagen auf dem Pflaster rasselte, da klang's „wie Orgelton und Glockenklang" in meiner Seele. Darum vermisse ich schmerzlich das alte, poetische Straßenpflaster.

Auch die „Eilwägen" sind verschwunden, und die Schwarzwaldbahn führt die Menschen vorüber an der Heimat, ohne Ahnung von dem Paradies, das meine Jugendgenossen und ich hier verlebten.

Wollen wir noch weiter auf den alten Steinen wandeln und alle Gassen und Gäßchen durchziehen? — Fast von jedem Hause könnte ich erzählen, wie viele Menschen vor vierzig und mehr Jahren darin lebten, wie viele Kammern und Stuben es hat und vom Keller bis zum Taubenschlag Auskunft geben? Doch wozu erzählen, was jeder aus seiner eigenen Heimat kennt. Ich will ja nur vom Glück sagen, vom Kindesglück und von dem, was zu diesem Glücke beitrug. Und da brauche ich die Straßen und Häuser nicht alle zu nennen, obwohl sie fast alle Zeugen waren jener glücklichen Lebenstage.

Und wenn ich im Kindergeiste über die Häuser der Heimat hinblicke, so kommt eben immer wieder der silberne „Kirchturm" und unmittelbar neben

ihm das „Storchennest“ auf dem südlichen Zehntkasten. Ja, die Storchenfamilie und ihr Haus verschlangen manchen Blick meiner gierig schauenden Kindesaugen!

Ewiger Frühling lebt ja im Kinderherzen, wenn aber die ersten Storchen kommen, so bricht er los im Kindermund, und wie „Feuerreiter“ rannten wir durch das ganze Städtchen und heim zur Mutter und Großmutter und erzählten die Ankunft der Storchen. Der Athener, welcher seinen Landsleuten die erste Nachricht vom Siege über die Perser in die Stadt gebracht, war kaum so freudig bewegt, als wir mit der Kunde: „Die Storchen sind da!“.

Unendlich lieber war mir der „Kasten“ mit dem Storchennest, als das nebenanstehende Pfarrhaus. Da waren die Türen stets verschlossen, die Fenster stets verhängt — und nichts zu sehen. Die Kindesseele will aber überall schauen und genießen, und wo sie nichts findet, da wendet sie sich ab, kalt und gleichgültig.

Zwei Gebäude noch, außer den Häusern der Eltern, Großeltern und Nachbarn, stehen lebhaft in der Erinnerung meiner Kindeszeit — die Apotheke und das Kloster. Erst war mir das freundliche Haus bei der alten Stadtmauer unheimlich. Denn da wohnte die steinalte Baronin v. Kraft, die trug Mannskleider, einen kleinen Schnurrbart und rauchte eine Pfeife. Ein Mannweib in des Wortes kühnster Bedeutung. Als Witwe vergeudete ihr der Sohn Hab und Gut; da wurde sie selbst ein Mann, gründete die Senfmühle droben am Mühlbach, fabrizierte Senf und fristete so ihr Leben. Aber ihre Züge waren hart und häßlich in der blauen Männertracht, und wir Kinder fürchteten die Frau, die nie ein Lächeln mehr auf ihrem Gesichte zeigte.

Als sie aber starb, kam die Apotheke ins Haus, und jetzt ward es mir zum Lusthaus für meine Geruchsnerven. Mit welcher Ehrerbietung, aber zugleich mit welch innerer Wonne trat ich von jetzt ab in die Apotheke! Still, aber in kräftigen Zügen, sog ich die Wohlgerüche ein und schaute voll Bewunderung dem Apotheker zu, wie er aus den alabasterweißen Gefäßen einen Wohlgeruch um den andern ausströmen ließ. Mir war dieser Mann der größte Gelehrte der Stadt; er imponierte durch die Geruchsnerven meinem kleinen Geiste.

Leider war selten jemand krank im eigenen Hause, ich mußte mir daher selbst wieder von Zeit zu Zeit ein „Wurmpulver“ verschreiben, um so in das Haus der Wohlgerüche zu kommen. So oft ich aber in der Nachbarschaft den alten Physikus mit seinem goldknopfigen Meerrohr aus- und eingehen sah, flugs war ich am Platze und meldete mich für die Apotheke. Auf dem Rückweg roch ich noch an dem Gold- und Silberpapier, mit dem das Medizinalglas eingebunden war, und freute mich des Duftes.

Bis zur Stunde ist mein erster Gedanke, wenn ich eine Apotheke betrete, die Erinnerung an die beseligenden Wohlgerüche im Haus des heimatlichen Pharmazeuten.

Nie hätte ich in jenen Stunden geahnt, daß ich einst zur Überzeugung käme, daß aus diesen Häusern gar viel medizinisches Elend in die kranke Menschheit getragen wird. Aber so ist das spätere Leben! Es zerstört erbarmungslos alle Ideale der Kindheit.

Heinrich Hansjakob

Konstanz

„Wer weiß, wo Adam und Eva gelebt haben?" Ich streckte den Finger: „Bei Konstanz am Bodensee." „Dummer Kerl! Wer weiß, was in Konstanz gewesen ist?" Ein anderer streckte den Finger. „Dort ist der Huß verbrannt worden." „Gut! Und wo hat das erste Menschenpaar gelebt?" „Im Paradies." „Gut!" Da stand ich aber wieder auf: „Jawohl, aber das Paradies ist halt bei Konstanz auf einer Insel." Alle lachten. Und der Lehrer auch. Mir kamen langsam die Tränen. „Wer hat dir das gesagt?" „Mein Vater." Der Lehrer lächelte. Aber mein Vater hat Recht gehabt.

Einmal kam nämlich der Tag, wo die große Reise um die alemannische Harfe, die wir bis dahin immer nur mit Bleistift auf dem Papier gemacht, richtig unternommen wurde. Einige Jahre schon hatte um Weihnachten herum der Briefbote immer eine kleine Kiste gebracht, der ein merkwürdiger Duft entströmte. Die war jedesmal mit goldgelb geräucherten Gangfischen gefüllt. Die Lockung kam von einem alten Kameraden des Vaters, dem Gärtner der Insel Mainau, und zweimal mußte ich zu Neujahr einen schönen Brief mit aufgemalten Blumen auf die Mainau schicken, darinnen geschrieben stand, daß wir im nächsten Sommer ganz sicher zu Besuch kommen würden, der Vater und ich.

Aber erst das dritte Mal ist es wahr gewesen.

Als ich so um zwölf Jahre herum alt war, träumte mir fast jede Nacht vom Untergang der Welt. Ich sah die Sterne vom Himmel fallen und alle Häuser der Heimatstädte um mich herum versinken. Als aber der Vater eines schönen Tages sagte, morgen ginge es an den Bodensee, da war das für mich wie eine Erlösung von allem Übel und allen Träumen. Den Himmel konnte ich mir nie vorstellen, obwohl ich mich oft genug damit beschäftigte, aber den großen See mit dem weiten Himmelszelt darüber und den rauchenden Dampfschiffen darauf, und den sonnigen Inseln darinnen, bewachsen mit wunderbaren Blumen, davon konnte ich mir schon ein Bild machen. Zudem kannte ich ja manche schon davon. Nicht nur die Gangfische, sondern auch wunderbare, große Blumen mit tiefsamtenen Glocken, die der Vater

aus Samen gezogen, welchen ihm sein alter Freund von der Mainau von Zeit zu Zeit schickte. Dort mußte das Paradies sein.

Als wir ankamen, war natürlich alles ganz anders, als ich mir es vorgestellt hatte. Nur noch viel schöner. In der ersten Nacht logierten wir im alten Konstanzer Gasthof Barbarossa. Eine Feuersbrunst brannte das gerade danebenliegende Haus nieder. Von all dem Lärm und Getöse habe ich nichts gehört. Ich schlief den Schlaf der ganz Glücklichen.

Am Tag und in den Nächten darauf wohnten wir in dem kleinen runden Turmhaus des Gärtners auf der Insel Mainau. Ich schlich von morgens bis abends still und glücklich im Park zwischen den vollbehangenen Fuchsienbäumen und den weiten Baumwiesen umher, sah zu den weißen Götterstatuen scheu hinauf und sehnsüchtig auf die tiefblaue Seide des Überlingersees. Das geradlinige winklige Schloß allein gefiel mir nicht. Aber als es nach drei Tagen wieder heimwärts gehen sollte, da fragte ich den Vater zuerst etwas. Ob ich nicht Gärtner werden könnte auf der Mainau und nicht mehr in die Schule gehen? Nach eintägigem Kampf siegte der Vater. Ich sollte mehr werden als Gärtner. Ich weiß nicht, ob er Recht damit hatte.

Wie dem auch sei, jedenfalls habe ich von den Tagen meiner Konstanzer ersten Reise an nicht mehr vom Weltuntergang geträumt und in allen schweren Zeiten meines Lebens ist mir der Bodensee eine Zuflucht gewesen. Es gibt schönere Städte im alemannischen Lande als Konstanz, aber keine mit solchen Möglichkeiten. Das beruhigende Gefühl landschaftlicher Größe und Freiheit stellt sich nirgends so leicht bei mir ein, als wenn ich aus dem Zug in Konstanz aussteige. Die blauen Weiten des Sees sind für das Auge die köstlichste Ausruhe. Auf irgend eine Weise fühle ich mich am sichersten in diesen Lieblingswinkeln der Geschichte und in diesen Schlachtenecken der Völker, die jetzt vom Geist eines reichen Friedens erfüllt sind. Natürlich vergesse ich nie, im Rosgartenmuseum das scheußliche Handwerkzeug des Mittelalters immer wieder zu betrachten. Wenn man pessimistisch werden will, tut es gut, wieder einmal zurückzuschauen auf die Maulschlösser und die Fußstöcke, die eisernen Masken und gezackten Zangen, die Streckleitern und Richtschwerter der „guten alten Zeiten". — Im Schlößchen Arenenberg ist historischer Anschauungsunterricht leicht und billiger zu haben. In Stein am Rhein und im Kloster St. Georgen strahlt einem die helle Sinnesfreudigkeit des Mittelalters entgegen, aber wenn man dann auf einmal über sich einen Zeppelin in den Lüften surren hört, dann geht einem doch das Herz darüber auf, nichts, gar nichts zu sein als Zeitgenosse.

Nirgends in der Welt sieht man so häufig verklärte Irdischkeit wie oben am schwäbischen Meer. Die Landschaft erreicht manchmal einen Grad der Überklarheit, daß einem das Herz gegen die Rippen pocht in einer Art

Konstanz

von Angst, die Schranken der Materie könnten zu dünn geworden sein und das Unsichtbare könnte mit tödlicher Wucht in Erscheinung treten. Die seelische Spannung und Erfüllung des irdischen Bildes steigt oft auf eine solche Voltstärke, daß das Gemüt unerhörte, nie dagewesene Katastrophen befürchtet. Aber solche Stimmungen dauern nie sehr lang, und die Sinne, die hart an die Grenzen des Erträglichen gerückt waren, werden beruhigt und erfüllt durch einen goldenen Frieden, in den sich alle Überklarheit mit auflöst.

So war einmal vor einigen Jahren ein Tag am Seeufer von Ermatingen. Ich saß in einer stillen Laube am Wasser, durch deren spinnendes Laubgerank sich der Rosenduft aus den benachbarten Gärten zog. Draußen auf dem ruhevollen See, in dem des Himmels Bläue aufgesogen war, schwammen schwarze Fischerboote. In einem Kahn glänzten die nackten Körper von Knaben, die sich hinausgerudert hatten, ihr warmes Leben in der klaren Flut kühlten und sich dann wieder von der Abendsonne trocknen ließen. Droben im Rauch der dampfenden Schiffe des Konstanzer Hafens zeichnete sich die graue Silhouette mit dem einturmigen Münster. Im mattgoldenen Sonnendunst standen drunten die beiden Twiele des Hegaus. Drüben aber lag ein Zaubereiland, nur leicht aus der Flut gehoben, die Reichenau mit ihren üppigen Fluren.

Ich mußte hinüber. Es war nicht leicht, drüben überall zu gehen. Sogar aus dem groben Kies in der Nähe der Häuser und aus den steinigen Wegen heraus drangen die blühenden Blumen. Goldbraun wogte das hohe Schilf am Strand wie überreifte Kornfelder. Die Wälder der weichen Uferhügel auf beiden Seeseiten brannten im ersten Glühen der Herbstpracht. Die Gärten lohten in den satten Farben der Spätsommerblumen.

Da begegnete ich einem Bekannten. Er war fröhlich gestimmt, schien aber nicht allzuviel von dem um ihn herum zu sehen. Da erzählte ich ihm die Geschichte von dem Menschen, der in den Himmel kam.

Das war aber so:

Dieser Mensch wurde von einem Engel zuerst in den Garten des Himmels geführt. Kaum hatten die Beiden, Engel und Mensch, die Gartentüre hinter sich geschlossen, als der Ankömmling aus einem Entzücken ins andere geriet, über die Blumen und Sträucher und Bäume im Paradies. Der Engel sagte kein Wort. Erst als sie wieder aus dem Garten heraus waren, und die Türe hinter sich geschlossen hatten, meinte er zu dem Menschen:

„Genau dieselben Blumen und Sträucher und Bäume habt ihr drunten auf der Erde. Ihr seht sie nur nicht, ihr armen Menschen!"

Mein Bekannter fand, das sei eine ganz ausgezeichnete und sinnreiche Geschichte. Wir sahen uns eine Weile in die Augen, aber er hat offenbar nichts gemerkt.

Mit dem Dampfer fuhr ich dann hinauf nach Konstanz, setzte mich auf meinen alten Lieblingsplatz auf der Terrasse des Inselhotels, schaute noch lange in den Abend hinaus und dachte, was doch das Leben für eine wundervolle Sache ist.

Anton Fendrich

Das Seeufer

Wenn du das Seeufer studieren willst, so gehe nicht im Sommer dahin; der hohe Wasserstand verdeckt dir das Ufer. Das erste Frühjahr wähle, wo der See noch niedrig ist. Aber vermeide dann die warmen, farbenreichen Föhntage, denn statt auf das Ufer, schaust du über die blauen Gewässer zu den klar und weiß herüberschimmernden Alpen. Und vergessen ist die einfache Uferlandschaft mit ihren leise anschlagenden Wogen.

Und gerade die vieltausendjährige Arbeit dieser Wogen hättest du studieren sollen. Sie erzeugten die „Uferlinie", jene niedere, meist mit Gebüsch bewachsene Böschung, welche das Grasland von dem fast pflanzenleeren Ufer trennt. Sie nagten auch die „Brandungsterrasse" aus, die breite Ebene jenseits der Uferlinie, die mit schwacher Neigung weit in den See hinausführt. Zunächst ragt sie noch aus dem Wasser heraus und Gerölle liegt auf ihr, es ist der „Strand", dann taucht sie unter, aber selbst an ihrem äußersten Ende, wo die „Seewandung oder Halde" steil zum Seeboden absinkt, ist sie kaum drei bis vier Meter unter Wasser. Wenn man von einem hohen Uferpunkte auf den See hinausschaut, so schimmert ihr heller Grund fast weiß durch das seichte Wasser herauf, während draußen die Seetiefe schwarz daliegt. Sie ist die Ursache, daß die Dampfer das Ufer nicht befahren können, und lange Landungsbrücken fast bis zum Beginn der Halde gebaut werden mußten.

Aber freilich nicht die sanften Wellen, wie sie heute an das Ufer anschlagen, haben sie erzeugt, obwohl auch diese ihren Teil beitragen. Die wilde Brandung war es; sie riß Stück für Stück vom Ufer los, zerrieb den Schutt am Strande, und das über den Terrassenboden zurückströmende Wasser, das Unterwasser, trug die Reste in den Seekessel hinaus und hobelte dadurch die Terrasse noch weiter ab. So arbeitet die Woge unablässig an der Erweiterung ihres Gebietes; sie setzt sich aber zuletzt selbst eine Grenze. Denn ihr eigenes Erzeugnis, die breite Terrasse, schwächt ihren Anprall, und der schwache zurückfließende Strom vermag den Schutt nicht mehr zu entfernen; er bleibt am Strande liegen und schützt ihn vor weiterer Zerstörung. Ein Gleichgewichtszustand zwischen Land und See scheint erreicht zu sein.

Aber Gleichgewicht gibt es nirgends in der schaffenden Natur. Sogleich beginnt der Kampf des Landes gegen den See. Als Vortrupp schickt er ein Heer untergetauchter Pflanzen auf den ruhiger gewordenen Strand

hinaus, ganze Watten von Chara und Potamogeton siedeln sich an; dann folgen dem Ufer zu Binsen und Schilf, sie bilden weite aus dem Wasser herausragende Wiesen. Dann erscheinen Seggen; ihre Grasbüsche erzeugen bereits kleine Inseln im seichten Wasser, immer dichter werden sie, und gehen allmählich in die mit Erlen und malerischen Weiden bestandenen Sumpfwiesen über. Zwischen diesen Pflanzenmassen finden die vom See oder den Flüssen eingeschwemmten Sinkstoffe festen Halt, das Land dringt vor, der See verlandet.

Zwei ganz verschiedene Uferformen umsäumen also den See, jede mit ihren eigenen Reizen. Das offene freie „Erosionsufer" gewährt einen herrlichen freien Blick über die weite Seefläche, wir verfolgen den ewig wechselnden Kampf der Wogen. Das bewachsene „Akkumulationsufer" ist scheinbar tot; seine Schönheiten enthüllen sich erst, wenn wir uns ihm von der Seeseite aus in einem Kahne nähern. Da finden wir zwischen dem Schilfe freie Wasserstraßen, wir rudern hinein; an ihrem Grunde erblicken wir im klaren Wasser eine merkwürdige uns ganz fremde Flora, belebt von Tausenden von Fischen, und über dem rings uns umgebenden Schilf schauen die Alpen oder die Hegauberge heimlich herein. Versteckte Buchten laden zum Bade, und aus dem Schilfe tönen die geheimnisvollen Stimmen Tausender und Abertausender von Wasservögeln, oft merkwürdige Gestalten. Ihnen bieten diese Schilfwiesen Brutstätten und Schutz.

Ist das Akkumulationsufer ein Ort beschaulicher Ruhe, so ist das Erosionsufer dasjenige stetigen Kampfes. Aber im Kampfe wird das Neue geboren. So ist dieses Ufer hier am Bodensee die Schöpferin einer neuen interessanten Flora geworden. In den Strandgeröllen finden wir unscheinbare Pflänzchen, sie sind teils vom Wasser, teils vom Lande aus hierher gewandert und haben sich in wunderbarer Weise an den stürmischen Standort angepaßt, welcher dazu noch im Winter und Frühjahre trocken ist und im Sommer oft zwei Meter unter Wasser steht. Sie bilden geschlossene Polster oder kriechen geradezu über den Boden hin, um nicht von der tosenden Brandung weggerissen zu werden. Im Winter führen sie, dem Froste und dem Schnee ausgesetzt, ein kümmerliches Dasein; und da sie im Sommer unter Wasser stehen, so bleibt ihnen zur Blüte nur das allererste Frühjahr oder das letzte Spätjahr. Da entfaltet denn die alpine Saxifraga oppositifolia ihre herrlichen pfenniggroßen Blüten in reicher Zahl aus ihrem unscheinbaren kriechenden Kraute, es blühen die blauen Polster der Myosotis Rehsteineri, und in günstigen Jahren, wenn im Mai der Seespiegel noch tief steht, bilden die Ährchen von Litorella ein reichbewegtes, gelbes Blütenmeer. Viele Pflanzen haben freilich bei diesen ungünstigen Verhältnissen auf die Vermehrung durch Samen verzichtet und erhalten ihre Art auf rein vegetative Weise. Wenn z. B. im Mai das Wasser steigt, treten an die Stelle der

Ährchen von Deschamsia rhenana Brutknospen, welche an der alten Pflanze noch auswachsen; die Pflanze ist hier „lebendig gebärend" geworden. Die herben Verhältnisse dieser Erosionsufer haben seit der Eiszeit geradezu neue Arten gezüchtet, die sich von den Stammeltern bereits durch konstante Merkmale unterscheiden. Und Versuche beweisen, daß sie auch dann nicht mehr zurückgehen, wenn die Pflanze wieder in die alten Verhältnisse zurückgebracht wird. Die oben genannte Saxifraga wird stets von ihrer Stammart hoch in den Alpen verschieden sein, und ebenso Myosotis Rehsteineri von ihrer Stammutter Myosotis palustris neben dem Seeufer in den Wiesen. Diese Arbeitsstätte der Natur mit ihrer einzigen Flora wird nun der Mensch in Bälde bei der Regulierung der Bodenseewasserstände endgültig vernichten. Und noch eine zweite Merkwürdigkeit lockt das Auge des beobachtenden Naturfreundes. Unter den Strandgeröllen des Ufers findet er bald an besonders sumpfigen Stellen solche, in welchen eigentümliche, vielfach gewundene Furchen eingegraben sind. Es sind die sogenannten Furchensteine. Er konstatiert bald, daß diese Steine von kleinen kalkabsondernden Algenräschen bedeckt sind oder bedeckt waren. Und in den Algenräschen findet er wieder dieselben Gänge. Sie wurden von den Larven gewisser Eintagsfliegen eingefressen, welche sich von den Algen ernährten. Die Frage ist nun die, scheiden diese Larven dabei eine Flüssigkeit aus, welche auch den darunter liegenden Stein angreift, oder tuen es kleine Algen, die sich in diesen Gängen regelmäßig ansiedeln, oder ist es endlich das Seewasser, welches am Grunde dieser Gänge den Stein erodiert, wo er nicht von dem Kalküberzug der Alge geschützt ist? Die Frage harrt noch der Beantwortung.

Unzweifelhaft herrscht hier am Bodensee das Erosionsufer vor. Der Bodensee ist heute noch kein verlandender See. Das Akkumulationsufer kommt nur an wenigen Stellen zur Geltung. Am reinsten vielleicht zwischen Konstanz und der Reichenau im Untersee. Das aus der Tiefe des Obersees heraufsteigende und im Rhein in Bewegung geratende Wasser scheidet eine Menge Kohlensäure aus, so daß es einen großen Teil des gelösten Kalks unter Beihilfe von Algen und Tieren absetzen muß. So ist hier seit der Eiszeit eine oft zwei Meter dicke eigentümliche Kalkschicht entstanden, welche bei der ohnehin geringen Tiefe die beschriebenen Verlandungserscheinungen verursacht. Auch an den Mündungen kleinerer und größerer geröllreicher Ströme treffen wir sie, wenn die Brandung den mitgeführten Schutt nicht wegzuschaffen vermag. Doch kaum je in reiner Ausbildung. Denn bei größeren Stürmen brechen die Wogen stets wieder in den Pflanzenfrieden ein, sie reißen in den schwarzen, schlammigen Boden eine meist ausgehöhlte Uferlinie ein, über welche dann die Wurzeln der Binsen und Schilfstengel herunterhängen. Davor liegen auf dem neu entstandenen Strande die herausgewaschenen und von Pflanzenwurzeln durchzogenen Lehmgerölle. In

ruhigen Buchten aber werden die Pflanzenmassen zu oft halb Meter hohen Strandwällen angehäuft (Argenmündung).

Der Bodensee nagt also noch immer seine Ufer an; zwischen Immenstaad und Hagenau sah ich nach heftigen Sommerstürmen bei hohem Wasserstande das Ufer auf Meterbreite zerstört. Man sieht denn auch auf der Tiefenkarte des Sees die Brandungsterrasse den ganzen See umgeben. Ihre stets sehr große, doch wechselnde Breite folgt im allgemeinen leichtverständlichen Gesetzen. Sie wird schmäler, wenn sie in schmälere Seearme eintritt (Überlingersee, Untersee), sie verschmälert sich an den Mündungen geröllreicher Ströme (Argenmündung), ebenso dort, wo höhere Berge an den See herantreten, da die Wogen größere Erdmassen beseitigen mußten. Man versteht ferner ihre große Breite zwischen Immenstaad und Langenargen, da hier die größte Seebreite davor liegt und ein flaches Land dahinter, und da besonders die Föhnwellen aus dem Rheintale anschlagen. Daneben aber zeigt sie wieder Ausnahmen, die auf noch nicht gewürdigte Ursachen hinweisen. Warum ist sie zwischen Arbon und Rorschach im Windschutze breit, warum in so außerordentlichem Maße an der Rheinmündung bei Bregenz, wo man doch eine geringe Breite voraussetzen sollte, oder in dem schmalen oder flachen Gnadensee im Schutze der Insel Reichenau oder an der Mettnau? Man weiß nun, daß an den beiden letzten Orten das Ufer in langsamer Senkung begriffen ist, und man darf dieses wohl auch für die Rheinmündung voraussetzen, da ein frisch angeschwemmter Kiesboden stets zusammensickert. Ein sinkendes Ufer — erhöht aber die Erosionskraft der Brandung. Denn es kommen dadurch immer neue Uferteile unter Wasser, und die hemmende Kraft der ebenfalls einsinkenden Brandungsterrasse wird aufgehoben.

Hier haben wir auch die Erklärung dafür, daß die Brandungsterrasse des Bodensees viel breiter ist als die aller andern Alpenseen, besonders als die des Zürichersees, der in dieselbe weiche Molasse eingelassen ist. Nach Haid und Regelmann sind die Nullpunkte aller Pegel des Bodensees in langsamer Senkung begriffen; hier in Konstanz betrug sie innerhalb 78 Jahren in der Zeit von 1817 bis 1895, 31,7 Zentimeter, also durchschnittlich im Jahre 4,3 Millimeter. Ihre Wirkung ist zwar während eines Menschenlebens kaum bemerkbar, in 1000 Jahren aber würde sie bereits 4 Meter betragen — und solche Bewegungen erstrecken sich erfahrungsgemäß über lange Zeiträume. Sie muß dann in der Brandungsterrasse zum Ausdruck kommen. Nun ist der heutige Seestand nachweisbar noch viel älter; denn die Pfahlbauten, welche bis in das 4. Jahrtausend v. Chr. Geb. zurückreichen, sind ihm offensichtlich angepaßt. Wir müssen deshalb im Gegenteile fragen, warum sie nicht stärker zum Ausdruck kommt. Die Antwort kann nur lauten, weil auch der Seespiegel sinkt, und so nur die Differenz beider Bewegungen in der Brandungsterrasse sichtbar wird.

Um diese älteren Spiegelhöhen zu studieren, wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Landseite des Ufers zu. Eine Eigentümlichkeit muß auch dem geübtesten Auge hier auffallen. Nirgends sinken die an den See herantretenden Höhen direkt zum Seespiegel ab, stets ist eine oft schmale, oft breite „Uferzone" eingeschaltet. Am schmälsten ist sie vielleicht zwischen Bodman und Wallhausen, doch ist sie auch hier deutlich vorhanden. Sonst trägt sie Wege und Bahnen, Dörfer und Städte, alle Schweizer Orte des Untersees liegen auf ihr, ebenso Ludwigshafen, Überlingen, Meersburg usw. Bergwärts endet sie stets in ungefähr 410 Meter Meereshöhe. Es schließt sich ein steiler Berghang an, vielfach sogar hohe Felsbildungen, ich erinnere an die romantischen Felspartien zwischen Ludwigshafen und Überlingen, bei Meersburg oder bei Berlingen. Aber auch an Flachufern, wo steile Höhen fehlen, ist unsere Zone vorhanden, und auch dort endet sie in gleicher Höhe an einer Böschung. Diese erinnert unwillkürlich an die heutige Uferlinie. Und tatsächlich umläuft sie wie diese den ganzen See. Klar tritt sie stets aus dem Wiesengelände hervor. Im Ackerland und Rebgebiete, wo sie von dem Landwirte nach Möglichkeit eingeebnet wird, erscheint sie nur als plötzliche Niveauänderung. An vorspringenden Bergecken verwandelt sie sich in ein hohes Kliff. Nicht selten bildet sie die Kulturgrenze zwischen Wiesen-, Acker-, Rebland oder Wald. Eisenbahnen und Straßen liegen gerne auf oder unter ihr; und vor ihr breitet sich eine schwach seewärts geneigte Ebene aus. Was kann diese anders vorstellen als die Brandungsterrasse, welche zu dieser alten Uferlinie gehört? Beide bezeugen so einen ehemaligen Stand des Seespiegels 15 Meter über dem heutigen. Und die Kliffe sagen aus, daß er lange bestanden haben muß, bis seine brandenden Wellen die hohen Felsgalerien in die Bergabhänge eingegraben haben.

Aber noch zwei weitere Erscheinungen geben uns von diesem Seespiegel Kunde.

Zum ersten sind es die Anschwemmungen der einst einmündenden Flüsse. Sie bilden auf der alten Brandungsterrasse Deltakegel, welche aus Kies und Sandschichten bestehen. Diese sind so charakteristisch gelagert, daß sie nicht zu verkennen sind. Seewärts geneigte Schichten werden von fast horizontal gelagerten überdeckt. Die ersteren lagerte der Fluß ab, als er seine Aufschüttungen in den See vorbaute, die letzteren, als er später über diese Anschwemmungen selbst wieder fließen mußte. Der Seespiegel mußte sich einst ausdehnen, wo jetzt die letzteren in die ersteren übergehen. Fast in allen Kiesgruben der Uferzone, wo solche Deltakegel angeschnitten werden, findet man diesen Übergang in 410 Meter Höhe.

Wichtiger ist eine zweite Ablagerung in diesen alten See. Auf den tieferen Teilen dieser alten Brandungsterrasse liegt überall ein äußerst feiner Schlick, der gegenwärtig von vielen Ziegeleien ausgebeutet wird. Er ist in

den oberen Partien gelblich und ungeschichtet, schon in geringer Tiefe wird er blau und durch feine Sandlagen in schmale Streifen geteilt. Noch heute wird derselbe Schlick am Grunde des Bodensees in ungeschichteter Form abgelagert. Er stammt aus der Gletschertrübe des Rheins, aus dem feinsten Zerreibsel des Gletscherbodens hoch in den Alpen, welcher im Sommer, wo bekanntlich die Gletscherbäche trübe fließen, das Bodenseewasser trübt und undurchsichtiger macht als im Winter. Die Ablagerung geschichteten Schlickes aber finden wir heute nur in den großen nordischen Seen, welche direkt vor den großen Inlandgletschern liegen. Die ungeheuren Schmelzwassermassen schwemmen hier im Sommer die ganze Gletschertrübe durch die Seen hindurch, so daß nur der schwerere Sand zur Ablagerung kommt, erst im Winter, wenn die Schmelzbäche versiegen, lagert auch er sich ab. Unser geschichteter Schlick muß also zu einer Zeit abgelagert sein, wo der alte Rheingletscher noch in der Nähe lag, also während der Zeit, als er über den Bodensee hin abschmolz. Dafür liegen zwei direkte Zeugnisse vor. Während der Schlick im heutigen Bodenseegrunde voller Schneckenschalen ist, deren Tiere noch heute an seinem Ufer oder am Grunde leben, fehlt in diesen Tonen jede Spur eines lebenden Wesens. Jener See war also organismenfrei. In seiner trüben Gletschermilch konnten eben gerade so wenig Tiere leben, wie in den heutigen Gletscherbächen. Dafür liegen in ihm große eckige Blöcke, richtige Erratika, oder geritzte Geschiebe, wie sie eben nur ein Gletscher erzeugt. Wie diese in den Ton kamen, zeigen wieder jene nordischen Seen. Auf ihnen treiben Eisschollen umher, die sich vom Gletscher loslösten, bedeckt mit seinem Moränenmaterial. Schmelzen sie ab, so sinken diese Steine in die Tone am Seegrund ein.

In unserem See mit seiner Spiegelhöhe von 410 Meter Meereshöhe, haben wir also den jugendlichen Bodensee vor uns, wie er aus dem abschmelzenden Gletscher am Ende der Eiszeit herauswuchs. Er bietet freilich kein so anheimelndes Bild wie der heutige; eine trübgelbe Wassermasse erfüllte sein Bett, kein Fisch belebte seine Fluten und statt der flotten Dampfer beschwammen schuttbeladene Eisberge seine Oberfläche. Und da jedes Tonband während eines Winters abgelagert wurde, so kann man durch Abzählen dieser Bänder die Dauer seines Daseins ungefähr feststellen. Zweitausend Jahre ergab eine oberflächliche Schätzung. Während dieser Zeit wurde das ganze Seegebiet eisfrei, denn die Uferlinie unseres Sees findet sich auch bei Bregenz und hier bei Konstanz wurden bereits ungeschichtete Tone abgelagert. Tiere und Pflanzen mußten zuletzt von dem klar gewordenen Wasser Besitz ergriffen haben, denn über diesen Tonen liegt hier eine schneckenführende Erdschicht.

Und noch ein Weiteres erzählen sie von unserem jungen Bodensee. An einigen Orten im Vorlande der Alpen — hier bei Konstanz nur in geringem Maße — enthalten sie Pflanzenreste; diese wurden von kleineren Bächen ein-

geschwemmt, welche seitlich von den Höhen herunterkamen. Sie reden nun merkwürdigerweise von einer reichen Flora an den eisfrei gewordenen Hängen, während im See selbst noch der Gletscher lag. Da wuchsen in den höheren Lagen Rot- und Weißtannen, in den niederen Eichen, Birken, Erlen und Bergahorne; Holunderbüsche, Stechpalmen und Himbeerhecken bildeten das Unterholz. Fast alle heutigen Bäume fanden sich, nur die Buche fehlte. Sie ist seitdem aus Asien eingewandert und steht im Begriffe, die alte Baumflora, besonders die Eichen, zu verdrängen.

Wodurch wurde nun unser junger Bodensee so hoch gestaut, und warum sank sein Spiegel seitdem um 15 Meter? Ein Blick auf die Karte gibt uns eine ausreichende Antwort. Die breite Sohle des Rheintales westlich von Stein hat diese Höhe. In sie hat der Rhein seitdem sein Bett eingegraben. Wer mit dem Schiffe von Stein nach Schaffhausen fährt, bewegt sich nur in diesem jungen Tale und bemerkt nichts von der breiten mit Dörfern besetzten eigentlichen Talaue. Mit dem Eingraben dieses Tales sank auch der Spiegel des Sees.

Dieses Sinken erfolgte nun nicht gleichmäßig. In 405 Meter Meereshöhe zieht sich noch eine zweite mit Deltakegeln besetzte Uferlinie um den ganzen See, und eine dritte in freilich schlechterer Ausbildung in ungefähr 400 Meter. Es sind also noch zwei weitere länger dauernde Seestände vorhanden, welche Uferlinien erzeugten, und wir selbst erleben heute einen vierten.

Es ist nun schwer, die Ursache dieses ungleichmäßigen Sinkens anzugeben. Sie kann in der rascheren Durchbrechung stauender Barren im Abflusse liegen oder es können säkuläre Bodenbewegungen sie verursachen. Die wahrscheinlichste Ursache scheint mir ein periodisch rascheres oder langsameres Abschmelzen des Rheingletschers zu sein. Er reguliert ja auch den heutigen Seestand; im Sommer zur Zeit der großen Gletscherschmelze steht er heute drei Meter höher als im Winter. Wenn deshalb in früheren Zeiten der Rheingletscher langsam abschmolz oder gar noch vordrang, mußte der Seespiegel sinken, bei raschem Abschmelzen steigen. Konstante Verhältnisse des Rheingletschers, speziell lang dauernde Ruhezustände, bedingten gleichmäßige Seestände. Nach Penck und Brückner hat nun der abschmelzende Gletscher bei seinem Rückzuge im alpinen Rheintale zwei längere dauernde Halteperioden durchgemacht, ihnen können vielleicht die Seestände von 405 und 400 Meter Meereshöhe zugerechnet werden, und der jetzige Seespiegel dem heutigen Gletscherstande.

Unsere Studien am Seestrande haben uns bereits in entfernte Zeiten zurückgeführt, weit über die historische Zeit hinaus bis zu jenen Tagen, wo ein mächtiger Gletscher die Gegend bedeckte und ganz veränderte Verhältnisse schuf. Zwanzigtausend Jahre mögen nach der Schätzung mancher Gelehrten seit der letzten Vereisung verflossen sein. Während dieser ganzen

Zeit haben Menschen am See gelebt. Jeder glaubte bei seinem Tode die heimatliche Gegend so verlassen zu haben, wie er sie in seiner Jugend sah. Und doch hatten die unendlich langsam aber unendlich stetig wirkenden geologischen Kräfte kleine unmerkbare Änderungen hervorgerufen, die sich in der Länge der Zeit zu gewaltigen Beträgen summieren. Sie sind ein eindringlich mahnendes Beispiel für die Kürze des menschlichen Lebens und die Länge geologischer Zeiträume. W. Schmidle

Die Rat- und Zunfthäuser in Konstanz

Wie die Kirchen und Schlösser Denkmale der geistlichen und fürstlichen Macht, so sind die Rat- und Zunfthäuser der Ausdruck bürgerlichen Selbstbewußtseins.

Einen bedeutsamen Einfluß auf die Stadtverwaltung errangen sich überall im 14. Jahrhundert die Zünfte. Die Zünfte waren Körperschaften des Handwerks, die sich vor allem zur Wahrung wirtschaftlicher Vorteile zusammengeschlossen hatten. In Konstanz gab es seit 1371 neunzehn Zünfte, später wurden sie auf zwanzig erhöht und 1430 von Kaiser Sigismund auf zehn vermindert. Sie erscheinen hier zum erstenmal im Jahre 1342, als sie sich gegen die Herrschaft der Geschlechter auflehnten. Sie stürzten den Rat, setzten einen anderen Bürgermeister ein und erwählten sich Zunftmeister. Trotzdem sie sich nicht behaupten konnten, erzwangen sie ihre Anerkennung. In vier großen Aufständen teils gegen die Geschlechter, teils gegen die „ehrbaren" oberen Zünfte um die Herrschaft im Rat, entstanden fast 100 Jahre dauernde Streitigkeiten, die schließlich durch einen Machtspruch Kaiser Sigismunds geschlichtet wurden. Die Geschlechter errangen den größten Teil ihrer Rechte wieder. Zünfte und Geschlechter waren von da an im wesentlichen gleichgestellt.

Die Zünfte waren nicht nur wirtschaftliche, sondern auch gesellige und religiöse Gemeinschaften mit strengen Ordnungen. Als Zusammenkunftsorte hatten sie Trinkstuben, später je nach ihrer wirtschaftlichen Lage eigene Zunfthäuser, die neben Beratungs- und Gesellschaftsräumen häufig auch Läden und Lagerräume enthielten. Da die Zünfte gemeinnütziger Art waren, wurden sie als für eine Stadt wichtige Gewerbe begünstigt. (Die Städte bildeten anders als heute eine alle Gewerbe umfassende Wirtschaftseinheit, die u. a. in schlimmen Zeiten abgeschnitten vom Handel sich selbst erhalten mußte. Die Städte richteten sich die Märkte mit Verkaufsständen ein, erließen Marktordnungen, errichteten Lagerhäuser und Verkaufshallen.)

In Konstanz sind noch eine Reihe dieser Bauten vorhanden. Andere sind uns nach ihrem Bestehen und Aussehen in Schrift und Bild überliefert. Die wichtigsten und bezeichnendsten davon seien kurz aufgeführt.

Das Kanzleigebäude, jetziges Rathaus in der Kanzleistraße steht an der Stelle eines Zunfthauses „Zur Salzscheibe", das 1487 die Merzlerzunft (Weber, Barchentweber, Krautgärtner, Merzler, Karrer u. dgl.) erwarben. Das Haus „Zur Salzscheibe" stand über Säulen 10 Schuh weit in die Gasse hinaus und war eines der Häuser, die auf der Südseite der Kanzleistraße einen Laubengang bildeten. (Am 21. November 1417 ritt Papst Martin „die sul" hinab.) Östlich davon stand bis zum Jahre 1861 das Haus zu den drei Säulen, als letzter Rest dieses Laubengangs. Bei der Auflösung der Zünfte wurde 1549 die Lateinschule in die Salzscheibe verlegt. 1583 begann man mit dem Abbruch und von 1589 bis 1594 wurden die noch bestehenden Gebäude „zu meiner Herren Kanzlei" errichtet.

Bauten, die zur Förderung des Handels und der Gewerbe von der Stadt errichtet worden waren, sind vor allem das mächtige Kaufhaus am Hafen vom Jahre 1388, das 1862 abgebrochene Kornhaus auf der Marktstätte und ein anderes, ebenfalls nicht mehr vorhandenes Kornhaus in der Husenstraße. Weiter standen noch auf der Marktstätte die große Metzig, die schon 1328 genannt ist und 1764 abgebrochen wurde, sowie die alte Brotlaube, die noch älter war und bis 1558 bestand. Ein Schlachthaus lag vor dem Augustiner- oder Schlachttor (heute Bodansplatz) bis 1838.

Die Zünfte, zuletzt zehn an der Zahl, bestanden aus 6 großen und 4 kleinen. Zu den ersteren gehörten die Metzger, Bäcker, Schmiede, und Rebleute mit eigenen Zunfthäusern, zu den letzteren zählten die Kaufleute, Schuhmacher, Fischer, Schneider, Merzler und Schiffsleute. Die übrigen Gewerbe waren auf diese Zünfte verteilt. Die vier großen Zünfte hatten ihre eigenen Häuser. Das vornehmste Haus war das der Kaufleute, Tuchscherer usw. „Zum Thurgau" Husenstraße 13 (Bad. Hof). In ihm wurden die Sitzungen des Reichstages im Jahre 1506 abgehalten. Reste dieses Gebäudes sind im Hinterhaus des Badischen Hofes erhalten. In der Husenstraße befanden sich noch die Häuser der Rebleute „Zum Weingarten", erbaut 1523 (im 18. Jahrhundert umgebaut) und der Schmiede „Zur Linden". Die Rebleute saßen vorher im Haus „Zum Alber" in der Rosgartenstraße. Die Kürschner hatten zuerst ihr Haus 1421 in der Neugasse und später nach 1430 mit den Schneidern zusammen in der Bahnhofstraße. Die Schiffleute hatten ihre Trinkstuben in ihrem 1819 abgebrochenen Haus auf dem Grundstück Schillerstraße Nr. 1 (Garten des Gasthauses „Zum Hohenzollern"). Das Haus der Merzlerzunft „zur Salzscheibe" wurde bei der Geschichte der Stadtkanzlei bereits erwähnt.

Noch vorhanden ist, teilweise im alten Zustand, allein das Zunfthaus der Metzger, Krämer, Apotheker, Buchführer, Hafner, Säckler, Seiler, Gürtler u. a.: Der Rosgarten. Wann er erbaut wurde, ist unbekannt. Er wird schon 1324 erwähnt und wurde „1454 gebaut, und fast geweitert".

Das Gebäude besteht aus zwei deutlich erkennbaren Teilen, von denen das nördliche älter ist. Es hat einen Dachstuhl, der in romanischer und frühgotischer Zeit üblich war. Das Mauerwerk läßt auf ein dementsprechendes Alter schließen. Der südliche Teil „Zum schwarzen Widder" ist wohl 1454 entstanden, aus welcher Zeit das schöne Portal mit der sehr guten Steinmetzarbeit stammt. Über dem Spitzbogen hält ein Engel ein Band mit der Inschrift: halt. dich. züchtiklich. an. diss. stet. da. ma. dir. guez. nachret. Seitlich davon sind zwei Wappen: links mit einem prächtig stilisierten umhegten Rosengärtlein, rechts mit einem Widder, dem Zeichen der Metzger. Die spätgotischen Fenster lassen die innere Einteilung des Gebäudes erkennen. An der Rückseite des späteren Hauses ist noch ein schönes Fachwerk, im Innern der alte Zunftsaal mit schöner Eingangstür und Holzdecke zu sehen. Nach Abbruch der großen Metzig an der Marktstätte 1764 wurden die Fleischbänke in das Erdgeschoß links verlegt, wo bis zum Jahre 1870 die mittelalterlichen Ladenöffnungen zu sehen waren. Das „Metzgerli" in einer Nische über dem Eingang stand bis 1764 auf einer Brunnensäule vor der alten Metzig und wurde dann am Rosengarten und noch später am Schlachthause angebracht. Nachdem es ein Menschenalter im Museum gestanden war, wurde es im letzten Jahr in einer neuen Nische wieder außen aufgestellt, 1870 wurde der Rosen garten schließlich zu einem Ortsmuseum umgebaut, das seine Gründung und Pflege bis zum heutigen Tag der unermüdlichen Sammeltätigkeit der Familie Leiner verdankt. Bei einer Veränderung im Jahre 1925 wurde auch das Äußere in den heutigen, dem ehemaligen Aussehen angepaßten Zustand gebracht. Der prachtvolle Aushängeschild mit dem Doppeladler stammt vom Gasthaus „Zum goldenen Adler" an der Marktstätte, in dem Goethe zweimal abgestiegen war.

Diese Bauten sind Schöpfungen der freien Reichsstadt, entstanden in der Zeit der wirtschaftlichen Blüte durch die Kraft des Bürgertums. Sie spiegeln in ihrer Geschichte den Ablauf der Ereignisse wieder und ragen als Denkmal herüber in unsere Tage.

Paul Motz

Herbsttage am Überlinger See

Die Alpen dämmern auf, nachdem sie den ganzen Sommer über im Dunst der Ferne unsichtbar vergraben lagen. Ihr nebelig breiter Schattenstrich wird immer körperlicher, schärft sich tageweise zu hart in die Luft schneidenden Kristallen, um allmählich wieder zu verblassen. Dunkle Risse streifen sich in das Weiß des Schnees und es kann sein, daß die ganze Kette der Alpen, von den Berner bis zum Glärnisch und den bayerischen Bergen, auf Stunden mit einer Schärfe über dem Vorgebirge steht, die die Ferne wie in einem unheimlichen Traum uns geradezu mitten ins Auge ritzt.

Das ist dann, als winke der Herbst hinter den Bergen, als hielte er hoch aufgetürmt den Kamm seiner ersten Welle nur mühsam zurück, bevor sie unaufhaltbar die jähen Pläne des Schweizer Ufers über Wälder, Gärten, Obstwiesen und Rebberge, über die Städtchen, Dörfer und die Fischerschiffe des Bodensees herabwogt.

Und dann gibt es auch kein Halten mehr. Land, Luft und Wasser sinken schnell in das Zusammenspiel herbstlicher Ereignisse.

Ich wandere am Überlinger See, als Führer Erinnerungen, als Weg den Zufall, und steige die von niedergegangenen Steinen getürmten Wälle an einer gelben Felswand hinauf. Es ist über der Straße, die am See entlang von Überlingen nach Ludwigshafen führt. Zäh verkrümmte Föhren bewahren ihr Grün starr gegen den Herbst. Aber von der hohen Kante flattern bunte Blätter irr in die Luft hinauf. Weit in der milden blassen Bläue kreist ein Sperber über ihnen. In einem Kahn tief unter mir singt ein Mann. Was freut ihn so? Die Fläche des Sees kräuselt sich zu einem fast wesenlos feinen silbernen Netzspiel, das der Abglanz des Himmels wie mit blauen Vögeln hastig und heimlich durchflattern läßt.

Die vom Wind hochgetragenen Blätter sinken wieder nieder. Wohin? .... das sieht das Aug' nicht. Auf einen Baum drunten? Auf eine Wiese? In den See?

Achtlos reißt die Schar der ersten hergewanderten Möven den Blick von ihnen, stürzt meine Augen in die gleißende und schnellende Vogelfahrt. Um die Kante der Felswand springen die heftigen Linien in romantischen Leidenschaften zu Tal fallender Höhenzüge hintereinander bis über den äußersten Westbogen des Sees hinaus, hinter dessen goldstrichigem Ried im Herbstdunst die Basaltkegel des Hegaus um den Hohentwiel in den Himmel hüpfen.

Weiter! Und aus Buschwerk mit wehmütiger Bitternis drängt ein letzter vergehender Stumpen der Burg Burckhardts von Hohenfels, des saftigsten und des in Herz und Geist größten der Minnesänger.

Wald nimmt mich an und gibt mich an Halden, die die Herbstsonne mild erglüh'n macht. Nackte Landschaften dann, eine Schlucht, in deren Ausgang sich das Dörfchen Sipplingen zwängt und mit breitem Gesäß ans Seeufer setzt. Ein Kaleidoskop von Landschaft ..... das Kaleidoskop eines Gottes! Ein Singen und Trillern von Beweglichkeit, fremdrassig fast, und doch schwebt unter allem ein Zug einheimischer Herbheit, der nun an dieser Mischung von Flimmern mit Gedunkel alle Erinnerungen von Jahren des Wanderns in Deutschland und alle Erinnerungen an viele deutschen Landschaften in der Seele des Hinziehenden zu einer brausenden Schwermut zusammen strömen läßt.

Er holt aus dem Blut den dunkelsten und menschenerschütterndsten, den einen Satz aus der Appassionata .... Das entzündete Gemüt wirft ihn in verwilderten Tönen aus dem sangesunkundigen Mund, als müßte ich mit ihm dieser Landschaft begehren wie eines Weibes.

Aber der Herbst geht unberührt von dieser Menschensprache mit seinen großen, glänzenden und braunen Blindaugen über die Uferhalden und durch die hohen Wälder. Einer von ihnen reißt mit seinem Namen die Tropen herauf: Steinpalmen heißt er.

... Jenseits ist ein anderes Ufer. Jenseits liegt ein Ufer von einer so still erdunkelnden ruhigen Versunkenheit, daß einem vom Anseh'n die Sehnsucht an der Stirn aufduftet nach ihm. Die Wälder flammen in den Herbst gezogen über schwarzem Uferwasser, das unbewegt ist, und eine der betörendsten deutschen Dorfidyllen liegt an ihrem Ende und am Ende des Sees und versenkt gläubige weiße Hauswände und rote Hausdächer in den Spiegel des Sees .... das Dorf Bodman.

Ich spring' auf einen Stein. Da steh'n rückwärts meiner Wanderung die Alpen. Titanisches Silbergeschmeide! Fern — in der dünnen Herbstluft aber nah im Aug'. Bewegt wie Länder göttlich unfaßbarer Schlösser — aber erstarrt, wie ein Meer voll versteinerter Riesenschiffe. Sie suchen die Phantasie heim, und ringend mit dem Fassen dieser Erscheinung in Worte oder Vorstellungen, schlägt sich der Wanderer von dem Freiblick gebenden Stein zurück in die Einsamkeit der Überlinger Berghalden. Sie liegen in einem mit süßer Grausamkeit sich schmückenden Sterben, sie sind einem in herben Schmerzen verfließenden Ausgenießen der Schönheit letzter Tage hingegeben, das um die mit südlichem Temperament gerissenen Linien der Landschaft leidenschaftlich noch einmal aufschäumt.

Norbert Jacques

Seliger Garten

Überlingen künden die Pappeln auf entwaldeter Höhe. Die Hügel tragen den Wald wie Kappen. Nach Osten, Oberuhldingen zu, strömt der Wald breit zu Tal. Aber die Pappeln ragen am Himmel: Wachtsäulen, Signale, zu zweit oder allein. Sie künden: Überlingen! Sie führen das Schiff, am Ufer entlang, über den See, vor den Landungsplatz mit den roten Kastanien.

Welches Münster hat solch einen entzückenden Taubenschlag als Helm?

In den alten Festungswällen wächst ein Tannenhochwald, der Sommer überschwemmt den Boden mit Stauden und Blumen, zwischen roter Erde und Moos. Graue Molassewände hängen herüber. Altes Mauerwerk ist hineingezwängt, noch höher erhebt sich ein anderer Wald. Zwischen hellen Büschen und dunkleren Bäumen sprudeln Blüten wie heiße Quellen. Man geht dann

in einen Duft aus Erde, Baum, Kraut und Blüte wie im Fieber. Ein kleiner Bach kommt mit Kühle; er vertieft den Schatten. Er beschwört die Stille.

Jede Stadt hat ihre Anlagen. Alle gleichen einander. Sie sind ärmlich oder reich. Fast jede pflegt irgendeine Eigenart, die sie den Bewohnern kostbar macht. Die Anlagen Überlingens sind unvergleichlich. Hätte ich zu wählen zwischen den Gärten von Agra und Delhi und dem wahrhaft wunderbaren Stück Graben und Schanze in Überlingen, ich wählte diesen Garten.

Ich habe mich, östlich über der Stadt, im Kurhaus Sankt Leonhard* niedergelassen, um das Geschenk eines neuen Frühlings entgegenzunehmen. Dicht am Haus steht eine junge Anlage von Zwergobstbäumen. Wohl hundert Meter in die Tiefe und Breite laufen die Reihen der kleinen Bäume. Sie sind in frisches Grün gehüllt. Die Sonne steht tief im Westen und durchleuchtet sie, Reihe um Reihe über der finstern Erde. Darüber schwebt, große grüngoldene Puderwolke, ein Schwarm von Spielmücken. Zwischen den Reihen der Bäumchen am Boden laufen schnurgerade Pflanzungen Salat, jedesmal zwei Reihen in einem Zwischenraum. In der Mitte der Anlage glühen sie wie Schnüre von Smaragd, wie lange Bernsteinketten auf den Seiten. Sie glühen! Als brenne, in Streifen, die Erde. Die Bäumchen atmen reine Entzückung aus, die Wolke der Spielmücken ist ein grüngoldener Himmel.

Hier wird der Frühling zu einer köstlichen Zeremonie. Der Obstgarten ist sein innerster Hof, über Hügel, See und Wald. Im höchsten Glück hält er das strengste Maß. Um ihn sinkt alles eine Stufe tiefer, versinkt zur „vorbereitenden Landschaft". Er ist das Wesentliche des Frühlings. Der Mittelpunkt. Der innerste Hof des Freudentempels.

Der Sonnenuntergang hob ihn aus. Er riß den Mittelpunkt an sich und ins Kosmische.

Die Alpen im Süden wurden leichengrün, und der See gerann zu Zink.

René Schickele

Zwei Heimgekehrte

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor,
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? erzählt einmal"!

* Erholungsheim des Landesverbandes badischer Gewerbe- und Handwerkervereinigungen.

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Der andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Anastasius Grün

Du, Tal der Wiese!

Erinnerungen, Bilder, Gesichte in unbegrenzter Fülle knüpfen sich an deinen Namen, schönes, reich gesegnetes Wiesental. Indem ich inne werde, wie eng ich dir verbunden bin, steigt mächtiger denn je das Verlangen auf, mit Jo in einem deiner Dörfer oder Städtchen der Erdenfahrt Ende zu erharren.

Ein Sommer noch und ein Winter, und die Schwelle der Vierzig ist überschritten — wann, Wiesental, wann alemannische Heimat, nimmst du den Vielgewanderten, den hart und scharf Umgetriebenen auf? Er kommt, wann du, Tal der Wiese, Tal der trinkfesten und weinfrohen Altvordern, Tal der grünen Matten, Tal Johann Peter Hebels ..... er kommt, wann du ihn zur stillen Einkehr aufnimmst.

Du, Tal der Muttersprache, du Tal des ersehnten letzten Glückes! Wenn du rufst — ich komme nicht allein. Die Gefährtin, dieses Sternes treueste Seele, zieht mit mir ein ....

Sage nicht, ich sei ein töricht verliebter Poetisierer, ein sentimentaler Troubadour .... Warum sollte ich, da ich dir, dem Ziel aller Wünsche zu Ehren die Feder führe, nicht sagen, was mich bewegt, wenn die Gedanken sich mit dir beschäftigen? Wer von der Heimat spricht, in der er für alle Zeiten die letzte Ruhestatt zu finden hofft, er müßte kein Alemanne sein, ginge ihm nicht das Herz über!

Mich will bedünken, ich werde vor dir, Tal der Väter, bestehen können, wenn ich heimkehre: Mit Jo!

Es ist etwas unsagbar Wunderbares um dieses Wort: Heimkehren und um seinen Sinn! Ich möchte meinen, ich dürfe es nur aussprechen, wenn von dir Tal der blumenreichen Wiesen die Rede ist — von dir und von Jo!

Du bist das behagliche, bewußt gemachte Ausklingen der hochgetürmten Berge, die dich nach dem Rhein entsenden — das Kernland alemannischen Wesens und Wortes. Keines der ungezählten anderen Täler, die nach dem gewaltigen deutschen Strom streben, vermag dir gleichzukommen an ver-

haltener, an ausgeglichener Anmut. In der vornehmen Tracht deiner Frauen und Mädchen kündet sich das, was deine Eigentümlichkeit ausmacht..... In deinen Gärten blühen die schönsten Narzissen. Ich sah nie herrlichere Oleander- und Granatbäume als vor den breiten Bürgerhäusern deiner Städtchen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß Schopfheims Rathaus Friedrich Weinbrenner zum architektonischen Schöpfer hat.

Und der rheinländische Hausfreund konnte nur aus dir kommen. Wo außer in dir hätte der Dichter der schönsten alemannischen Verse, die je gesungen wurden, seine Heimat haben können? Wer, wenn nicht Johann Peter Hebel, hätte uns die „Gedichte für Freunde" ländlicher Natur und Sitten schenken können!

Ich werde die Strophen nie vergessen, die der Großvater den zehnjährigen Buben lehrte:

Und wenn de amme Chrüzweg stohsch
Und nümme weisch, wo's ane goht,
Halt still und frog die G'wisse zersch
's cha Dütsch gottlob, und folg sim Rot!...
Doch wandle du in Gottisfurcht!
I rot der, was i rote cha.
Sell Plätzli het e g'heimi Tür,
Und 's sinn no Sache ehne dra.

In diesen Versen, Tal der Wiese, bist du mir irgendwie nah. Ich vermag nicht zu sagen, warum und in welchem Betracht, und weshalb und aus welchem Belang — aber ist es nicht auch sonst so, daß die stärksten und tiefsten Visionen am geheimnisvollsten sind:

Und 's sinn no Sache ehne dra!

Hinter allen deinen Bildern sind für mich „Sache ehne dra". Ohne Einhalt steigen sie auf: das Grenzacher Horn, St. Crischona, die Tüllingerhöhe, Stetten, Lörrach, das Rötteler Schloß, Haagen, Steinen, die hohe Flum, Maulburg, Schopfheim, der Eichener See, Fahrnau, Hausen, die Schweigmatt, die hohe Möhr, Zell, Atzenbach, Mambach, Schönau, der Belchen, Atzenfeld, Gschwend, Todtnau .... alle Orte und Hügel, Höhen, Wälder, Gewässer haben mir „Sache ehne dra".....

Wann wirst du rufen, Tal der Wiese, Tal der Heimat, Tal der frohen Feste, Tal der tausend und abertausend Erinnerungen, Tal der stillen Haine, der blütenreichen Gärten, der behaglichen Gasthäuser, Tal Johann Peter Hebel — wann rufst?

Ob du rufen magst, ob nicht — ich werde dir allzeit nur Dank wissen, Tal der Einkehr, Dir, Tal der Wiese.

Otto Ernst Sutter

Der Breisgau

Der Feldberg, das Freiburger Münster, die hochgebaute Stadt Breisach und der Rhein, das sind die vier größten Wunder des Breisgaues: unvergeßliche Schaustücke dem Wanderer, der aus der Fremde kommt, tiefe neue Erlebnisse dem Einheimischen, wenngleich ihm neben diesen augenfälligen heimatlichen Denkmälern hundert andere Kostbarkeiten erblühen, heimlicher, inniger, stiller, wohin er auch schauen mag in diesem gottgesegneten Land, da Natur und Kultur sich aufbauen auf frühesten Wandlungen von Erdoberfläche und Mensch aus prähistorischen, römischen und alemannischen Fundstätten erraten, und durchdacht vom grübelnden Geist unseres neuzeitlichen Dranges, in Geheimnissen der versunkensten Vergangenheit zu rätseln, um den Sinn unseres Daseins klar zu erkennen, ja hellseherisch geworden, Zukünftiges ermessen zu können. Alte Siedlungsgebiete am Kaiserstuhl, an den Hängen des Schwarzwaldes gegen die Rheinebene zu wurden entdeckt und versucht, lückenlos des Siedlers Schritt durch die Jahrtausende festzustellen.

Der Rhein rauscht seit Ewigkeiten sein Lied, trotzdem man ihn mit eiserner Energie zu Menschendiensten zwang in einem andern Bett, glatt und ohne nutzlose Zögerung durch spielerische Kurven und Verästelungen hinzuströmen. Freilich blieb noch eigenwilliges Gewässer genug zurück, um die traumhaft stillen Altrheinstimmungen zu bilden, die am schönsten vor dem Kaiserstuhl ihr Wesen weisen, jenem vulkanisch emporgeworfenen Gebirge, das mitten in einer von Müllheim bis Kenzingen im Breisgau reichenden Bucht der Rheinebene liegt, in deren Tiefe am Rand des hohen Schwarzwaldes Freiburg sich ausbreitet mit dem Tal der Dreisam, der „Schnellfließenden", und Waldkirch im Tal der Elz.

Der Kaiserstuhl ist von Rebrücken terrassenförmig umkränzt. Auf dem weichen Lösgrund gedeiht feuriger Wein, den der Kaiserstühler Bauer, ein starker, temperamentvoller, zuweilen listig-kluger Mensch, im Blut hat. Er ist reich in guten Erntejahren und bitter arm, wenn Mißwachs ihn schlägt; denn Industrie besitzt er keine. Ein sonderliches Land ist es schon, dieses wie aus der raschen Laune des Schöpfers empor gehäufte Gebirge, seltene Pflanzen und Tiere gedeihen dort, die man in ganz Europa nicht mehr findet: große Smaragdeidechsen und feine Orchideen. Im Buschwerk um die alten, trutzigen Ruinen der Sponeck und Limburg nisten Hunderte von Nachtigallen, deren Chöre den Nachtschlaf stören. Tausende von Schnacken sirren aus den stehenden Altrheinwässern empor und geigen unablässig. Die Sponeck ist heute im Besitz des bekannten deutschen Malers Prof. Hans Adolf Bühler, der in Ferienzeiten im erhaltenen Wirtschaftsgebäude neben der Ruine wohnt, herrlich ruhig und wie verwunschen in der Baumlandschaft von Rheinland,

Rheinstrom und tiefeingegrabenen Lößtälchen. Zur Frühlingszeit liegt der Kaiserstuhl unter dem Blütenschnee seiner Kirschbäume wie in einem hochgefüllten Daunenbett. Die Limburg, eine mächtige Ruine noch, soll die Geburtsstätte Rudolf von Habsburg sein, nachdem auch der Kaiserstuhl seinen Namen trägt.

Breisach, die ehemals feste Stadt, in alten Zeiten viel umworben und belagert, weil sie ein mächtiger strategischer Punkt war als Schlüssel des heiligen römischen Reiches, ist heute immer noch das Ziel vieler Wanderer, in deren grauem Gemäuer die Sage vom Geschlecht der Harlungen umgeht und die vom getreuen Eckart, der auf dem Eckartsberg gehaust. Das Münster auf der Höhe spiegelt sich im Rheine, sah viel königliche und bischöfliche Herren zum Gebet sich neigen und ertrug unendlich heiße Stürme und Nöte, die den ganzen Breisgau plagten in Ritter- und Fürstenfehden, im Dreißigjährigen Kriege und in den Franzoseneinfällen, sah Schwedische und Kaiserliche wechselnd siegen und mußte österreicher Herrschaft untertan sein, als der ganze Breisgau und die obere Markgrafschaft Vorderösterreich hießen und fast alle fürstlichen Burg- und Stadtherren, Herzöge und Grafen ein wildes Verpfänden begannen landauf, landab, so daß kein Gut und Stift und Ort oft nicht wußten, wie sie daran sind. Elend folgte dem Krieg stets auf dem Fuß, Schulden und Steuerlast. Aber das Land gab aus seinem fruchtbaren Schoß ohne Unterlaß. Immer wieder blühten die Breisgaustädte auf: die ehemals freie Reichsstadt Endingen am Kaiserstuhl, die bis heute alte Häuser bewahrt hat, köstliche Glasmalereien im Rathaus und feine Tropfen im Keller; Burkheim mit der Ruine des Schlosses von Lazarus Schwendi und den buckligen Gassen mit grotesk gealterten Fachwerkgiebeln und all die Kaiserstuhlnester, in denen rote Geranien über sommerdurstigen Dorfstraßen leuchten und Scharen von Gänsen in kargen Bächen sich tummeln. Bei Riegel, am nördlichen Ausgang des Gebirges, fließen die Elz, die Glotter, die Dreisam zusammen, drei echte Schwarzwaldkinder, die mit wilden Sprüngen in die Ebene fallen durch enge Schluchten, in denen neben ihrem Lauf nur noch eine Straße Platz hat.

Im Flußgebiet der Elz liegt das Industriestädtchen Waldkirch am Fuße des Kandel mit den Ruinen Schwarzenberg und Kastellburg. Der Kandel spielt in Oberbaden die Rolle des Hexentanzplatzes, ist von Aberglauben übergeistert und zu Sonnenwendzeiten lebendig durch Sitte und Brauch des Johannisfeuers und des Scheibenwerfens. Im Elztal, Prechtal und Simonswäldertal, im Tal der wilden Gutach, die in die Elz fließt, wie auch im Glottertal hält sich die Bauerntracht noch mehr als sonst und auch die Gewohnheiten urväterlicher Zeiten. Die Elzacher Faßnacht, „Schuttig“ genannt, schlug jetzt nach den Notjahren wieder die närrischen Augen auf und führt ihre historische Überlieferung weiter. Der Wein, der im Glottertal

wächst und der merkwürdigerweise nicht in den Kopf steigt, sondern in die Beine fährt, spielt bei all diesen Festen seine schalkhafte Rolle. Auch sonst bietet Elzach mit seinen vorzüglichen Glasgemälden in der Kirche, und Waldkirch mit Edelsteinschleifereien und altüberkommener Musikwerkindustrie im Schmuck der wirklich guten Häuser aus dem 16. Jahrhundert wertvolles Kulturgut neben der Traulichkeit, die solche noch scheinbar im Traum früherer Glanzzeiten ruhenden Städtchen haben.

Im Elzgebiet, an einem Nebenfluß, breitet sich Emmendingen aus mit seiner handelstüchtigen Betriebsamkeit, ehemals ein kleiner Treffpunkt großer Geister, als der Amtmann Schlosser dort wohnte und seine Frau Cornelie geborene Goethe den berühmten Bruder bei sich sah und früh an der Sehnsucht nach ihm und irgend etwas unerfüllbar Großem in sich starb. An einem andern Nebenfluß der Elz, der Bleich, liegt Ettenheim, das dem großen Kardinal Rohan zu Zeiten der französischen Blutrevolution als Unterschlupf diente, ein stilles Städtchen, das in das Münstertal ausläuft in eine feine Klosteranlage, wohin der „Großalmosenier" Frankreichs, der stolze Rohan, mit knapper Not sich vor dem Fallbeil rettete, indessen seine königliche Feindin Marie Antoinette der Volkswut zum Opfer fiel. Die Königin kannte den Breisgau, gehörte sie doch als Tochter der Maria Theresia zu dem Hause, das immer noch den Breisgau mit dem Markgräflerland (das vielfach noch zum Breisgau gezählt wird seiner gemeinsamen Herrschaft wegen) als Vorderösterreich regierte. Sie reiste vor ihrer Vermählung durch das badische Oberland und stieg auch in Freiburg ab.

Freiburg, Erzbischofssitz, Gründung der Herzöge von Zähringen, deren Stammburg, 1080 erstmals erwähnt, noch in spärlichen Resten bei Freiburg erhalten ist, die Stadt mit dem großen Dom, mit Kaufhaus und Kornhaus, mit alter Universität, sorgfältig gepflegtem Ortsbild, mit Toren und Türmen aus mittelalterlicher Zeit herübergerettet, mit schmalbrüstigen, enggeschmiegtem Häuserkranz um den Münsterplatz und engen Gassen in der Altstadt. Die Schönheit Freiburgs als Siedlung in der Bucht dunkler Schwarzwaldhöhen mit der weiten Ausdehnungsmöglichkeit in die Rheinebene hinein, sucht ihresgleichen im ganzen Reich. Nicht nur der Reichtum an überlieferten Bauten, die himmelstrebende Gotik des Münsters, die alten Plätze mit den großen Linden, die Brunnen und die schmalen klaren Bächlein, die in fast allen Straßen neben dem Bürgersteig hinglickern, machen den Reiz dieser Stadt aus, sondern das Gefühl, daß man auf Schritt und Tritt Zeugen der Geschichte begegnet, die in jeder Epoche deutscher Vergangenheit hier ihren kräftigen Pulsschlag tat; deutsche Kaiser, Barbarossa, Rudolf von Habsburg, Herzöge, Fürstbischöfe, Päpste hielten hier ihren friedlichen Einzug, oder belagerten und berannten die festen Mauern; ja oft mußten die Bürger die Entdeckung ihres Mönches Berthold Schwarz am eigenen

Freiburg i. B. — Münsterplatz

Leibe spüren, der nicht das Schießpulver nur selbst erfand, sondern dessen schleudernde Wirkung mit Entsetzen erlebte. Die Sage raunt seine Liebesgeschichten von Kaiser Maximilian, dem letzten „Ritter", und einer schönen Bürgerstochter, von Tragödien, die sich im Hause eines mittelalterlichen Münsterbaumeisters abspielten, vermischt mit Wahrheit und Dichtung ist Leben und Wirken des bedeutenden Bildhauers und Malers Christian Wenzinger. Die Akten berichten über grausigen Hexenwahn und furchtbare Judenhetze, von Pest und Hungersnot.

Die Herzöge von Zähringen, die Grafen von Freiburg, die Schnewlins und andere mächtige Geschlechter, saßen ringsum auf festen Burgen, besaßen Dörfer und Städte und in Freiburg schöne Stadthäuser, verpfändeten, verlehnten und verkauften, es war ein ständig Auf und Ab der Geschehnisse, viel lebhafter und von raschen, aber zahlreichen Kriegstrubeln durchsetzt, während heute sich die Hast stärker im wirtschaftlichen Leben äußert.

Von Freiburg aus ziehen Täler in den „schwärzesten" Schwarzwald hinein. Der Schauinsland und der Schönberg mit den Resten der Schnewlinburg dehnen ihre breiten Rücken, in Mulden schmiegen sich eng zusammengedrängte Siedlungen, meist klösterliche Stifte, Einsiedeleien, die zu Bedeutung kamen und wieder bis auf wenige verschwanden; St. Wilhelm, St. Valentin und die heute noch blühenden St. Märgen und vor allem St. Peter, von den Zähringern gegründet, wohin sie sich zurückzogen nach Fehde und Feldzug zu frommer Ruhe, wo sie auch ihre letzte Stätte fanden. Vier Bertolde und ein Konrad von Zähringen liegen dort begraben. Jetzt hält die katholische Geistlichkeit dort alljährlich ihre Priesterweihen ab, und das Glockengeläute des Münsters von St. Peter und der Kapellen ringsum erfüllt die Täler weithin. Die Abteigebäude sind alle sehenswert, besonders der reiche Barocksaal, in dem die Bibliothek untergebracht ist. Überhaupt finden sich im ganzen Breisgau schöne ehemalige Klostersiedelungen, fast kein Ort, in dem nicht ein Klosterrest oder ein Schloßbau noch vergangene Herrlichkeiten kündet. Altäre, Reliquienschreine, Statuen bilden zwar oft die einzige Erinnerung und so kommt es, daß in schlichten Dorfkirchlein überraschend wertvolle Heiligtümer stehen, die meistens von der weltlichen Herrschaft gestiftet wurden, die als Ortsadel ansässig war, auf trutziger Bergeshöhe oder in tiefumgrabenen Wasserburgen.

Von Freiburg erreicht man mit der Bahn das Höllental, das in seiner Enge ein tiefeingerissenes Bachbett, eine Straße und durch Tunnel knapp an Halden entlanggeführt die kühn angelegte Bahnlinie hat. Auf fast unerreichbarem Grat zackte die Burg Falkenstein empor, von der Sage reich umwoben, die später vollständig zerstört von aufrührerischen Freiburger Bürgern, denen die Peinigung der Raubritter zu toll wurde.

Der Feldberg erhebt über all die Schluchtromantik und die düstere Schwermütigkeit dunkler Tannenwälder, über die lieblichen Bergmatten voll alpiner Blumenpracht, über Weide, Heide, Krüppelkiefer und Heidelbeerhänge, sein königliches Haupt, das nur in warmen Sommermonden schneefrei ist. Er war einstmals ein einsamer Berg, nur die Kameradschaft des Belchens, der fast noch majestätischer und in seiner Ruhe erschütternd groß wirkt, grüßte ihn über ein paar Gebirgsrücken her. Heute krauchen die Menschlein an ihm empor zu Tausenden in Autos und zu Fuß, mit Skiern und Schlitten, und es ist aus ihm ein Sportplatz geworden. Gleichwohl kann man auf ihm frühmorgens oder in hellen Nächten über einsamen Wächten die Größe des Schöpfungswunders überwältigend erleben, fast schöner noch auf dem Belchen, den man noch nicht so ausgiebig entdeckt hat.

An seinem Fuß liegt das Kloster St. Trudpert in einem der Rheinebene zu sich öffnenden Flußtal, an dessen Ausgang Staufen liegt, die ehemalige Marktstätte und Sitz der mächtigen Herren von Staufen; hier hat sich die der geschichtlichen Beglaubigung nähernde Sage von Dr. Faust festgesetzt, der in dem heiteren Städtlein vom Teufel geholt worden, d. h. unter absonderlichen Umständen gestorben sei. Der Flußlauf berührt auch noch Krozingen, das durch seine vor wenigen Jahren entsprungene heiße Heilquelle einen Aufstieg als Badeort zu erwarten hat, und eine Bahnstation weiter breitet sich das liebliche Heitersheim aus mit dem Schloßsitz des ehemaligen Johanniterordens.

Am Hang des Feldbergs, im Hochschwarzwald, schlagen Feld- und Titisee ihre Augen auf durch die starke, wilde Wutach verbunden, die schäumend die Felsen hinabspringt und sich durch eine Gebirgsschrunde bohrt. An ihrem Lauf steigt hochgebaut der Industrieort Neustadt auf, vom Hochfirst im Südwesten überkrönt, an dessen Südhang Lenzkirch liegt, das lebendige Schwarzwaldstädtchen, in dem seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts die Erfindungen der verschlossenen, doch grüblerisch und bastlerisch veranlagten Schwarzwälder Bauern gewerblich ausgenützt werden. Die Tradition der alten Volkskunst, wie sie sich in den einsamen Tälern und Zinken während der langen Wintermonde geübt hat, verdichtete sich hier in Lenzkirch und erhielt in der Sammlung Spiegelhalder ihre wertvollsten Stücke. Uhren wurden erfunden in dieser Gegend, die welthandelsfähig waren, Glas geblasen, feine Strohhüte geflochten, Gehäuse und Holzwaren geschnitzt und geschnefelt zum Hausgebrauch und für Handelskompanien. So entwickelte sich von fleißiger Heimarbeit in den abgelegenen, alten, haubendachigen Schwarzwaldhäusern unterstützt die Schwarzwälder Industrie, die dem feldarmen Bauern Geld zum Viehkauf ins Haus brachte. Heute sind überall Maschinen im Betrieb, die volkskünstlerischen Äußerungen verkümmern.

Stundenweit wandert man in dieser gesegneten Landschaft ohne eine Menschenseele zu treffen. Nur hie und da tönt das Geläut einer Kuhherde herüber, ab und zu taucht plötzlich ein braunes Holzhaus ältesten Schwarzwaldstils vor uns auf, das sich so an Hang und in die Mulde schmiegt, daß man es verwachsen wähnt. Zahllose braungoldige Gebirgsbächlein eilen durch steinige Bette und saftige Blumenwiesen und nirgends geht die Stille so gläubig spürbar wie eine Gestalt durchs Land als in den Tannenwäldern, in denen kein Unterholz gedeiht und der Boden von den braunen Nadeln so weich ist wie ein Teppich, auf dem große grüne Moospolster liegen.

Die Welt des Breisgaues ist herrlich und reich. Gebirge und Ebene, Stadt und Einzelsiedelung wechseln anmutig, wilde, urhaft sprossende Wälder, rissige Täler mit zackigem Fels, breite Obst- und Gartenlandschaft, fruchtschwer schwellend, und über all die kleinen heimlichen und offenen Köstlichkeiten strahlen immer wieder bannend die großen Wahrzeichen des Gaues: Feldberg und Rhein, die Turmpyramide des Freiburger Münsters und das Heiligtum in Breisach, in dem der Altar des unbekannten großen Meisters steht, der ihn der Sage nach höher baute als das Münster, um ein versagtes Mädchen von dessen Vater zu gewinnen; er bog die Spitze des überreichen, spätgotischen Schnitzwerkes um in die hohe Wölbung hinein. Unerschöpflich quillt der Born der Sage landauf, landab aus den Ereignissen einer bewegten, dramatisch gesteigerten Geschichte, die dem Volk den Geist bildete und das Gemüt. So liegt der Breisgau im badischen Gebiet als ein aufgetan Wunder allen Wanderern über die deutsche Erde hingebreitet.

Hermann Eris Busse

Auf einer Wanderung

In ein freundliches Städtchen tret' ich ein,
In den Straßen liegt roter Abendschein.
Aus einem offnen Fenster eben
Über den reichsten Blumenflor
Hinweg hört man Glockentöne schweben,
Und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor,
Daß die Blüten beben,
Daß die Lüfte leben,
Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor.

Lang' hielt ich staunend, lustbeklommen.
Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
Ich weiß es wahrlich selber nicht.
Ach hier, wie liegt die Welt so licht!

Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch;
Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!
Ich bin wie trunken irregeführt:
O Muse, du hast mein Herz berührt
Mit einem Liebeshauch.

[Eduard Mörike

Baden-Baden

Neulich sagte einer: „In Baden-Baden ist es immer schön!" Der Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Sogar wenn der Nebel in den Bergen herumzieht und unter seinen nassen Gewändern das Land trieft — Baden-Baden ist doch schön. Die Blitze der weißen Landhäuser unter den weißen Wolkenfetzen, die in den Waldgärten sich in wildem Tanz schlingen! Das wundersame Augenblinken der roten Lichter des Abends durch die Tore des Waldes, um die Winternacht ein geheimnisvolles Traumwandeln erdentstiegener Geister webt! Wie war das Märchen so hold, das ich an einem regennassen Novemberabend erlebte, als ich mutterseelenallein in der Lichtentaler Allee wandelte und plötzlich aus dem Finstern der Springbrunnen aufrauschte, durch ein einsames Licht in lauter Sprühfunken verwandelt, als ob ein Zauberbaum aus goldenen Tiefen aufblühte, in das Dunkel wachsend und Perlenketten um sich werfend!

Woran das liegen mag, daß Baden-Baden wirklich immer schön ist? Immer voll verborgener Offenbarungen, die auf den empfänglichen Sinn warten, daß er ihre Herrlichkeiten finde und in sich schlürfe?

Wer kann die Seele einer Landschaft finden? So wenig als man die Seele eines Menschen je ausdenkt, so wenig wird man die Seele eines Stücklein Welt je aussinnen! Vor allem, wenn es ein Stücklein Welt ist, in dem die Fülle der Natur sich eint mit einem schier über alles Verstehen hinausgehenden Feingefühl der Menschen, die seit uralten Zeiten hier gebaut und gesiedelt haben.

Gehet einmal an einem frostklaren Winterabend durch irgend eine der engen Straßen der Altstadt, deren es freilich nur ganz wenige gibt! Und hebet eure Augen hinauf zu dem „Battert", dessen breiter Rücken sich massig über die Dächer hinüberlagert — und dann funkeln von da oben die Felsen in einer Feuerglut, daß euch die Augen schmerzen: der „Rosengarten" aus dem Zauberreich des Dietrich von Bern scheint aufzuglühen. Die „Zinnen der ewigen Stadt" leuchten vom Himmel herab! oder am Morgen früh, wenn unten noch die blauen Schatten der Dämmerung liegen, aber oben das „neue Schloß" in lichtem Gold aufstrahlt, in lauter Wonne gebadet, alle die eisernen Wasserspeier und die geschnörkelten Giebel überronnen

sind von fließendem Licht der Königin Sonne, als ob sie aus einer anderen Welt hereingrüßten in das Dunkel des stillen Tales!

Steiget hinauf zu der Höhe der „Batscharihütte“ an einem Vorfrühlingstag, an dem die Palmkätzchen im weichen Federkleid aus der silbergrauen Rinde brechen und das starre Grün der Stechpalmen durch die nackten Zweige der Kastanien sticht — und blicket hinüber nach der edelgeschwungenen Linie der beiden Staufen, die wie zwei Pokale — „Stauf“ nannte man diese Becher im Mittelalter — in den blauen Himmel hinein sich schwingen! Die Bergfalten des „großen Staufen“, des Merkuriusberges, liegen wie breit ausgelagerte Falten eines Königsmantels hinein in die Schluchten und Hänge der lachenden Vorhügel, und an ihnen hinauf schmiegen sich freundliche Landhäuser, mit lieben Augen neckisch aus den blühenden Gärten blinzelnd. Und dann weit hinaus in die dunstige Rheinebene, durch die in grellem Aufblitzen der breite Strom sich zieht, hinüber zu der Nadel des Straßburger Münsters, aus dem Rauch der „wunderschönen Stadt“ sich hebend, und zu den zarten Linien des Wasgenwaldes, der einst der Festungswall war gegen die Welschen, die jetzt ihre eisergepanzerte Hand auf ihn gelegt haben. Und weit im Norden das Viereck der stumpfen Türme des Speyerer Domes und verschwimmend im lichten Blau die Kuppel des Donnersberges! Drüber hin fährt mit zarter Schwinge der Frühlingswind, aus „lindem Süden“, her, die seligen Lande mit weichem Finger streichelnd, daß sie ihre träumenden Augen aufschlagen und erwachen zu hellem Blust und zu den Schimmerwogen des jungen Kornfeldes.

Und dann, wenn er da ist, der holde Knabe aus dem Süden, der wonnige Lenz! Gehet durch die Lichtentaler Allee, wo die grünen Schleier des ersten Buchengrüns herniederwallen auf die Rasenstrecken, auf denen noch die letzten Krokus gelb und weiß und blau verblühen! Und wenn die Rhododendronblüte kommt! Ich ging einst in schönen Friedenstagen im Garten der Villa Pallavicini zur Zeit der Kamelienblüte, aber der Zaubergarten an der Riviera kann sich nicht messen mit der Herrlichkeit dieses Farbenzaubers, der aus allen Gärten leuchtend bricht und durch die wundersamen grünen Dämmerniſſe der hohen Eichen und Platanen und Eschen und Linden hindurch geht wie lauter Wellen farbigen Lichtes. Da ist es, als ob die jungfräuliche Erde im Frühlingserwachen atme und aus ihrem Munde fallen die Blüten in unaufhörlicher Fülle wie aus der Flora, die Botticelli gemalt hat. Alle Hänge an den Parks entlang der hügeligen Gartenstraßen wogen von Farbenzauber und Farbentraum. Eine Königsstraße, von den flammenden Wimpeln der Standarten eingesäumt!

Und die Rosenzeit! Droben auf „Mariahalden“, wo der Deutsch-Amerikaner Sielcken sich eine Dornröschenburg erbaut hat, blühen sie zu Tausenden aus dem geheimnisvollen Schoß eines ganz in Waldesdunkel

gebetteten Wiesenhanges, lauter Sehnsuchtsaugen verwunschener Edelfräulein, die ihrem Ritter entgegenharren, und über all den roten Schwingbogen und den Büschen der Schlingrosen hebt sich ernst und groß der Tannenwald in seinem ruhigen Schweigen, durch das der Morgenwind seine süßen Lieder harft. Und überall an den vielen Talschluchten, in denen die köstlichen Landhäuser sich bergen, brechen die schönsten Kinder des Sommers aus seltenen Nadelhölzern heraus und breiten ihr vielfarbiges Kleid um den dunkeln Leib der Cypressen, der Weymouthsfichten und der Araucarien und der Tujas und Pinien. Die Herrlichkeit des deutschen Waldes vereint sich mit der Wonne des Südens. Größe und Zartheit, Herbheit und Innigkeit zugleich. Und die Wellen der süßen Düfte baden die Stirn des Wanderers in lauter Märchenträume.

Oder der Herbst! Es gibt keinen Herbst, der mit den Wundern von Baden-Baden vergleichbar wäre. Die blutroten Gewinde des wilden Weines an allen Häusermauern. Das Gold der Birken, deren weiße Stämme wie Jungfrauenglieder schlank und edel unter dem Juwelenkranz ihres Laubes strahlen. Die Feuerglut der wilden Kirschbäume und das Rieseln der goldenen Schalen der Kastanien, die sich langsam niederlassen auf alle Gassen, daß man auf Prunksälen zu wandeln glaubt. Alle die funkelnden Waldflecken mitten in dem Schwarz der Tannen — wie lauter Inseln der Seligen auf einer purpurnen Meerflut!

Und der Winter! Wenn der Schnee die vielen Gipfel umhüllt, daß es ist, als sähe man in einen Tanzreigen von weißgekleideten Frauen! Und wenn der Rauhreif die Wunder des Frühlings in der Allee zu überbieten scheint, weil die Blütenherrlichkeit des verschwundenen Lenzes sich umgewandelt hat in lichten Kristall. Und die fernen Berge, die sich hoch hinausheben über ihre Brüder im Vortal, locken wie himmlische Heimat aus dem Tal in eine goldene Höhe, aus der lauter Paradiesesglanz ausgeschüttet ist über den Glücklichen, dem dort zu wandeln vergönnt ist.

Ja, Baden-Baden ist immer schön. Ein Kuß des Himmels, auf die Lippen der errötenden Erde gedrückt! Karl Hesselbacher

Karlsruhe, die Weinbrennerstadt

Dieser Stadt fehlt ohne Zweifel Farbe und Romantik, sinnliche Wärme und das Malerische. Von vornehmer Ruhe und aristokratischer Kühle ist ihre klassische Architektur und in den freundlichen und stillen Straßen liegt eine wohltuende Sauberkeit, die im Zusammenhang mit der geometrischen Klarheit und Geradlinigkeit der Stadtanlage keine Romantik aufkommen läßt, für die übrigens in Karlsruhe auch kunstgeschichtlich jede Grundlage

fehlt. Allerdings hat dafür die Stadt eine andere Schönheit eingetauscht, an welcher zwar alle, die auf das Malerische der mittelalterlichen Städte eingestellt sind, wohl achtlos vorübergehen, die in ihrem Wesen aber einen geradezu modernen Geist atmet, in ihrer geschlossenen Einheitlichkeit, Harmonie und Größe ausdrückt. Der Künstler, der ihr das Gepräge dieses sozialen Geistes gegeben hat, ist Friedrich Weinbrenner und somit mag der Beinamen „Weinbrennerstadt" für Karlsruhe berechtigt erscheinen.

Man muß, um die Absichten jener Zeit, in welcher sich der Ausbau der Stadt unter Weinbrenner vollzog, kennen zu lernen, schon auf die eigenartige Gründung Karlsruhes selbst zurückgehen; denn das Gerüst der von dem Markgrafen Karl Wilhelm ersonnenen und 1715 begonnenen Anlage war nicht nur von ausschlaggebender Bedeutung für ihren Stil, sondern bildete auch die Unterlage für ihre räumliche Durchgestaltung selbst. Regelmäßig gewachsen wie ein Kristall, in der strahlenartigen Grundform mit dem Schloß als Mittelpunkt alles geistigen Lebens stellt Karlsruhe ein städtebaulich gewordenes Symbol fürstlicher Selbstherrlichkeit dar, in welchem sich das erfüllt hatte, was den italienischen Theoretikern als Ideal einer Stadt als Zentralanlage, was den Stadtbauern des Barocks als Ausdruck für eine fürstliche Residenz vorgeschwebt hatte.

Die in der Rheinebene, im Hardtwald mit viel Naturfreude und gravitätischer Anmut angelegte Schloßstadt wurde, nachdem sich mit dem Aufruf Karl Wilhelms nach und nach eine Anzahl Menschen angesiedelt hatte und seßhaft geworden war, um 1750 zur Residenzstadt bestimmt. Sie war von vorneherein nur als Wohnstadt gedacht. Weder wirtschaftliche noch strategische Absichten lagen dem Ausbau zugrunde; ihre Anlage ging lediglich von dem Zweck aus, an den neugeschaffenen, im neuesten Geschmack und Stil erbauten Fürstensitz Menschen zur Ansiedelung heranzuziehen. Somit bestand die Einwohnerschaft vorerst einerseits aus Handel- und Gewerbetreibenden, die zum Lebensunterhalt der Bewohner notwendig waren, andererseits aus Dienern und Beamten des Hofes und der Verwaltung — eine Zusammensetzung, die in der Hauptsache noch bis in die neueste Zeit den Geist der Stadt bestimmt hat. Die geordnete und streng architektonische Einkleidung der höfischen und städtebaulichen Bedürfnisse wurde durch mustergültige, namentlich von dem Markgrafen Karl Friedrich aufgestellte Bestimmungen aufrecht erhalten, und so ward aus der Idylle eines Jagd- und Gartenschlosses im Laufe der Zeit ein „gleich und heiter" gebautes Städtlein, dessen Kopf und Herz das Schloß war. „Welch eine süperbe Anlage", soll Joseph II. von Österreich ausgerufen haben, als er im April 1777 voll Staunen von der Höhe des Schloßturms dies kleine, eigenartige Sonnenkönigtum überblickte.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts träumte Karlsruhe den Traum eines kleinen behaglichen Residenzstädtchens. Um 1800 jedoch änderte sich

das Bild. Aus der Fürstenstadt, die im Sturm der Weltereignisse durch Napoleons Gunst zur Hauptstadt eines bedeutend vergrößerten Mittelstaates geworden, wurde ein selbständiges Stadtwesen; das bedurfte den neuen Bedürfnissen gemäß mit einem Mal einer Erweiterung, seiner Anlage, brauchte neue Verwaltungsbauten, Kirchen, Paläste und Wohnhäuser. Denn nach dem Lunéviller Frieden waren Wohlstand und die Einwohnerzahl Karlsruhes bedeutend gestiegen, die Wohnungsnot aber war dermaßen fühlbar geworden, daß man unverzüglich an die Eröffnung neuer Wohngebiete und deren Bebauung herangehen mußte. Der eigentliche Stadtausbau begann.

Und merkwürdigerweise, zu gleicher Zeit trat auch in der Leitung der öffentlichen Bauangelegenheiten Badens eine Änderung ein. Wilhelm Jeremias Müller, der Meister eines anmutigen und gemütvollen süddeutschen Rokokos, der Erbauer des Schlosses und einer Reihe namhafter Monumentalgebäude, wie des Zeughauses und der kleinen Kirche, war 1801 gestorben, und an seine Stelle trat Weinbrenner, der Künder einer neuen Zeitforderung und eines heroischen Stils, der großzügige Organisator des badischen Bauwesens, ein Mann, der wie selten einer die Fähigkeiten für architektonisches Gestalten besaß. Zur rechten Zeit war er gekommen. Es harrten seiner Aufgaben, wie sie an Umfang und Bedeutung keinem seiner Zeitgenossen, nicht einmal Schinkel, zuteil geworden.

Mochte Weinbrenner indessen den Stil des Barocks noch so sehr verneinen, über die Grundgesetze dieser Architektonik über die Raumgliederung der Stadtanlage, über den durch Tradition gefestigten und von Größe erfüllten Geist des Barocks konnte er unmöglich hinwegkommen. Er führte, organisch mit seinem durch die Antike befruchteten Formwillen gestaltend, den Ausbau der Stadt, ausgehend von den Entwürfen seiner Vorgänger, im Sinne der halbausgeführten Fächeranlage durch. Wie er diese Aufgabe im einzelnen und ganzen löste, war damals und ist auch für die heutige Zeit unerreicht vorbildlich. Sein Ziel dabei war, die Stadt architektonisch und städtebaulich als künstlerische Einheit durchzubilden. Er stellte für die grundlegenden Elemente des Stadtbaus, die Wohngebäude, bestimmte Modelle auf, für die Hauptstraßen drei- und vierstöckige, für die mittlere Stadtgegend zwei- und dreigeschossige Haustypen, für den Außenbezirk, das Gebiet von Handwerk und Industrie, ein- und zweistöckige Modelle, derart also, daß hierdurch gleichsam pyramidenartig eine Steigerung der Baumassen nach dem Kern der Stadt zu gewonnen wurde. In lebendigem Rhythmus der Gliederung, gleich und streng gegurtet, gesimset und gestrichen baute sich Haus an Haus zu geschlossenen Baublöcken, schloß sich Straße an Straße zu einem einheitlichen Raumbild zusammen, nicht schematisch und gleichförmig, sondern an Hauptpunkten des Straßenzuges rhythmisch unterbrochen und gesteigert durch üppigere Gliederung der Fassaden. Alles ward gleichsam einem bild-

haueriſchen Geſtaltungswillen unterworfen, daher das Kubiſche der Häuſerblöcke, daher die einheitliche Farbe und die auf das plaſtiſche Durchmodellieren geſtellte Architektonik. Anfang und Abſchluß der Straße, Teilung und Abſchnitt werden räumlich betont durch Tore, Monumente und Obelisken, welche die Richtungsbeziehungen im Stadtbild klären.

Mit beſonderem Nachdruck ſuchte Weinbrenner durch Erlaſſe und Baugnaden ſowohl auf eine gediegene Bauweiſe der Häuſer im einzelnen, als auch auf ein geſchloſſenes Stadtbild hinzuwirken. Gemäß der 1804 aufgeſtellten, vom Fürſten genehmigten Baugnade erhielt der Karlsruher Bürger für die Errichtung eines Wohnhauſes je nach Größe und Lage für 1 Fuß Faſſadenlänge eine Vergütung von 8—20 Gulden. Wo jedoch vierſtöckige Bauweiſe wegen des Mißverhältniſſes mit zweiſtöckigen Bauten, auch wo architektoniſcher Luxus und reiche Verzierungen nicht erwünſcht waren, gab es keine Baugnade. Erker mußten nach und nach beſeitigt werden. Vor allem aber wandte Weinbrenner ſeine Aufmerkſamkeit der Durchbildung und Umgeſtaltung der Langen Straße, der heutigen Kaiſerſtraße, zu, die damals mit ihren ungleich hohen und verſchiedenartigen Häuſern ſehr unangenehm im Stadtbild auffiel. Da es ſchwierig, ja unmöglich war, dieſe Hauptſtraße Karlsruhes durch den Abbruch ſtörender Bauten umzuwandeln, kam der Künſtler auf den vortrefflichen Gedanken, die Faſſaden der Straße beiderſeits mit einer hohen Arkade zu maskieren. Die niederen Bauten ſollten dabei erhöht, die ungleichen Hausfronten mit dieſer Arkade, unter welcher der Fußſteig durchging, zuſammengefaßt werden. Die Ausführung dieſes in ſeiner Art großzügigen Gedankens indeſſen unterblieb; dagegen konnten Weinbrenners Ideen zum Ausbau der zweiten Hauptſtraße Karlsruhes, der Karl-Friedrichſtraße, faſt ganz verwirklicht werden, dieſer „via triumphalis“, auf der ſich der Marktplatz mit dem Hauptzugang zum Schloß vereinigte.

Die Pläne zur Ausgeſtaltung dieſer Schloßſtraße gehen weit zurück, und eine Anzahl von bedeutenden Baukünſtlern hatte ſich vor Weinbrenners Auftreten mit ihrem Ausbau beſchäftigt, welchen indeſſen die unruhigen Zeiten der franzöſiſchen Revolution und die ungünſtige politiſche Lage ſtets vereitelt hatten. Mit Badens und damit auch Karlsruhes Aufſchwung war aber der Ausbau mit einem Mal ſpruchreif geworden. Er begann mit der Erbauung des Hauptzugangs zur Straße, des Ettlinger Tors und des Weinbrennerſchen und Wohnlichſchen Hauſes. Dann folgte die Ausführung der vierſtöckigen Häuſer am Marktplatz nach einem beſtimmten Modell, der Gebäude am Rondellplatz, ſowie des markgräflichen Palais und des Beckſchen Hauſes (Landesgewerbehalle); zugleich entſtand die Evangeliſche Stadtkirche und zuletzt das Rathaus, im ganzen alſo eine Reihe monumentaler Bauaufgaben, wie ſie kaum ſchöner und geſchloſſener hätten auf dieſer Straße vereinigt werden können. In ihrer wundervollen Raumentwicklung liegt eine

Steigerung des architektonischen Eindrucks, vom Ettlinger Tor über den kreisrunden Rondellplatz, gewissermaßen den Vorraum, bis zum folgenden Marktplatz, wo höchster Ausdruck starke dramatische Gegensätze im Aufbau der Baumassen auftreten, über welchen emporgerissen zwei Türme von klassischem Ebenmaß den Raum des Platzes nach oben erweitern. Eigentlich setzt sich der Marktplatz, wie auch die beiden Denkmäler, der Brunnen und die Pyramide, beweisen, aus zwei Platzräumen zusammen, von welchen der eine zwischen Kirche und Rathaus ein pompöses Forum, der andere, an der Kaiserstraße liegend, einen Markthof bilden sollte, nach Weinbrenners Plan mit säulengeschmückten Markthallen umgeben. Diese Hallen wurden indessen nicht ausgeführt. Die Karl-Friedrichstraße hat in ihrer vollendeten Steigerung der Platzräume bis zum Schloß, in der Aufeinanderfolge der mannigfaltigen, die Entwicklung des Großherzogtums Baden dokumentierenden Denkmäler im deutschen Städtebau kaum ihresgleichen. Bewundernswert an dieser Anlage sind die Kraft und die Sicherheit des architektonischen Gestaltens, die Kunst, mit einfachsten Mitteln und trotz geringem Ausmaß der Plätze Raumwirkungen von so überzeugender Größe zu schaffen.

Weinbrenners Werk erstreckt sich jedoch nicht allein auf den Ausbau der Hauptstraßen und die Ausführung einiger öffentlicher Bauten; sein Geist durchdrang seinerzeit das ganze Bauwesen, Handwerk und Kunstgewerbe, die Architektur bedeutender Wohnbauten wie die des einfachsten Bürgerhauses. Er hatte es verstanden, die Forderungen seiner Zeit zu formulieren durch eine klassische, durch griechisches Schönheitsgefühl geläuterte Architektur. Auf dem Gebiete des Hausbaus war er geradezu bahnbrechend. Meisterhaft sind seine Grundrisse durchgebildet, die Wohnungen im Innern hell, bequem und behaglich, im Äußern schlicht und in ihrer vollendeten Proportion haben sie etwas von dem Adel antiker Größe. Mit der Erfüllung der technischen und hygienischen Forderungen hatte die künstlerische Gestaltung Schritt gehalten, und trotz beschränkter Mittel hatte das Aussehen Karlsruhes außerordentlich durch die Wirksamkeit dieses bedeutenden Baugenies gewonnen, dessen Geist noch lange bei seinen Schülern lebendig blieb. Und mögen auch spätere Zeiten ihn verkannt und so manche seiner vortrefflichen Werke niedergerissen haben und auch ferner vernichten, in Stil und Gepräge, in dem klassischen Aufbau der Stadtanlage ist Karlsruhe, was es ward und immer sein wird — eine „Weinbrennerstadt".

Arthur Valdenaire

Das Schloß in Bruchsal

Der erste Eindruck, wenn man in das Vestibül des Bruchsaler Schlosses eingetreten ist und vor dem in einem breiten Rund hinaufgebauten Treppenhause gefesselt steht — die lebendige dreidimensionale Gliederung, die uns

magnetisch in sich hineinzieht, erst zu begreifen — ist das von aller historischen Erinnerung, aller stilistischen Zeitkultur unabhängige, reine Erlebnis: Raum. Raum, dessen seelisch-sinnliche, unbeschreibliche Wirkung nur der Musik zu vergleichen ist, die ihn, in ihm wohnend, ins Tönen aufzulösen scheint. Raum, hier wie in köstlichem Gefäß die Seele seines Schöpfers tragend und also lebendig, mit Persönlichkeit, uns umhauchend. — Und die vielfältigen reichen, nachwirkenden Eindrücke, mit denen man aus dem Gartensaal in die weit ins Land sich ziehende, jetzt von der Bahn durchschnittene, Parkallee hinaustritt, wenn man die goldenen Gemächerreihen durchschritten hat, sind die starken Gefühle eines zeitlich bestimmten und befangenen Lebens, ausgehend von seinem Gewand, dem Stil. Stil als Schale! Er wirkt in unserem Geiste wie ein Klang das Leben nach, das ihn schuf und in ihm verhallte: hier das einer geistlichen Fürstenresidenz im 18. Jahrhundert.

Es ist schwer zu entscheiden, welches dieser beiden allmählich ineinanderfließenden Erlebnisse das stärkere und zwingendere ist. In der Erinnerung, vom unmittelbaren Eindruck abgelöst, kehren beide gleich voll wieder: beide sind innere Kräfte geworden, welche die Seele, ohne neue Hilfe der Sinne, allein aus sich ganz zu erregen und zu erfüllen vermögen. Vielleicht ist das Raumerlebnis das einheitlichere, gesammeltere.

Was ist Raum? Dies noch dem Blick verdeckt, in Höhen verschwindende Treppenrundhaus weckt, wie jeder starke räumliche Eindruck, wieder und wieder die Frage, deren längst gegebene philosophische Antwort uns von der Spannung nicht entbindet, in die den Geist ein uns umhallender und umhauchender Raum versetzt. Vielleicht führt uns diese Antwort aber den Weg zu der Erkenntnis, daß Raum ein geistig seelisches Geschehen ist, ein Innerliches, ein von Außenwelten umgrenztes, das wir hineindrängen in die Fülle der Dinge. Er ist ein Lebendiges, das uns sinnlicher umgibt, als etwa die Luft, die manchmal, wenn sie um uns kühl dämmernd steht, wie Leib oder Seele des Raums erscheint. Raum, „dieser feinste, zarteste, fließendste Stoff", ist nur als ein Begrenztes, Gefangenes, Umschlossenes da; umschlossen wächst er über sich hinaus. Umschlossene Räume sind für uns immer größer als die gleichen, gar nicht oder weniger begrenzten Raumstücke. Manchmal erscheint es, als dehne sich ein Innenraum in den auf ihm lastenden Außenraum hinein, so daß beide sich an ihren Berührungsflächen überschneiden. Je grenzenloser ein Raum ist, um so mehr schwindet er aus den Sinnen, die er nicht mehr erregt, vor denen er leeres, durchsichtiges Nichts wird, in Begriff und Wort hinüber. Er entgleitet ringshin, als wäre in ihm nach allen Seiten fortfliehende Bewegung, ewige Dehnungskraft, als wäre er unendliches Gezeugtwerden und Zeugen, Entstehen und Verfließen in sich selbst. Seine unheimlichen Kräfte packt, wer es versteht, ein Stück von ihm so zu umgrenzen, daß die gefangenen, die unsichtbar ins Un-

endliche fort wollen, sinnlich fühlbar werden, uns ins Nahe wirken können; daß sich auf ihnen optische und akustische Phänomene bekunden können, während sie als weite Dehnungs-, Bewegungs- und fast Schwindelgefühle in dem Raumumschlossenen wogen. Gebauter Raum ist wie das sinnliche Bewußtwerden aller steigenden, sinkenden, tragenden, lastenden, sich dehnenden und begrenzenden Kräfte in dem einen Moment, in dem sie sich gegenseitig die Wage halten.

Wenn man im Vestibül des Bruchsaler Schlosses steht, sieht man zwei Bogentreppen sich um einen etwa achteckigen Stein- und Raumkristall — der ein runderweiterter Durchgang ist, aber mit seinem Spiegelgewölbe wie eine Kapelle oder Krypte wirkt — an dem Mauerinnern des Turms emporschwingen und in halber Höhe einander schon wieder zustrebend, verschwinden. In dieser Krypte steht halbdunkler, durchschatteter Raum ruhig und unbewegt bis an die Gewölberippen, während — trotz der mitsteigenden Bogendurchbrüche zwischen Krypte und Treppe sich nicht mit ihm vermischend — aus der unsichtbaren Höhe Raum senkrecht mit dem Licht niederzufallen scheint, sich an der Treppenschräge bricht und hinabgleitet. Um wieder emporzusteigen von allen Stufen. Flüssiger Raum. Sein Spiel ist so lebendig, daß man meint, eine geheime Triebfeder entdecken zu müssen, die diese Raumkünste — tausendmal kostbarer als Wasserkünste! — vor uns in Bewegung setzt; als müsse man irgendwo hier die Raumvorstellungskraft des Architekten noch unerloschen treffen, die dies Phänomen vor uns lebendig erhält.

Der Steinkristall, um den man nun in der fortwährend sinkenden Turmhöhe hinansteigt, trägt als Dach den steinernen Schachbrettboden des hohen Kuppelsaals. Das Flächenrund ist gegen den Bogen des Treppenschachts mit Balustraden begrenzt, aber an der Stelle, wo die Treppen, sich entgegenkommend, heraufsteigen, und gegenüber über der größten Treppentiefe, durch Brücken mit den anschließenden Sälen verbunden. Wie wenn man aus Buchten zur Seeweite und -tiefe hinausgeschwommen ist, rastet man nun unter der hohen bemalten Kuppel und vergißt in dem rund ruhenden Raum die von ihm niederfließenden Bewegungen, durch die man hinaufstieg, vergißt fast, daß man jetzt auf dem halbdunklen Kristall steht, um den man sich emporwand. — Jetzt erst ist man im Schloß. Das Aufwärts der Treppenbewegung mündet abbrechend in die wagerechte Fläche, von der aus nur noch der Weg durch die hohen Türen in die seitlich anschließenden Schloßsäle offen steht.

Balthasar Neumann, der Erbauer des Würzburger Bischofsschlosses, hat die Raumphantasie dieses Treppenhauses ersonnen, es nach neuem Plan, fast wie ein ganz selbständiges Baustück, in den bereits weit vorgeschrittenen Mittelbau der ganzen Schloßanlage hineingestellt und doch sinnvoll und

überzeugend mit ihm verbunden. Der breite Rundturm, der das Gehäuse des Treppenwerks bildet, steht mit zwei gegenüberliegenden Teilen seiner Umfassungsmauer gegen Innenhöfe, von denen er durch die hohen Fenster des Saalstockwerks Licht erhält. An den beiden dazwischenliegenden Vierteln des Kreisumfangs wird die Mauer Innenwand und verbindet durch Türen und Fenster die von Saal zu Saal führen, die Turmhalle mit den Gemächerfluchten.

Indessen der liebenswürdige Schloßkastellan, dem die Freude über sein schönes Verwaltungsgut aus den Augen leuchtet, die Gemälde der Kuppel erläutert, sucht man noch einmal die architektonische Anordnung dieses in den Turm gestellten, von Treppen umschwungenen Halbturms in sich aufzunehmen, ehe man durch eine der beiden sich gegenüberliegenden Saaltüren die Kuppel verläßt. Denn dann, das fühlt man über und unter sich, schwindet ein Eindruck, um ganz anderen, vielleicht nicht so seltenen Platz zu machen. Und schon, wenn der erste Marmorprachtsaal den Eintretenden empfängt, sucht der Geist nach einer Einheit, in der sich das hinter ihm versinkende, scheinbar von allem Baustil unabhängige, abstrakte Raumerlebnis dieser fast überladen reichen, in prunkvollen Variationen mit ihrem Thema spielenden Architektur verbindet.

Ist der Raum, der wie ein eine Sinfonie eröffnender Tonsturm über den eintretenden Fürstengast erbrauste, ebenso nur ein Machtornament, wie hier diese gepaarten Stückfäulen, diese hohen Eckspiegel, diese Sopraporten, diese über dem Gewoge der Rokokobögen an die gerundete Decke gemalten Apotheosen? Freilich ist er in seiner Geste und seinem festlichen Pathos das größte, wuchtigste Ornament in diesem sichtbaren Machtausdruck. Hier sind abstrakte Beziehungen, hier ist Staats- und Kirchenfürstentum Raumsymbol geworden, um dem Nahenden in die Seele geprägt zu werden, der nun, der empfangenden Ehrfurcht voll, zu den Menschen geführt wird, die Hoheit haben von der Architektur, durch die der Weg zu ihnen führt — die aber kleinerer Räume mit geringerem Eigenleben bedürfen, um nicht selbst klein zu erscheinen. Die Erkenntnis dämmert aus allem Prunk dieser Säle — der wundervoll echt ist und voll überraschender künstlerischer Einzelheiten — wie im Geiste der Menschen der unbezwingliche Trieb lebt, dem Abstrakten, Nichtgreifbaren, Leib und Schein zu geben, in dem es sinnlich wahrnehmbar, konkret wird. Weltliche und geistliche Macht sind, in der Vielfältigkeit ihrer Beziehungen, ihres Seins, kaum noch ein Begriff, viel weniger eine Anschauung, den Sinnen unfaßbar. Sie sind nur in ihren Wirkungen fühlbar, durch die ein unbestimmtes, konturloses Bild der Wirkungsquelle entsteht — die die Person des Fürsten scheint, nicht ist.

Wilhelm von Scholz

Mannheim und sein Schloß

Einst war das gleiche und heitere Mannheim schon wegen der klaren, sauberen Eigenart seines Stadtgrundrisses, wegen der vornehmen Ebenmäßigkeit seiner Häuserreihen das Ziel vieler Reisenden. Später aber, als man Sinn und Zweck dieses Gleichklangs, dieser gebundenen Regelmäßigkeit verkannte, schalt man die Anlage langweilig, nüchtern, ermüdend; für den einfachen, fein abgewogenen Baurhythmus der alten Bürger- und Adelshäuser war der Blick verloren gegangen.

Langweilige Quadratstadt, nüchterne Schachbrettanlage — so ungefähr lautete das Etikett, das Mannheim lange genug aufgeklebt war. Solche alteingewurzelten, immer wieder nachgeplapperten Vorurteile sind schwer auszurotten. Immer wieder suchten sie Mannheims Geltung zu überwuchern. Es ist nicht wahr, daß dieser Barock-Stadtgrundriß langweilig, eintönig, unübersichtlich ist. Gerade das Gegenteil trifft zu. Er ist klar, bestimmt, zielbewußt, künstlerisch, schön.

Auch das ist nicht wahr, was oberflächliche Beobachtung immer wieder auftischt, Mannheims Stadtgrundriß sei beherrscht von nüchterner Zweckmäßigkeit, von amerikanischer Gleichmacherei. Gerade das Gegenteil ist richtig. Er ist — wenigstens gilt dies von seinem alten Kern — eingegeben von dem Bedürfnis bewußter künstlerischer Formung, der Ausdruck absolutistischer Willenseinheit.

Nichts konnte so einprägsam schon in der Grundrißanlage der Stadt den Gedanken verdeutlichen, daß hier nur einer herrsche und die anderen sich seiner unumschränkten Macht unterzuordnen hätten, als diese unbedingte Gleichmäßigkeit, dieses Ausgerichtetsein nach dem gewaltigen überragenden Herrscherschloß.

Zu einer künstlerischen Wirkung ohnegleichen hätte dieses Stadtbild gelangen können, wenn gelungen wäre, durchzuführen und aufrecht zu erhalten, was dem Stadtbaukünstler und seinem kurfürstlichen Bauherrn als letztes Ziel vorschwebte: die monumentale Gleichmäßigkeit der Häuserfassaden, die unbedingte Unterordnung der Straßenfronten unter die Absicht einheitlicher Gestaltung.

Immerhin kam das Jahrhundert, das unseren Stadtplan formte, diesem Ideal, dem „Gleich und heiter" Goethe's ziemlich nahe. Dann aber ertötete beziehungslose Willkür, ungehemmte Rücksichtslosigkeit individuellen Bauens alles Gefühl für Symmetrie und Rhythmus an den Straßenwänden. Spät erst hat die Gegenwart den Sinn dafür wieder entdeckt. Die Friedrichsplatz-Umbauung hat jenen barocken Städtebau-Gedanken in moderner Formung wieder aufgenommen.

Nicht die Quadrate, sondern die geraden, rechtwinklig sich kreuzenden, gleichmäßig abgeteilten Straßenstreifen sind das Wesentliche. Gedankenlos und unzutreffend ist der Vergleich mit der Schwarz-Weiß-Karrierung des Schachbrettes. Viel mehr als die Geradlinigkeit und Gleichmäßigkeit erschwert dem Fremden das Zurechtfinden die ungewohnte Numerierung nach Häuserblöcken. Sie ist mit schuld daran, daß Mannheim nur als eine nüchterne Summe eckig-steifer Quadrate erschien. Sie ist viel jünger als der Quadratgrundriß und keineswegs durch ihn bedingt. Vorher verliehen auch hier Straßennamen den Straßen Persönlichkeit.

Als die Stadt im 19. Jahrhundert über ihren alten Kern hinauswuchs und die eingeebneten Festungswälle bis zum Ring überbaut wurden, erfolgte jene ermüdende Verlängerung der geraden Straßen. Schematisches Auseinanderziehen und prospektloses Verlängern schädigte den Stadtgrundriß, trübte ihn in seiner ursprünglichen Reinheit, brachte dem alten lebendig feinen System die Gefahr der Erstarrung.

Die alten schönen Prospekte sind noch da, wo das Schloß sich den Straßen entgegenbreitet. Das Mannheimer Schloß ist die letzte Steigerung und folgerichtige Vollendung der kurfürstlichen Stadtanlage, ihr riesenhafter Abschluß, ihr machtvoller Widerhall, ihr majestätisches Haupt, ihre strahlende Krone. Es gibt ihr Zusammenhalt und tieferen Sinn.

Perspektiven, Blickpunkte sind für die Gärten und Stadtanlagen der Barockkunst unentbehrlich. Für nicht weniger als sieben Parallelstraßen bilden die hochragenden Mauern des Schlosses den Blickpunkt oder richtiger die Blickfläche, die rotleuchtende Prospektwand. Die beiden äußersten münden auf die äußersten Pavillons, die beiden nächsten auf die Durchfahrten, zwei auf Schloßkirche und Bibliothek, die mittelste, die Breitestraße liegt in der Flucht der Hauptachse des Schloßhofes.

Die Breitestraße, die Hauptader der alten Stadt, ist die große Einzugsstraße, die Zufahrt für den Ehrenhof des Schlosses. In diesem Empfangsraum für Serenissimus Elector, in diesem Sammelbecken höfischer Prachtentfaltung lief sie sich tot. Durchgangsverkehr sollte sie keinen vermitteln, denn das in drei Festungsbastionen eingepaßte Schloß versperrte ja geradezu den Weg zum Rhein. Weder Schloß noch Stadtgrundriß nahm auf Verkehrswege Rücksicht. Sie sollte nur feierlich in das Schloß geleiten, das breitspurig zwischen Stadt und Rhein sich lagert. Ehe sie in den Ehrenhof eintritt, verbreitert sie sich zu einem Vorhof, dem alten „Burgplatz", wo vor dem herausgeschwungenen Abschlußgitter die Häuser von A 1 und L 1 ehrfurchtsvoll zurückweichen.

Die Aufgabe, Schloß und Stadtanlage in Einklang zu bringen, ist vorbildlich gelöst. Rechtwinklig streckt das Schloß von den Schultern des Mittelbaues seine Arme gegen die Stadt vor, den großen Hof umfassend, die

Einzugsstraße aufnehmend. Dann biegen, abermals rechtwinklig angesetzt, an Schloßkirche und Bibliothek mit mächtigen Akzenten beginnend, zu beiden Seiten die Außenflügel um. Was Unverstand diesem Schlosse mit seinen schier endlosen Fensterreihen früher als Eintönigkeit vorwarf, ist großzügige Monumentalität. Einförmigkeit im besten Sinne, planvolle Bindung des Vielgestaltigen ist ja die Grundlage monumentaler Wirkung.

Die gewaltigen Baumassen widerstreben der Gesamtaufnahme durch die Hand des Künstlers oder des Photographen. Um das Ganze in seiner massigen wuchtigen, weit ausholenden Körperlichkeit zu fassen, gibt es nur einen einzigen Standpunkt, nämlich den in der Hauptsymmetrie-Achse aus der Höhe. So haben die alten in Kupfer gestochenen Vogelschaubilder dem Schlosse beizukommen versucht. Und die besten modernen Gesamtaufnahmen sind vom Flugzeug aus gefertigt. Auch der Stadtgrundriß ist am schönsten aus der Höhe gesehen, wie er gleichsam dem in Wolkenferne thronenden Barockfürsten untertänigst zu Füßen lag.

Es gibt wenige Bauwerke, die so wie dieses Schloß Symmetrie, Rhythmus und Proportionalität vereinigen. In ihm ist das Prinzip spiegelgleicher Symmetrie auf die Spitze getrieben. An seinen Fassaden mit ihren starken Pavillonakzenten kann man studieren, was Baurhythmus bedeutet. An Abgewogenheit und Ausgeglichenheit der Verhältnisse steht es kaum anderen berühmten Bauwerken nach. Als Pigage den Ostflügel anfügte, war keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Vollendung nur in genau symmetrischer Nachbildung des Vorhandenen geschehen dürfe. Lediglich in der Ausschmückung der Innenräume konnte sich die neue Baugesinnung und Phantasiekraft des französischen Rokokomeisters auswirken.

Manche Schlösser sind dem Mannheimer überlegen an Reichtum des bildnerischen Außenschmuckes, an gefälligem Zierat und spielerischer Eleganz der Formen. Das Mannheimer Schloß ist in seiner Außenarchitektur männlich ernst. Es hat den pompösen Kraftüberschwang des Barockgeistes, aber trotz seiner Ausmaße und trotz des darin ausgeprägten Machtbewußtseins seiner wittelsbachischen Erbauer, die sich damit ein für alle Zeit unvergängliches Denkmal setzen wollten, nichts Prahlerisches. Es hat viel Herbes und Strenges; mehr als man nach der Zeit seiner Entstehung erwarten sollte. Über einzelnes mögen wohl scharfe Kritiker die Achseln zucken wie einst der Franzose Robert de Cotte, als ihm Balthasar Neumann in Paris die Mannheimer Risse vorlegte und sein Auge das Modisch-Gefällige vermißte.

Nur weniges, was das 18. Jahrhundert an großen Bauwerken auf europäischem Boden geschaffen hat, kann sich mit dieser Architekturleistung messen. Raumschöpfungen wie der Rittersaal, das Treppenhaus, die Bibliothek und ihre Stuckdekorationen gehören zu dem Besten, was das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat.

Friedrich Walter

Mannheims Wappenbild

Mannheim trägt ein seltsames Zeichen in seinem Schild. Man sagt, es sei eine Wolfsangel, ein altertümliches Fischergerät, hindeutend auf den schlichten Ursprung unserer Stadt als eines kleinen Fischerdorfes am Rhein. Wie eine Harpune sieht sie aus, wie ein Speer mit beißenden Widerhaken. Je mehr es mir vergönnt war, in dieser Stadt zu wirken, den Geist unserer Bevölkerung zu fassen, mit ihm und durch ihn erfolgreich an einem Werk zu arbeiten, das unsere eigene Generation überdauern soll, desto mehr erfüllt sich für mich das Wappenbild Mannheims mit sieghafter Bedeutung, desto klarer wuchs es für mich zu einem Sinnbild von begeisternder Kraft empor.

Das ist in Wahrheit das Zeichen der Mannheimer Wesensart, wie eine Harpune scharf und schneidend, das Ziel energisch suchend. Mit spitzen Widerhaken sich festbeißend, in Haß und Liebe zäh, das ist das Wesen des Mannheimers, wie es mir erscheint. Mit eiserner Schärfe und Kraft wird sich auch fortan Mannheims Handel und Industrie im Wirtschaftsleben der Welt seinen Weg bahnen, mit Widerhaken wird sich Mannheims Geistigkeit im Bewußtsein der Welt verankern, mit Kraft und Zähigkeit wird auch die Kunstbewegung vorschreiten zu alles ergreifender, alles durchdringender Größe.

Wo immer einer von uns die Wolfsangel im Wappenschild erblickt, da werden sich diese Grundkräfte regen. Sei wesenhaft, ruft sie uns zu, sei scharf und schnell und zäh in Wirken und Wollen, in Haß und Liebe und — wie ein Pfeil allezeit dem höchsten Ziel entgegen!

Fritz Wichert

Im Mannheimer Hafen

Als man am 17. Oktober 1840 die Einweihung des neuen Hafens zu Mannheim festlich beging, da waren alle Stimmen des Lobes voll über „einen Hafen, der durch Räumlichkeit, Tiefe, Sicherheit und Schönheit allen Forderungen entspricht, welche an denselben gemacht werden können". Keiner der damaligen Festteilnehmer konnte ahnen, daß man diesen „herrlichen Hafen, der seines Gleichen nicht findet am ganzen langen Rheinstrome" in wenigen Jahrzehnten selbst fast nicht mehr finden würde unter der Zahl und Größe seiner gewaltigen Nachfolger. Der „alte" Zollhafen heißt er schon lange und er wäre veraltet, hätte man ihn nicht ganz kürzlich erst durch den Neubau großer Werfthallen und die Aufstellung elektrischer Kräne, deren größter die gewaltige Tragfähigkeit von sechshundert Zentnern besitzt, auf die Höhe unserer anspruchsvolleren Zeit gehoben.

Eines aber bezeichnet scharf die großen Umwälzungen und Wandlungen, die hier geschehen sind: Das zum Festakt des Jahres Vierzig in die Hafen-

mündung einfahrende, mit Kolonialwaren von Amsterdam gekommene Schiff nahm einen Weg, den es längst nicht mehr gibt. Straßen, Schienengeleise, Häuser und Lagerplätze befinden sich, wo damals Wasser floß. Doch das umgekehrte ist ebenso und noch öfter wahr geworden: Wasser fließt, wo früher Bäume standen, wo der Bauer pflügte, wo Gras wuchs oder auch in Sand und Kies mageres Gestrüpp nur gedieh. Und wo Land Land blieb, da hat sich's verwandelt, um es nicht wieder zu erkennen. Und alle diese Veränderungen, wir sehen sie noch gegenwärtig sich vollziehen am jüngsten, aber nicht zartesten Glied der Mannheimer Hafenfamilie. Doch wir wollen dem Alter den Vorrang lassen und diese uns selbst auferlegte Besuchsetikette nur soweit nicht streng einhalten, als wir uns doppelte und dreifache Wege dadurch ersparen können.

Unsere Mannheimer Hafenrundfahrten sind noch zu spärlich. In Hamburg besteht eine regelmäßige Lokalfahrt und man kann für wenig Geld viel sehen. Hier in Mannheim müßte man schon viel Geld dranwenden, um viel zu sehen. Denn das Hemshofbootchen, wenn es uns auch ziemlich den ganzen Rheinquai hinunterfährt, setzt uns am Ludwigshafener Ufer ab und läßt uns dort im Stich. Und einen der kleinen Bugsierdampfer zu chartern, wollen wir hübsch bleiben lassen. Der tut's nicht billiger, als wenn wir ein Schiff wären, das er ins Schlepptau nimmt. Ja, wenn uns Flügel gegeben wären, wie den weißschimmernden Möven hier, den Tauben des Vater Rhein, die über dem Wasserspiegel ihre prächtigen Kreise ziehen!

Doch sieh, da winkt uns eine andere „Möve" zu, die auch Flügel hat, aber es sind Schraubenflügel.

„Wohin Kapitän?"

„In den Mühlauhafen, ein Schiff holen", und wir dürfen mitfahren. Was ihn so gnädig stimmt? Nun nehmen wir an, er hat meine Schilderungen gelesen und die haben ihm so gut gefallen.

Wir steigen am Rheinvorland ein, gerade unterhalb der Rheinbrücke, da wo die Personenboote anlegen. Am Quai des offenen Rheinstroms entlang, an Werfthallen, Lagerschuppen, Getreidespeichern, Lagerplätzen, Dampfkränen, elektrischen Kränen, Elevatoren, Schienengeleisen vorbei, führt uns dann die Fahrt. Das Rheinland ist vor dreißig Jahren, zugleich mit dem Mühlauhafen, zu Verladeufern ausgebaut worden. Der Rheinquai dagegen war vor zehn Jahren noch erst im Bau begriffen. Die Jahre vorher übten an diesem Ende der Welt die Tambour- und Hornistenlehrlinge des hiesigen Regiments noch ihre melodischen Weisen und störten niemand, und am Ufer fristete das städtische Freibad sein abgelegenes Dasein.

„Hup, hup", ruft unser Bootchen laut, wie wir jetzt in den Mühlauhafen einzulaufen uns anschicken. Linker Hand, unterhalb seiner Mündung, liegt

der Petroleumhafen, dessen weißgestrichene Petroleumtanks uns schon rheinaufwärts weit entgegengeleuchtet haben, und den man der Feuersgefahr wegen ans alleräußerste Ende, dahin, wo der in den Rhein mündende Neckar die scharfe Neckarspitze bildet, verbannt hat.

Der Mühlauhafen bietet den Schiffen die beste Sicherheit gegen Hochwassergefahr und Eisgang. Und das macht ihn den Schiffern wert. Was ihn aber den Mannheimern vor allen anderen Teilen ihrer Hafenanlagen am vertrautesten und geläufigsten macht? Er ist die „schönste und zugleich ruhigste Regattastraße in ganz Deutschland". Und freilich, der Mühlauhafen ist so lang wie die Breite Straße vom Schloßportal bis zur Friedrichsbrücke und die Planken dazu, und das reicht noch nicht. Und ist so breit, daß Sie den Wasserturm der Länge nach bequem zweimal hineinlegen können, wenn Sie wollen.

Hier findet unsere Bootfahrt ihr Ende. Wir steigen aus und überschreiten die Schleuse des schmalen Hafenkanals, welcher nach rechts hin den Mühlauhafen mit dem oberen Rhein verbindet. Weiter führt uns der Weg über die große Eisenbahndrehbrücke, rechts vor uns liegt der alte Zollhafen, seine Verlängerung nach links hin ist der Verbindungskanal. Diesen entlang gehen wir jetzt zu Fuß, an der neuen Spatzenbrücke, die auf die Rheinstraße führt, vorbei bis zur Teufelsbrücke am Jungbusch. Ihrer Zufahrtsstraße nach der Mühlau hin folgend, kommen wir zum Binnenhafen.

Links und rechts, neckarauf und neckarab, in der Mündungsstrecke des Neckars liegt der Neckarhafen, tief genug, die größten Rheinschiffe einlaufen zu lassen und in seinem oberen Teil, unterhalb der Friedrichsbrücke, alt genug, alle seine übrigen Hafengeschwister mit Respekt zu erfüllen.

Wir gehen neckaraufwärts. Wir haben Glück heute. Gerade kommt das kleine Elektromotorboot meines trefflichen alten Freundes aus der Hafenschleuse heraus und setzt uns nicht bloß flußüber ans andere Ufer, sondern es nimmt uns mit hinein, hindurch und überall herum, soweit wir begehren. Und hier im Industriehafen und darüber hinaus in seinem Erweiterungsgebiet am Altrhein, wo die großen Fabriken liegen, hier können wir die weitesten Fahrten unternehmen vom ganzen Mannheimer Hafengebiet überhaupt. Besitzt doch der Stromlauf des Altrheins mit dem in den Jahren 1897 bis 1901 ausgebauten Industriehafen bei dreihundert Metern durchschnittlicher Breite eine Länge von sechseinhalb Kilometer, das sind gute Fünfviertelwegstunden!

Die anderen Mannheimer Häfen hat der badische Staat unter Beihilfe der Stadt erbaut. Hier den Industriehafen erbaute unter Beihilfe des Staates die Stadt Mannheim. „Nicht zur Befriedigung eines eingebildeten Bedürfnisses — in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen —, aus zwingender

Not ist er entstanden." Und so ist's recht. Der Mitbewerb einer mit ihm emporstrebenden Schwesterstadt, die Eifersucht großer Städte im Nachbarland und im eigenen Lande, die schon Rheinhafenstädte sind oder die es erst werden wollen, nicht zuletzt eine Entwicklung des Verkehrs, die vielfach den Zwischenhandel entbehrlich gemacht hat — sie alle können einem Gemeinwesen nichts anhaben, das rechtzeitig erkennt, was ihm Not tut. Was aber die Stadt Mannheim den industriellen Ansiedelungen in ihrem neuen Hafen bieten kann, das sagt uns einer, der's genau weiß und eine schöne Schrift über den Industriehafen geschrieben hat: „Das sind absolut hochwasserfreie, ausnahmslos an Straße und Eisenbahn, fast durchweg auch am Wasser gelegene, mit Gas, Wasserleitung, elektrischer Kraft und Beleuchtung ausgerüstet, kanalisierte Plätze jeder gewünschten Grundrißgestaltung zu billigen Preisen. Kostenlos aber bietet sich ihnen außerdem der Anschluß an ein Industrie- und Handelszentrum allerersten Ranges mit seiner einzig dastehenden geographischen und verkehrspolitischen Position, seiner hochentwickelten Arbeiterschaft, seinem rastlos tätigen Kaufmannsstand, kurz mit all den Eigenschaften, denen Mannheim seine Größe verdankt."

Damit bin ich am Ende meiner Rundfahrt durch den Industriehafen angelangt und könnte, wie ich das Schiffchen verlasse, das mich so treulich zuletzt geführt, auch meine Wanderungen und Bootsfahrten hier beschließen. Aber das Mannheimer Hafengebiet ist größer. Die Rheinau gehört samt ihrem Hafen auch politisch zu Mannheim, wie sie wirtschaftlich nie anders wohin gehört hat. Dieser Rheinauhafen, so jung er noch ist, hat bereits etwas erlebt, und es gab eine Zeit, wo man in Mannheim nicht gut auf ihn zu sprechen war. Doch das soll uns nicht kümmern. Ihn selbst trifft keine Schuld, er ist ein so wackrer Sprößling des Mannheimer Hafengeschlechts als Einer, und es darf in einer Schilderung der Mannheimer Hafenanlagen die „in ihrer Art ganz vorzügliche Hafen-, Kanal- und Bahnanlage unmittelbar vor den Toren der oberrheinischen Handelsmetropole" nicht vergessen sein. Den Rheinauhafen hat nicht der Staat, ihn hat nicht eine Gemeinde erbaut. Er ist aus Privatmitteln erstellt worden, und es soll für den Unternehmungsgeist seiner Erbauer gewiß nicht eine Herabwürdigung bedeuten, wenn wir an das vorhin vernommene uns erinnern und aussprechen, daß diese Hafengründung nur möglich war im Anschluß an ein bereits bestehendes Industrie- und Handelszentrum allerersten Ranges, mit allem was dazu gehört, wie Mannheim es ist.

Bei den früheren Hafeneröffnungen in Mannheim, von denen ich Ihnen erzählte, wurde immer der Gedanke laut, wie herrlich weit man's gebracht und daß man's weiter nicht bringen könne. Und immer hatte man sich getäuscht. Ich will mich nicht täuschen und also sag' ich nicht, daß wir mit der mit so vielen Millionen geschaffenen neuesten Mannheimer Hafengründung,

dem Industriehafen, noch mit dem erst einzuverleibenden Rheinauhafen am Ende angelangt seien, daß es darüber hinaus nichts mehr gäbe. Ja ich spreche meine Überzeugung eines weiteren Fortschreitens umso zuversichtlicher aus, je trübere Tage Industrie und Handel zuletzt gesehen. Und nicht bloß eines wirtschaftlichen Fortschreitens. Denn schließlich, was bedeutet aller Fortschritt, wenn er nur dahin führen sollte, den Sinn zum Erwerb allein, den Krämergeist allein zu wecken und zu stärken, der alles Erworbene nur als ein Mittel betrachtet, immer noch mehr dazu zu erwerben!

Peter Schnellbach

Heidelberg

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Waldes über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien.

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Eb'ne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit sich wirft.

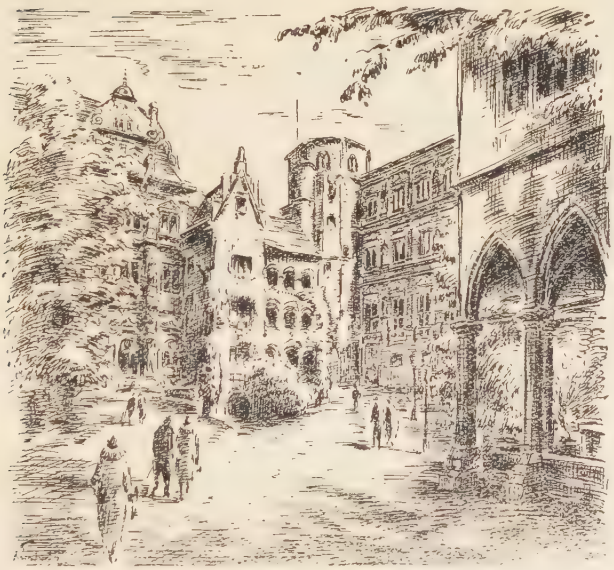
Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Tal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab,

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Tal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Friedrich Hölderlin



Heidelberg — Schloßhof

Badische Landschaften

Eine Fülle eindrucksvoller Vielgestaltigkeit, unerschöpflichen Formenreichtums offenbart eine Wanderung, ja selbst eine rasche Fahrt durch badisches Gebiet — etwa vom Bodensee über den Schwarzwald durch die Rheinebene nach Mannheim — hellblickenden Augen. Stark ausgeprägten Landschaftsgattungen verschiedenster Art begegnet man, die durch nicht weniger reizvolle Übergänge und Zwischenglieder verbunden sind. Gebirge und Niederungen sind Gegensätze, gewiß — allein, zwischen ihnen schwingen ausgleichend Linien von eindringlicher — wie soll man anders sagen: von eindringlicher

Versöhnlichkeit. Und in eben dieser Erscheinung eignet unserer Heimat insgesamt einer ihrer bemerkenswerten und köstlichsten Züge.

Landschaftliche Merkmale des Landes berührende Unterhaltungen mit Nichtbadenern, die nur im Vorbeigehen einmal zu uns kamen, lassen nicht selten gewahr werden, daß da und dort außerhalb der gelbrotgelben Pfähle die Ansicht besteht: der Schwarzwald, das ist Baden und Baden, das ist der Schwarzwald. Braucht es vieler Worte des Beweises, wenn festgestellt wird, daß wir den Schwarzwald nicht missen möchten, ohne ihn uns arm fühlten — indessen, würden wir nicht ebenso sprechen, wollte man uns vom Miteigentum am Bodensee ausschließen, uns die Rheinebene, das Hügelland, den Neckar nehmen!

Nein, die da meinen, sie wüßten um unsere Landschaften Bescheid, wenn sie den Schwarzwald gelegentlich schnell durchreist haben, irren. Das schöne Gebirge im Süden macht uns reich. Allein, unser Reichtum ist um vieles größer, stattlicher. Kommet und lernet ihn kennen!

Es kann nicht die Aufgabe dieses an bestimmte Raumgrenzen gebundenen Versuchs eines Lobpreises der Schönheiten unserer Heimat sein — und um nichts anderes soll es gehen! — das Land in seiner Gesamtheit und das Wesen seines mannigfachen Wechsels mit erschöpfender Sorgfalt, in lückenlosem Zusammenhang, zu schildern. Wir müssen uns daran genügen lassen, auf die Eigenart einiger seiner Landschaften uns zu besinnen, deren hervorstechendste Linien in knappen flüchtigen Umrissen festzuhalten.

Am See

Der Spiegel der in silbernem Dunst sich verlierenden Wasserfläche zeigt den matten Glanz alten Zinnes. Drüben, das andere Ufer ist kaum sichtbar. Himmel und Land gehen ineinander über. Weit draußen zieht ein hellgestrichenes Schiff.

Es ist später Nachmittag. Du liegst zwischen leise rauschenden Pappeln im saftigen Gras. Dir zur Linken tritt das Gestade in seinem Schwung in den See hinaus. Hinter hohem Schilf mit braunvioletten Rispen träumen Kirchendach und Giebel eines stillen Dorfes. Der Turmhahn bläht sich wohlig im Blauen.

Das Land wächst in frischem Anstieg zur Hügelkette auf, an deren Hang Trauben fruchtschwerem Herbst entgegenreifen. Ein kleiner, einstöckiger Bau mit grünen geschlossenen Fensterläden blickt von halber Höhe aus den Reben. Du denkst, daß in seinem Innern um einen runden Tisch geflochtene Sesselchen stehen könnten und in einer Nische vielleicht ein behaglicher, grünbezogener Ohrenstuhl zur Ruhe lädt. Es wird seltsam kühl sein im Weinberghäuschen und linder Lavendelduft wird es erfüllen ...

Im Westen umrandet Sonnengold schwergeballtes, dunkelblaues Gewölk. Mit Münster, hohen Giebeln und Türmen lagert eine Stadt im Abend. Hoheitsvoll. Im Bewußtsein ihrer Geschichte, die Zeichen in ihr Antlitz gegraben, deren Fernwirkung unverkennbar ist.

Der Himmel hat sich in ein leichtes Florgewand gehüllt. Dem See ging jeglicher Glanz verloren. Aus matten Augen blickt er nun.

Da fällt ein Tropfen und macht das Wasser erschauern. In geheimnisvoller Erregung zittert es unter dem leichten Stoß.

Du läßt den Blick noch einmal über Ufer, Schilf und Dörflein, Rebhänge und ferne Stadt schweifen. Dann schreitest du landeinwärts und nimmst das starkerlebte Bild der Landschaft als unvergänglichen Schatz mit dir.

Im Schwarzwaldmoor

Die von Vogelbeerbäumen eingefaßte Landstraße säumt einen tiefgrünen Mattenstreifen, der mählich im Moor sich verliert. Erlen, verkrüppelte Föhren, Birken. Dann grünrote Moospolster. Flockiges Wollgras. Inseln blühenden Heidekrautes. Binsen. Kraftvolle Farben allenthalben um dich her.

Kennst du den Sonnentau? Sieh, zu deinen Füßen spreitet das Pflänzlein seine mückenlüsternen, klebrigen Blätter.

Ein silberner Reiher, ein ach! so selten gewordener Gast, streicht durch die seidige Luft.

Drüben überschattet wunderbar schlanktanniger Wald das Unterholz. Köstlich sattes Grün. Die Wipfel springen zackig empor. Und über ihnen bauscht sich breitausladend ein hoher Bergrücken in den Himmel. Ein ruhig schlafender Riese!

Indessen dein Auge Zug um Zug den Umkreis durchstreift, wächst die Landschaft zum geschlossenen Eindruck heran. Das Kleine, Unscheinbare, Anmutige gewinnt Beziehungen zur Größe des Mächtigen, des Gewaltigen. Und da du wieder zur Straße hinüberschaust, wirst du gewahr, wie bestimmt und sicher der bäuerliche Hof ein Stück der Welt ist, in der er, am Eingang eines stillen Tales, erbaut worden.

Hügelland

Aufstrebend und leicht sich wiegend steht das Korn der Äcker. Irgendwo leuchtet es gelb auf. Der Reps blüht. Obstbäume bringen starke Bewegung in das Gesicht, in dem die Erde dich ansieht.

Die Wellen der Hügel schieben sich übereinander, suchen sich, fluten zurück und finden sich wieder. Spitze Kirchtürme schauen über die Höhen, verträumt, bisweilen etwas schläfrig, mehr blinzelnd als klarblickend. Fahrwege und Fußpfade legen helles, vielfach verschlungenes Bandwerk über Wiesen und Äcker.

In einem grünen Tal bewachen Pappeln den Lauf des aufglitzernden Flüßleins. In einem Wehr spiegelt sich die Sonne. Einen Hang entlang sticht schmal der Kanal vorwärts. Er trifft auf ein behäbig aussehendes Gebäude. Kein Zweifel ist möglich: Eine Mühle. Neben ihr spannt sich über den Bach eine schöne Steinbrücke. Der gewährt ein grauer Heiliger Schutz und Schirm.

Halbwegs zwischen deinem Standort und dem niederen Bergzug, der den Blick durchs Tal hinauf abschließt, treten die Hügellehnen weiter auseinander. Und in der grünen Bucht lagert eine Schafherde.

Es ist etwas Mildes, Liebliches in diesem Ausschnitt badischer Heimat. Und man fühlt den Atem des fruchtbaren Landes.

Am Altrhein

Grüngoldene Wasser. Der Strom rauscht aus dem Verborgenen. Einer seiner Arme greift durch dichten Wald. Auf ihn bist du gestoßen. Von ungefähr. Die rauschende Musik des Flusses dringt zu dir herüber.

Rohrkolben mit braunen Früchten. Blühende Schwertlilien. Schilf. Wasserrosen mit großen Blättern. Und rings um dich ein weltvergessenes Träumen.

Du schreitest weiter und gewinnst mit einmal freie Sicht in die Ebene, aus dem in der Ferne das Gebirge aufsteigt.

Drüben in sattem Rot eine Ziegelei. Reifende Fruchtfelder. Baumgesäumte Straßen. Weiter zurück: Eine Stadt mit Türmen. Auf einem blinkt es golden auf. Und irgendwo sich erhebend dann die Berge, von denen einen ein dunkler Turm bekrönt.

Mädchen singen. Mehr schwermütig als fröhlich. Du siehst sie nicht. Aber ihrer Stimmen Lieder flattern wie Vögel übers Land.

Du bist besinnlich gestimmt. Dieser versonnenen Welt fehlt die Sprache lebhafter Beweglichkeit. Aber sie weiß dir gleichwohl viel zu sagen. Und du glaubst den Gang des Blutes zu hören, das in der Erde pulst, die sie trägt.

Weiter wandernd stößt du aufs neue auf Altrheingewässer. Ein flacher Kahn schläft zwischen Weiden, die ihre Ruten müde herabhängen lassen. Und wieder Seerosen. Da funkelt es mit einmal auf. Ein schillernder Vogel jagt vorüber: Wie die Lieder der Mädchen auch er irgendwie zur Landschaft gehörend.

*

Wir nähern uns den Schranken, die diesen Zielen gesetzt sind. So gilt es, an den Schluß zu denken.

Nur ein Versuch konnte gegeben werden. Wie vieles noch lockt zur Schilderung und Deutung: Das Markgräflerland — kann es anders sein, als daß wir den Namen Johann Peter Hebels wenigstens flüchtig zu Papier bringen!

— der Kaiserstuhl, die Baar und wiederum die Rheinebene mit Städtlein und Städten, das Neckarland, der Taubergrund. Und, ach! wie viele vertraute Gesichte ziehen an uns vorüber. Wer hätte Worte, solche Fülle in Einem zu umfassen!

Jede Landschaft hat ihren eigenen Ton, in dem sich die Bewegungen des Bodens widerspiegeln, die Fruchtbarkeit von Feldern und Gärten Ausdruck sucht und die Eigentümlichkeit ihrer Siedlungen in Erscheinung tritt, wie in ihm ihrer Bewohner Art und Wesen irgendwie mitschwingt. So sehr die eine von der anderen sich aber auch unterscheiden mag, irgendwie knüpfen sich zwischen ihnen allen Fäden, deren Gewebe zu dem wird, was wir Heimat nennen: Heimat, der wir nahe sind, trennen uns gleich Meilen von ihr.

Otto Ernst Sutter

Das Neckartal

Aus dem weiten und warmen Busen des Schwabenlandes rauscht der Neckar dem Odenwald zu. Er verschmäht es, durch die niedrigen Hügel des Kraichgaus zu brechen; er will seine Kraft an den Lenden eines Gebirges erproben. Vielleicht ist auch das Heimweh in ihm erwacht nach den Bergen und Wäldern, durch die er als Bächlein gesprungen ist, und es zieht ihn aus der Niederung zu den Höhen hin. Oder es geht ihm wie einem verwöhnten Muttersohn: es ist ihm zu wohl geworden im bequemen schwäbischen Bürgerhaus, er will ein wenig auf Ritterschaft in die Büsche hinein.

Was nun auch der Grund sei, eigensinnig hält er die Richtung nach Norden fest und bohrt sich ins Gebirge hinein, wo es am höchsten emporsteigt. „Dort ist der Rhein!" spricht zu ihm der Katzenbuckel und drückt ihn links hinüber. Und nun ist es, wie wenn des unschierigen Mahners Rippenstoß das Gewissen des träumenden Burschen geweckt hätte. Ungestüm und doch mit der Hoheit, die dem deutschen Strome ziemt, bricht er sich nach Westen die Bahn. Leidenschaftliche Sehnsucht gibt ihm die Kraft, die Felsen auseinander zu schieben oder zu durchbrechen und das Gebirge zu zerteilen bis auf den Grund. Und doch tut er zuweilen wieder, wie wenn er sich nicht trennen könne von diesen grünen, runden Bergen; er schmiegt sich daran fest und hält sie umschlungen mit seinem glänzenden Arm, also daß, wohin auch der Abhang sich senke, des Neckars Woge zu ihm aufrauscht. Strom und Gebirg rüsten sich zum Abschied. Es wird ihnen feierlich zumute, und die große Empfindung gibt ihnen ein erhabenes Ansehen. Stolzer steigen die Berge empor, näher rücken sie an den Strom heran, höher schäumt die Woge, majestätischer blinkt die gleitende Flut. Der Neckar und der Odenwald halten Abschied. Wie eine entfesselte Schlange schießt der Fluß in die Ebene hinaus, genießt der Freiheit in weitem, wohligen Bogen, und dann streckt er sich dem blinken-

den Rheine entgegen. Das Gebirge aber reckt sich und schaut dem enteilenden Freunde nach mit einem langen, stillen Blick. —

Fast dreihundert Jahre sind vergangen seit dem Tag, wo unsre Geschichte anfängt. Am Fuße des Königstuhles rauschte der Neckar lauter, als er heute rauscht, denn man war den Granitblöcken, die im Strombett liegen, noch nicht mit Pulver und Dynamit zu Leib gegangen. Viel mehr Waldvögelchen als heute netzten ihre Schnäbel im Neckarwasser, denn man hatte die Ufer des Flusses und der Seitenbäche noch nicht von dem tausendfältigen Buschwerk gesäubert und ließ die lieben Hecken wachsen, wo sie wachsen wollten. Die Reiher im Reiherwald hatten herrliche Tage, denn den Junkern war die Falkenjagd abhanden gekommen und der Neckar wimmelte von Fischen. O, wie es in einer lauen Sommernacht unter dem Ersheimer Kirchlein schnalzte! Die Fische waren wie trunken vom Mondenlicht. Zuweilen klang es plump und grob vom Neckar her, wie wenn ein Pfundstein ins Wasser fiele. Das war ein alter Hecht, der ein Maul voll Sommernachtlicht geschnappt hatte, oder ein würdevoller Salm, der bei sich dachte: „Ich komme auf des Junkers Tisch, das ist mein verbrieftes Recht", und bei diesem Selbstgespräch vor Hochmut durch die Luft sprang. Nachtigallenchöre sangen herüber und hinüber über den schimmernden Strom, und die Turteltäubchen gurrten aus dem Wald. Es ist keine Frage, bei Nacht war es damals schöner im Neckartal als heute. Bei Tag dagegen ist es heute lustiger. Noch nicht floß vor dreihundert Jahren der grüne, tiefe Strom des Waldes vom Berg zu Berg und ins Tal herunter bis zu den Neckarwiesen. Man wußte nicht, was man mit dem Holz anfangen sollte, und rodete sinnlos bald hier, bald dort für ein paar Jahre; dann ließ man wieder die Buchen und Eichen hereinwachsen über den ausgeraubten Boden und fing wo anders an. So sah man rechts und links auf den Höhen nur dürftige Gerstenfelder oder unerfreulichen Laufewald. Die Berge, worauf die Burgen liegen, waren völlig kahl, und die Schlösser, in deren übergrünten Ruinen heute der Heidelberger Student die Arme in die Höhe wirft und, im Herzen überwältigt von all der träumerischen Schönheit, die liebsten stolzesten Namen jauchzt, diese Schlösser, als sie noch ganz waren, sahen sehr weißgetüncht, nüchtern und behäbig aus, halb ritterlich, halb bäuerlich. Der Torwärtel saß in Schlappen auf dem Bänklein, sagte: „Hä!" und aß ein dickes Käsebrot.

Die Dörfer und Städtlein, die heute im Neckartal liegen, waren damals schon alle miteinander da; ja noch einige Flecken und Weiler mehr, die in den späteren Kriegsläuften abhanden gekommen sind. Die Dörfer sahen ungefähr gerade so aus wie heute, nur gackerten viel mehr Hühner, und wenn man einen Bauern gefragt hätte, was ihm von der ganzen Welt das liebste sei, so hätte er gesagt: das Schwein und noch einmal das Schwein und zum drittenmal das Schwein. O, wie es so köstlich grunzte des Winters in den Ställen

und des Sommers in lauschigen Talbuchten unter dem jungen Eichwald! Mit den Städtlein aber, wie Eberbach, Hirschhorn, Steinach, Gemünd, hatte es zu jener Zeit ein ganz andres Wesen als heute. Sie staken in Schanz und Wehr, waren von Mauern umgeben, hatten ein Neckartürlein, ein Bergpförtlein, ein Vordertor, ein Hintertor und ein Mitteltor. Auf den Wällen standen einige Katzenköpfe und andres grobe Geschütz. Es läutete sehr oft, bald dünn, bald dick und jedermann wußte, was es bedeute. Des Morgens früh, ehe der Tag graute, mahnte die Betglocke: befehlet Leib und Seele dem Herrn und steiget flugs aus dem Bett! Des Abends in der lichten oder dunkeln Dämmerung rief dieselbe Glocke die spielenden Kinder in die Häuser; auch die Knechte und Mägde kamen herein. Alle standen um Vater und Mutter herum und beteten der Reihe nach:

„Als unser Herr in Garten ging
Und sein bitteres Leiden anfing."

Des Morgens um elf Uhr rief ein helles, weitklingendes Glöcklein die Mähder und Holzfäller zum Mittagsmahl. Und dasselbe Glöcklein verkündigte des Winters um drei und des Sommers um vier den bekümmerten Mägen rings in der Rund: jetzt gibt's wieder etwas zu essen. Um neun oder um zehn Uhr des Abends läutete die Lumpenglocke, und der Schiffer Stapf zu Hirschhorn stülpte den Würfelbecher um und sagte: „Gute Nacht, Löwenwirt!" Auch das Bürgerglöcklein hatte mancherlei zu sagen. Es rief die Mannsleute zur Frond oder die Schöffen zum Gericht. Mitunter gellte die Sturmglocke, dann rannten die Leute wie besessen auf die qualmende Gasse und schrien: „Wo, wo?" Wenn aber die große Glocke mitläutete, dann ließen die Bürger alles stehen und liegen, sprangen in verteilter Ordnung an die Tore und verriegelten und verrammelten die eichenen Flügel. Mitunter kam auch das Armsünderglöcklein in Schwung. Dieses geschah jedesmal eine halbe Stunde später, als der Meister Henker mit seinem Knecht auf der Fähre über den Neckar gefahren war. Das Armsünderglöcklein läutete unterschiedlich lang. Wenn nichts als der Block und das lange Richtschwert auf dem Wägelein des Scharfrichters lag, war das Glöcklein bald zu Ende; wenn aber bei den übrigen Gerätschaften ein schweres eichenes Rad mit dicken Speichen über dem Wägelchen lag, dann läutete die Glocke lange, ach, furchtbar lange, es waren keine einzelnen Schläge mehr, sondern ein fortgehendes Heulen und Wimmern. Wenn es endlich aufgehört hatte, dann wurde dem Meister, wie es anders unbillig gewesen wäre, zu seinem höchsten Lohn noch ein starker Imbiß verehrt. Während nur die Armsünder auf dieses Glöcklein Anspruch erhoben, war die übrige Menschheit, mit Ausnahme derer, die sich selber aus dem Leben beförderten, mit der allgemeinen Totenglocke zufrieden. Diese Glocke läutete nach keiner irdischen Uhr, aber der, den sie meinte, war immer

bereit; beim ersten Schlag machte er sich schleunig auf und lang hingestreckt fuhr er über den Neckar dem Ersheimer Friedhof zu.

So war das Neckartal zwar damals noch ohne die tausend Geräusche der heutigen Zeit. Kein Dampfschlepper brüllte, keine Lokomotive pfiff, kein Güterzug polterte, kein Automobil blöckte, kein Fahrrad klingelte, aber viel mannigfaltiger und eindringlicher redeten Glocke und Glöcklein in das Leben der Menschen hinein.

Adolf Schmitthenner

Ein Besuch auf der Burg Hornberg

Durch schöne Buchenwälder geht's bergauf. Oben angelangt, hatte ich einen herrlichen Blick in die Berge des Odenwalds und zu ihrem König, dem Katzenbuckel, und über die Dörfer Mörtelstein und Binau hinaus auf den Neckar. Was der liebliche Fluß der Gegend an Reizen verleiht, das nimmt ihr alsbald wieder der Anblick eines Fabrikanwesens, das nicht weniger als 5 Schlote in die Natur glotzen läßt. Wir fahren nun in das Tal der Elz hinein und sind in kurzem in der einstigen Reichsstadt Mosbach. Berge grüßen uns statt der bisher ewigen Hügel und an ihren steilen Halden Reben; denn Mosbach gehört noch zu dem alten Wingartheibagau im Lande der Ostfranken. Mein Quartierherr, der Landgerichtspräsident Libel und seine feinsinnige Gattin empfingen mich, wie man einen Bräutigam empfängt, mit Willkommkränzen und einem herrlichen Gemach.

Am andern Nachmittag mußte mein Kutscher, der Josef, einspannen und ich fuhr nach der Burg Hornberg am Neckar, dem einstigen Sitz des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

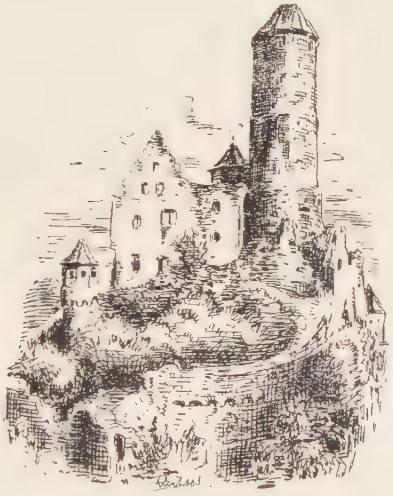
Auch das gehört zu den Annehmlichkeiten Mosbachs, daß es den Neckar mit seinen Burgen und Schlössern und Rebhügeln in nächster Nähe hat.

Es ging Neckarelz zu und dann das lachende Neckartal hinauf, das heute doppelt lachte, weil die Sonne es vergoldete.

Oberhalb des reizenden Neckardörfchens zieht der Weg durch Rebgelände bergan. Je höher wir kommen, um so herrlicher strahlt das Neckartal von nah und fern zu uns herauf. Seine Dörfer und Burgen glänzen im Abendsonnenschein, und stillvergnügt zieht der Papa Neckar durch die lieblichen Auen. Man mag von dem Ritter Götz von Berlichingen sagen was man will; will man ihn, wie Goethe, einen edlen Mann nennen oder, was vielleicht richtiger, einen Raubritter heißen: guten Geschmack hat er jedenfalls gehabt, als er 1517 die Burg Hornberg erwarb und sie bis zu seinem Tode 1562 zu seinem Lieblingsaufenthalt erkor. Die stattlichen Ruinen lassen auf eine gewaltige, feste Burg schließen, und von ihren Zinnen herab ins Neckartal zu schauen, muß selbst dem alten Haudegen eine Wonne gewesen sein. Und

wenn die Augsburger ihn, den Städtefeind, 1550 erst aus der Haft entließen, nachdem er geschworen hatte, sich zeitlebens im Bezirk seines Schlosses Hornberg aufzuhalten, kein Pferd mehr zu besteigen und keine Nacht außerhalb des Schlosses zubringen zu wollen, und wenn Götz diesen Schwur sechs Jahre lang hielt, bis der Kaiser ihn dessen entledigte, so wird das begreifen, wer je einmal von der Ruine Hornberg ins Neckartal geschaut hat. Da oben ließ ich mich als Hausherr zeitlebens einsperren: die Welt zu meinen Füßen würde mich für alles schadlos halten.

Mit den Bauern, die Götz in ihren Aufstand zogen, meinte es der wilde Haudegen so wenig gut als mit den Städtern, deren Kaufleute er im großen Stil niederwarf und ausbeutete. Daß er einige Wochen mit den aufrührerischen



Hornberg bei Neckarzimmern

Bauern ging, dazu veranlaßte ihn sicher auch mit die Absicht bei der Gelegenheit Beute zu machen, was er bei der Plünderung des Klosters Amorbach gründlich besorgte. Er war zweifellos ein tapferer Mann, dem Krieg und Fehde Leben hießen, aber Beute und Lösegeld spielten dabei nicht die letzte Rolle. Und wenn der mit ihm gleichzeitige Kaiser Max als der letzte Ritter im idealen Sinne galt, so ist Götz der letzte Typus des kleinen adeligen Reisigen, der bald als Kriegsmann, bald als Heckenreiter und Wegelagerer sich in Abenteuer und Gefahren begab. —

Wir fuhren auf dem Bergrücken, auf dessen Spitze die Burg des Ritters Götz sich erhebt, nach Mosbach zurück. Wald und wohlbebaute Gelände wechseln ab. Das letztere gehört zu einem Pachthof, der unweit der Ruine auf der Hochebene gelegen ist. Als langjährigem Bauernpfarrer fiel mir

die exakte Bebauung der Felder auf. Man sagte mir, der Pächter sei ein Mennonit, dem wir bei der Auffahrt zur Burg begegnet waren und der mir durch sein biederes, ernstes Aussehen imponiert hatte.

Auch die Heimkehr auf Gebirgswegen zeigte mir wieder, wie schön die Umgebung des schönen Städtchens Mosbach ist, und wenn's in der Kartause von Freiburg nicht noch schöner wäre, möchte ich in der Nähe von Mosbach wohnen.

Heinrich Hansjakob

Das badische Frankenland

Wer von unsern Städtern, dem es nicht Heimat war, hatte dieses Land früher aufgesucht? Ist es nicht so, daß die Hamsterer es waren, die diesen Gau zuerst entdeckt und dann dafür gesorgt haben, daß er bald überschwemmt wurde von Gästen, willkommenen und noch viel mehr unwillkommenen. Es war ein Glück, daß das Hamstern einmal keine Notwendigkeit mehr für die Städter bedeutete und umgekehrt das Bauernvolk von der Hamsterplage verschont blieb. Aber dafür wurde das Frankenland jetzt wieder „Hinterland", was es auch früher stets gewesen war. Ja, es nimmt einem Wunder, daß auch die Bauernschaft, die dort wohnt, vielfach nur diese Bezeichnung für ihre engere Heimat kennt. Und doch ist keine Frage, daß in dem Namen so etwas wie ein Eingeständnis liegt, als könne man sich mit andern badischen Landschaften nicht messen, die berühmt sind durch besondere Gunst des Bodens und des Wetters, durch Rebenhügel und Obsthaine, durch landschaftliche Schönheit besonderer Art, kühne Felswände, Seen und Wasserfälle, durch hervorragende Denkmäler der Vergangenheit, durch eine hochentwickelte Industrie! Soll der Name nicht auch andeuten, daß man weitab wohnt von den Mittelpunkten, wo die größere und kleinere Weltgeschichte gemacht wird?

Das war einmal anders gewesen. Als das fürstbischöfliche Würzburg auch für badische Orte an und über der Tauber Residenz war, als Boxbergs und Mosbachs Hauptstädte die kurpfälzischen Heidelberg und Mannheim waren, als der deutsche Orden in Mergentheim seinen Sitz hatte, war man den politischen und kulturellen Brennpunkten näher als heute. Vorübergehend war Mosbach selbst Residenz und zwar der Linie Pfalz-Mosbach gewesen. So stand man im Mittelpunkt selbst, als die Grafschaft Wertheim noch staatliche Selbständigkeit besaß, als in den Tagen des Fürstentums Leiningen (1803—1866) es einmal beinahe den Anschein hatte, als sollte das Land zwischen Neckar und Main ein dauerndes selbständiges Staatsgebilde werden. Von einer höheren nationalen Warte aus gesehen, war es sicherlich ein Glück, daß die ohnehin zu buntscheckige politische Karte des Reichs hier nicht noch um eine neue Farbenschattierung vermehrt wurde — dem „Hinterland" wäre allerdings eine solche Bildung kaum zum Schaden gewesen.

Es gibt noch eine andere, etwas bessere Bedeutung des Namens Hinterland. Sein Klang ist doch erheblich besser, wenn damit gesagt werden soll, daß man berufen ist, die Städte Mannheim und Heidelberg und ihr Industriegebiet zu versorgen. Diese Städte lassen sich ein solches Hinterland auch gerne gefallen und aus dem „Hinterland" kommen nicht nur Brot, Fleisch und Milch, ihre Einwohner selber stammen zu einem guten Teil dort her. Mancher hat das freilich vergessen, und doch wohnen heute in Mannheim mehr Leute aus den Amtsbezirken Buchen und Adelsheim, als in diesen Ämtern selbst leben.

Freilich das badische Land zwischen Neckar und Main ist „nur" ein Bauernland, aber es ist dabei auf keinen Fall von der Natur so stiefmütterlich bedacht, so arm an geschichtlichen Erinnerungen, daß ein abschätziges Urteil begründet wäre. Schwerlich kann sich doch eine andere badische Landschaft mit dem Frankenland vergleichen, was die eindrucksvollen Denkmale der Römerherrschaft in unsern Landen anlangt. Allerdings, das soll nicht bestritten werden, es gibt schönere Gegenden wie das Bauland — schöner für das Auge der Städter. Aber hier scheiden sich eben Geschmack und Urteil des Landvolkes und der Stadtmenschen. Das Gäu mit seiner Einförmigkeit ist für den Großstädter vielleicht langweilig, für die Bauern und Taglöhner im Taubergrund ist es geradezu ein paradiesisch Land, da Milch und Honig fließt. Denn hier gibt es tiefgründigen, fruchtbaren Boden, hier kann man auf ebenem Gelände den Pflug nach Herzenslust führen. Was nützen den Bestenheidern, die zwischen Main und Felswand eingeklemmt sind, was den Zwerglandwirten im Neckartal die malerischen Talhänge. An steilen, steinigen Bückeln müssen sie sich schinden und heißen dann noch obendrein im Spott „Arme Ritter" bei den wohlhabenden Bauern im Getreideland. Es ist es eben in der Natur so eingerichtet, daß malerische Gegenden selten auch fruchtbar sind und eine große Volksmenge zu ernähren vermögen. Und aus der Schönheit vermag auch nicht jeder Profit zu schlagen — und das ist gut so.

Für den Bauern ist der Reichtum und die Schönheit eines Landes beschlossen in den Äckern und Wiesen, in der Fruchtbarkeit des Bodens. Sie liegt auch in der jahrhunderte, jahrtausende alten Kulturarbeit, die in allen Bauernlandschaften in den Boden hineingesteckt ist. Wohl läßt nun da und dort dieser Boden einiges zu wünschen übrig, im ganzen baut sich aber eine ertragreiche Landwirtschaft darauf auf — aber ohne Arbeit und Schweiß gibt der Boden auch hier keine Früchte. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Frankenland der landschaftlichen Schönheit entbehre, die der Städter sucht. Weit schweift das überraschte Auge von der Höhe des Katzenbuckels; über dem Wanderer im fürstlich leiningischen Park schlägt ein herrlicher Buchenwald seine Kronen zusammen, ihren besonderen Reiz haben die blühenden Schlehen- und Heckenrosen mit ihren Singvögeln, die in Obsthainen versteckten Dörfer, die wogenden Ährenfelder, der herbstlich bunte Wald.

Daß die Geschichte dieses Gaues so alt ist, daran ist sein Grundgerüst, der Kalk schuld. Und seine Kulturentwicklung ist durch alle Vorzüge und Mängel dieses Gesteins bestimmt worden. Die Waldarmut auf dem reinen Kalk hat in weit zurückliegenden Zeitläuften der Einwanderung und Besiedelung die Wege gewiesen und diese hat dann ihrerseits den aufkommenden Wald zurückgedrängt. So finden wir ihn heute oft auf den entlegensten Teilen der Gemarkungen. Das Kalkland ist aber nicht nur ein waldarmes, es ist auch ein trockenes Land. Die Armut seiner Hochflächen an fließendem Wasser hat alle Dörfer in die Täler verwiesen, wo die Quellen und Bäche fließen und grüne Wiesenbänder sich hinziehen. Zu den Hochflächen aber führen an den Kalkhängen steile Feldwege hinauf zu den allzuweit entfernten Äckern. Viel Zeit und Kraft muß daher auf den Wegen liegen bleiben. Aber auf den Hochflächen liegt oft genug der beste Boden — während an den nahen Hängen die Steinrasseln allzu mächtig werden oder auf unfruchtbarem Wellenkalk gar nur dürre Heide steht. So ist es bei Werbach, so auf dem Kahlberg bei Hochhausen a. T., der darnach treffend benannt ist.

Auf heißem Kalkboden wiederum kocht die Sonne einen feurigen Wein, freilich der „Häcker" zerreißt auch sein Schuhwerk auf dem steinigen Boden. Vortrefflich gegen rauhe Winde geschützt liegen in Nischen des Taubertales die Rebdörfer Marbach und Beckstein. Der Kalkgehalt des Bodens und die sonnigen Lagen an den Hängen sind auch dem Obstbau zum Vorteil geworden.

Auch viele Feldfrüchte bevorzugen diesen Boden. Ohne die Kleefähigkeit der kalkhaltigen Lehmböden wäre der heutige Viehstand nicht denkbar, so aber vermag der in großem Umfang angebaute fränkische Klee, die Luzerne, die mangelnden Wiesen zu einem guten Teil zu ersetzen. Auf dem Kalk, auf noch recht dürftigen Böden, gedeiht auch der Spelz. Der Dinkel ist die „Frucht" hierzulande; er ist auch der Ausgangspunkt für die Herstellung der Spezialität des Frankenlandes, des Grünkerns. Einst waren auch diese fränkischen Gaue, Weingarteiba, Jagst- und Taubergau, alemannisches Land gewesen; die Alemannen sind dann vor den stärkeren Franken gewichen, aber dem Sieger haben sie ihre Brotfrucht, den Dinkel aufgezwungen. Sein Name begegnet uns in so mancher Feldflur, bei so manchem Personennamen.

Im Sommerflur aber breiten sich die Haferfelder. Das Getreide der sandigen Rheinebene hingegen, das Korn, hat nur geringere Verbreitung im Bauland und Tauberland.

Nicht nur die herrschende Feldfrucht, auch die Wirtschaftsverfassung, Flur- und Ortsplan und der Name der Dörfer verrät, daß wir auf altgermanischem Boden stehen. Die Herrschaft der Dreifelderwirtschaft, die bunte Gemengelage der Äcker, die regellose Anordnung der Bauernhöfe im Dorf beweisen es in gleicher Weise. Auch das Vorherrschen des Gemeindewaldes weist in dieselbe Richtung; wenn aber die altertümliche Einrichtung der All-

niende nicht stärker verbreitet ist, so ist daran vor allem der Wiesenmangel schuld. Vor allem verraten aber auch die Namen und Endungen der Dörfer deren Ursprung in germanischer Zeit. Wie wir wissen, gehören die „heim"- und „ingen"-Dörfer zu den ältesten auf deutschem Boden. Davon gibt es nun hier eine große Zahl und daneben bestehen andere mit ganz altertümlichen Namen anderer Art: Dertingen, Gerchsheim, Impfingen, Königsheim, Uiffingen, Hettingen, Altheim, Sindolsheim, Eicholz- und Reicholzheim, Bödigheim, Billigheim oder Ilmspan, Schweigern, Schüpf, Seckach, Scheffenz, um einige zu nennen.

Jünger sind da in der Regel die großen Höfe auf den Hochflächen; Namen wie Neuhof, Ernsthof, Marienhöhe sagen das ohne weiteres. Einige aber waren früher Dörfer oder Weiler gewesen, wie der Helmstheimer Hof, der Kirrstetter Hof über Obrigheim, der Hof Uiffingen, der Schafhof (Altenbronnbach). Die Höfe liegen meist dort, wo der Wassermangel, zu schwerer oder zu schlechter Boden früher eine dorfmäßige Ansiedelung verbot.

Daß aber auch auf den schweren Böden der Lettenkohl, die zugleich wasserreich ist, wohlhabende Dörfer liegen können, beweist das Dorf Buch a. Ahorn. Aber die Regel ist auf der Lettenkohle, daß die Bauern sich in Weilern und Höfen angesiedelt haben. So ist es über der Jagst, bei Allfeld wie bei Adelsheim. Zuckerrübenfelder dehnen sich auf diesen Flächen, ein sonst ungewohntes Bild hierzulande, oder es breiten sich unabsehbare Gerstenfelder wie im Gäu.

Aber eines barg die Lettenkohle leider nicht — Stein- oder Braunkohle. Es ist nach der Seite der Bodenschätze die Mitgift der Natur für das Frankenland überhaupt recht bescheiden ausgefallen; von dem Gips abgesehen ruht der Mineralreichtum des Landes lediglich in den Bausteinen.

Das ist auch im nahen Odenwald, im Taubertal, im Maingrund nicht anders. Aber das Gestein leuchtet hier in roter Farbe und hebt sich lebhaft von dem Grün des Waldes ab.

Der frühere Odenwald ist ganz anders geartet wie das Bauland oder gar das Gäu, und doch ist er auch ein Stück des Frankenlandes und mit dem Kalkland aufs Engste seit Jahrhunderten verbunden. Die Einfügung in das badische Staatsgebiet hat dann die Wechselbeziehungen noch enger gestaltet.

Der Boden auf dem Buntsandstein ist ärmer an Nährstoffen, wie der Boden über dem Kalk des Baulands. Als man daher dort bereits nach Jahrtausenden rechnete, blieb das Sandsteinland noch in tiefes Walddunkel gehüllt. Wohl haben einst die Römer Lichtungen auch in den Odenwald geschlagen, nach ihrem Abzug ist aber über ihren Wachttürmen, Kastellen, Wallgräben und Heerstraßen der Wald rasch wieder aufgewachsen. Spät erst haben sich Kohlenbrenner, Glasmacher, Pottaschensieder in den Wald gewagt — die Namen Glashof oder Glashofen deuten darauf hin. Sie wurden dann die

Schrittmacher der bäuerlichen Besiedelung, die von den geistlichen und weltlichen Grundherrschaften getragen war. Darum tragen die Dörfer und Weiler hier im Orts- und Flurplan den Stempel planmäßiger Gründung. Ursprünglich gab es hier nur „Huben", geschlossene Bauerngüter. An die Stelle des Gemeindewaldes trat der bäuerliche Privatwald. Das ist vielfach anders geworden. Aber ebenso viele Dinge erinnern noch an das jüngere Alter — es sei auch an Namen wie Neudorf, Waldhausen, Neusaß erinnert — und unwandelbar blieb die Natur des Landes.

Hier sind die Hochflächen nicht ganz so wasserarm wie im Kalkland; eine Besiedlung auf der Höhe ist deshalb die Regel, während die engen walderfüllten Täler nur Getreidemühlen, Sägewerke, Schleifmühlen, gewerbliche Betriebe anderer Art bergen.

Freilich mit dem Wachstum der Orte, mit dem wirtschaftlichen Aufschwung wurden auch gerade hier Wasserleitungen notwendig. Reichlich sind hingegen die Niederschläge, der Winter auch strenger und von längerer Dauer, führt doch die Höhe des Katzenbuckels sogar den unfreundlichen Namen des Winterhauchs. Das ist ein Klima, das den Wald und Wiesenwuchs mehr begünstigt, als den Getreidebau. Daher ist der hintere Odenwald auch zu drei Viertel Wald geblieben, und es mag manchmal zweifelhaft sein, ob der Waldarbeiter in abhängiger Stellung nicht besser gestellt ist, als der selbständige Landwirt. Ohne den Holzreichtum wäre jedenfalls die Besiedelung im Odenwald noch dünner.

Weizen und Dinkel geraten hier nicht mehr. Das Korn, der Hafer, die Kartoffel sind die wichtigsten Feldfrüchte. Auch der Buchweizen ist stellenweise noch anzutreffen. Reben gibt es hier keine mehr. Aber härtere Obstsorten werfen noch reichen Ertrag ab, und umsonst liefert der Wald Massen von Heidelbeeren. An die Stelle der Luzerne tritt der Rotklee. Wiesen- und Ackerfutterbau schaffen die Grundlage einer ansehnlichen Viehzucht und Milchwirtschaft.

Die Kornfelder liefern das Stroh für das Dach, unter dem noch das eine oder andere der malerischen Odenwaldhäuser steckt. Sie erwecken bei dem Wanderer leicht den Eindruck, als ob sie aus der germanischen Urzeit stammten, und doch ist dem nicht so. Ins graue Altertum reicht die Vergangenheit nur im Kalkland, im Odenwald fängt die Zeitrechnung erst mit dem Mittelalter an.

Wichtiger als diese Feststellung aber ist die andere, daß Kalkland und Sandsteinland sich auf das Glücklichste ergänzen. Der Wald vermag seine Arbeitskräfte dem Getreideland zur Verfügung zu stellen. Holz, Steine und Vieh mögen gegen Getreide, Grünkern ausgetauscht werden. Seine Wasserkräfte dienen auch dem Kalkland.

Und ebensowenig klafft hier eine Kluft zwischen Stadt und Land. Die Kleinstädte des Frankenlandes sind auf Gedeih und Verderb mit dem Schicksal des Bauernstandes verflochten, aus dem sie sich zudem ergänzen. Es regt sich ein neuer Geist in diesen Städten, die früher eingeschlafen schienen. Aber auch an den Dörfern rüttelt ein neuer Geist. Die stattlichen Lagerhäuser, der Zusammenschluß der Bauernschaft zu gemeinsamem wirtschaftlichem Tun beweist, daß man des eigenen Wertes sich bewußter ist, als es vordem der Fall war. Damit wird wohl auch der Name Hinterland aus den Büchern und Köpfen verschwinden und man wird stolz darauf sein, als Bauer auf fränkischer Erde zu leben und zu sterben. Und wird man dennoch altfränkisch genannt, so dürfte das eher als Lob, denn als Tadel empfunden werden.

Friedrich Metz

Streife durch die fränkische Landschaft

Die Ebene ist hier groß. Überall, nach allen Seiten, weitet sie sich aus, nur im Osten schieben die Hügel des Vorspessarts sich vor, Ausläufer eines dunkelen und schönen Waldgebirges, von dreihundert bis sechshundert Meter Höhe. An den Flanken kocht an heißen Sommermittagen Wein und Obst.

Die Landschaft ist nicht romantisch im üblichen Sinne, eher idyllisch, sie ist anmutig, heiter, sie zeigt ein Antlitz voll Lieblichkeit und Zartheit: hier der Fluß im milden Strich und heller Feierlichkeit, rechts und links Gürtel von saftigen Wiesen, dann Wald, dann Hügel. Überall aber glüht die beschwingende Kraft des Halluzinatorischen, überall ist das Visionäre, das Feurige, das Zündende eingesprengt, überall ist sie von Heiligkeit und Kulturträchtigkeit überlagert, nicht so reich und glänzend zwar wie die obermainische Landschaft, aber immerhin noch mit Seele, Stirnen, Poesie, Heiterkeit und Inbrunst begnadet. Unten, gegen Westen, ist schon der Rausch und das Lärmen großer Städte: Hanau, Offenbach, Frankfurt. Ihre Lichter befeuern die Nacht. Ihre Schlöte verdunkeln mit Rauch, Dämpfen und Ruß die Klarheit des Horizonts ...

Wir laufen in der Nacht durch diese Landschaft. Wir zählen die Smaragden der Sterne und hören auf. Wir jagen mit Hunden, kläffenden Dackeln und klugen Dobermanns, in das Gestrüpp der Wälder, unter denen der Sandboden brütend und satanisch brennt. Wir sehen einen roten Mond über die Hügelkämme kollern, angelärmt von wilden und rumorischen Sumpffröschen, die ihre Liebe stundenlang in die aufgewölbte Nacht trommeln. Feuerstreifen durchziehen den Himmel in westlichem Flug und fallen in die blauen schweren Wälder ...

Wir waren in einer Dämmerung von hartem großen Glanz. Gerüche von fächelnder Süßigkeit — Raps, Tymian, Klee und Levkoien — waren wie Wolken über den Wegen. Manchmal war Wind. Manchmal war Musik . . .

Begnadung stieg aus dem Wasser des Main, der sich voll von fränkischen Bächen und kleinen Flüssen getrunken hat, der um das rauschende Waldland des Spessart sich gewunden hat in weiten und innigen Bögen. Türme waren über ihm, Ruinen, Trümmer, Kastelle, Schlösser, Klöster, Abteien, Kirchen und grüne Stadtmauern. Es ist der Fluß einer alten, glänzenden und fruchtbaren Kultur, die weltmännische superlative Köpfe, Exoten, skurrile Flötenbläser, grüne Tänzer, heiße und eisige Bauernschädel, weltfahrende trunkene Dichter, revolutionäre Herzen, feurigberedte Mönche, liebliche Nonnen und madonnenschnitzende Inbrünstler gebildet hat.

Hoch oben floß er vorbei an der Mystik und Fantastik Bambergs, an der breiten und rokokonen Festlichkeit Würzburgs, an der Romantik und Lieblichkeit Miltenbergs, an der Mittelalterlichkeit und Schwärze Ochsenfurts, an dem Glanz von Aschaffenburg, an den feierlichen Türmen von Seligenstadt, an der Heiligkeit und Versunkenheit von Vierzehnheiligen, Banz, Himmelspforten und Engelsberg. Wallfahrer zogen entlang mit wehenden Fahnen und Litaneien. Dörfer spiegeln sich mit Tor und Turmwerk, mit verfallener Zinne und breiter Zehntscheuer in ihm.

Die Sonne ist hier von ungehemmter Glut. Dunst hat an den Horizonten die Landschaft überlagert. Wir baden bis in die Dämmerung hinein.

Der Boden brütet, über ihm steht das violette Flimmern der Hitze.

Wir sehen die Silberbäuche der Weißfische in hellen Rudeln über den Kies des Flußbeets stehen, die Flossen in unermüdlicher Bewegung, zierlich fächelt der Schwanz, rudert und lenkt. Blaue Libellen tänzeln über das Geschilf. Amseln gluckern.

Hier ist nichts zu tun, als einen Körper zu haben und ihn der Sonne und der Luft, die warm vorüberströmt, entgegenzuhalten, ihn im Wasser zu tummeln und mit ihm im Grün des Ufers zu ruhen.

In dem Nachen von Fischern und Sandschöpfern, breit, handwerklich und fest, fahren wir den Main quer über, lassen uns treiben, stoßen auf eine Kiesbank auf und gleiten weiter. Eine Angel schleift unbeachtet hinter uns drein, ohne Köder, mit sich ziehend schwimmende Blätter. Warum sollen wir das Herz mit Grausamkeit erfüllen in dieser Stunde des feierlichen und weißen Nachmittags? . . .

Das Schilf steht mannshoch, knisternd brechen wir hinein. Die Teichrohrsänger, zierliche behende Vögel, deren Nester wie gewebt an drei Schilfrohrschäften hängen, huschen erschreckt davon und rufen sich kleine zitternde Fislaute zu.

Wir sehen die Barsche, breite stachelflossige Fische, an den Rohrwurzeln sich sonnen, ohne Bewegung, stumpf und sattgefressen mit Heuschrecken, Fliegen und Wasserläufern ...

Die Dreschmaschinen brüllen und brausen aus den Dörfern. Nonnen schreiten zierlich über eine Bleiche. Ein Storch steht spähend und schlank an einem Wassertümpel. Windhosen drehen auf einem Feldweg hohe tanzende Staubsäulen.

Im dunkeln Grün der Schilfe suchen wir nach Pan.

Er ist überall. Wir fühlen seinen Atem aus allen Blättern steigen. Seine Musik, rätselhaft und ergreifend, kommt aus dem Leib der Erde. Unsere Seelen überregnet eine feurige Ergriffenheit ...

Der Nachen gleitet. Um eine Weide, die bogig und seltsam geformt über das Ufer wächst, schlagen wir die Kette. Wir springen in das Wasser, das bis zu den Achselhöhlen reicht. Wir holen zierliche Muscheln aus dem Sand, Perlenmuttermuscheln, die zart und farbig glänzen.

Es geht gegen die fünfte Stunde des Nachmittags. Keine Wolke verbrämt das blendende, glühende Blau. Die Nacht wird brütend sein. Wir werden im Garten des Springbrunnens sitzen. Wir hängen Lampions in die Kirschbäume. Die Grillen jubilieren tausendfach. Der Mond schwimmt wie eine japanische Feuerkugel durch den Bau der Nacht.

Eine Uhr schlägt, eine zweite, eine dritte irgendeine späte Stunde. Die Flügel der Nacht rauschen über die Wälder, die in schwarzen Strichen sich vom blaugrünen Himmel abheben.

Nun ist die Nacht von Franken süß. Betörend. Schön für Blut und Seele. Fromm und groß. Wer du auch seist, Fürstin der Gärten — Bauernmädchen oder Edelfräulein — steige heraus! Ein zarter Wind kommt, das Mondlicht überwächst die Welt, im Strahl des Brunnens steigt und fällt sein Gold ...

Wir wollen träumen ...

Sage den Vers eines Dichters:

... „Oh hier zu sinnen in der alten Nacht, oh hier zu sein mit ihr, dem Reh, der Taube, unterm goldnen Hut der Sternsaat und Unendlichkeit,

Oh hier zu gehn allein ins Tor der Sommertage, elastisch, fröhlich und nichts zu wissen von Städten, Frauen, Feuern, Märschen, Gelächter, grell blendenden und roten Lampenbogen!" ...

Ja, nichts zu wissen von Städten: welche betäubende Freiheit. Ewiges Land, ewiger Fluß, grüngurgelnd durch das Tal voll Obst, Wein, Gärten, Heiligenbildern, Mühlen und Lindenbäumen!

Franken ist schön. Samt ist seine Nacht, feurig sein Mittag, Traum sein Abend ...

Anton Schnack

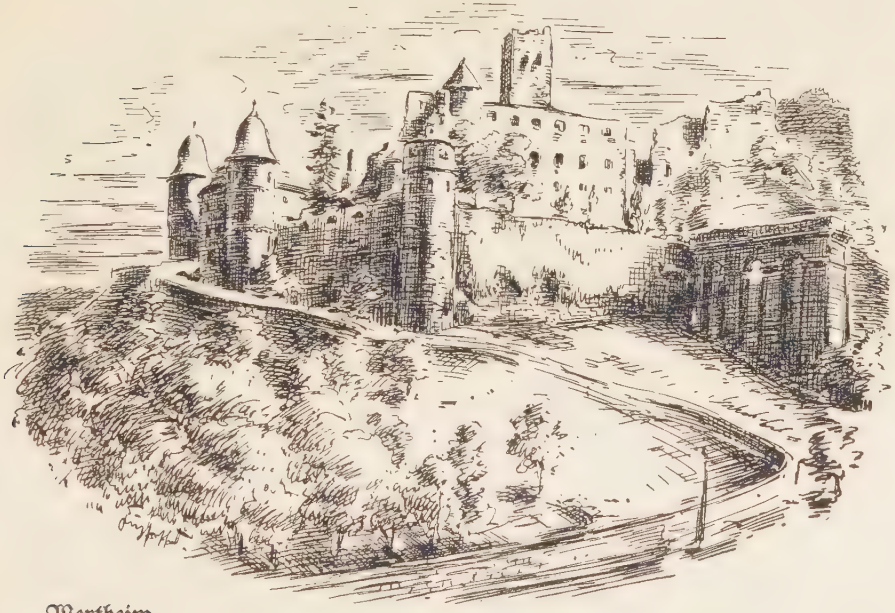
Alt-Wertheim

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat einer der deutschesten Künstler, Ludwig Richter, das schöne Frankenland durchwandert und gezeichnet. 30 von diesen Zeichnungen wurden in Stahl gestochen als Schmuck für ein heute schon recht selten gewordenes Buch: „Das malerische und romantische Deutschland. Zweiter Band, Franken." Eines der schönsten Bilder dieses Buches gibt die Ansicht der Stadt Wertheim von der Tauber aus. Wie wenig hat sich von damals bis heute an diesem Bilde geändert! Wir nähern uns vom Bahnhof her dem Tauberufer und blicken hinüber zum Spitzen Turm auf der sogenannten „Mainspitze", an der Mündung der Tauber in den Main. Malerisch lagert sich die Stadt um den Fuß eines Hügels, der eine gewaltige Burganlage trägt. Sehr früh entstand hier an dem Einfluß der Tauber in den Main der Ort, der bereits 779 urkundlich erwähnt wird, zum Waldsassengau gehört und schon 1009 das Marktrecht von Kaiser Heinrich II. erhält. Die beherrschende Lage am Eingang ins Taubertal war wohl die Veranlassung zur Erbauung einer Burg, die im Laufe der Jahrhunderte immer weiter vergrößert und verstärkt wurde, so daß sie zuletzt für eine der größten und stärksten in Deutschland galt. Noch heute machen die Trümmer einen bedeutenden Eindruck auf den Besucher. Ein altes Grafengeschlecht nannte sich nach der Burg, 1132 werden die Grafen von Wertheim zum ersten Male erwähnt. Das Geschlecht stirbt 1556 aus, seine Erben, die Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg sind noch heute im Besitz der Ruine.

Wir schreiten über die Tauberbrücke hinein in das altertümliche Städtchen. Bald erweitert sich rechts die Straße zu einem langgestreckten Markte, der von hochgiebeligen vorgekragten Fachwerkhäusern umschlossen wird. Im Hintergrund schließt die Stadtkirche das malerische Bild. Die geringe Breite des Marktes erklärt sich dadurch, daß vor die ehemaligen Häuser der Ostseite eine zweite Reihe von Wohnhäusern vorgebaut wurde. Damit wurden die früheren Markthäuser zu Hinterhäusern degradiert. Der Grund hierfür ist in allen mittelalterlichen Städten der gleiche: Niemand wollte außerhalb der schützenden Mauern wohnen, und da kein unbebauter Raum mehr im mauerumschlossenen Gebiet vorhanden war, erlistete man sich den Bauplatz vom gemeinsamen Marktplatz. Auf ähnliche Weise mögen in vielen deutschen Städten die Anbauten an Kirchen und Rathäusern entstanden sein, die schließlich an manchen Orten dermaßen überhand nahmen, daß zuletzt der Rat der Stadt keinen gesetzlichen Zugang mehr zu seinem eigenen Rathause besaß. Rechts am Markt zwei prächtige Fachwerkbauten, durch einen Torbogen über der Einmündung einer Gasse verbunden. Im Abschluß des Marktes steht der Engelbrunnen, ein typischer Renaissance-

Brunnen von 1574; recht wohl beleibt ist das Schönheitsideal des alten Meisters schon gewesen, und Frau Venus da oben auf der Bekrönung erinnert sehr an eine dralle Bürgersfrau. Einige Schritte weiter sind wir wieder im Bereiche der hohen Kunst. Der Kirchplatz zieht sich leise hinan nach dem Schloßberge. Rechter Hand steht die gotische Stadtkirche von 1883, zur Linken die prächtige Doppelkapelle St. Killian, allerreichste Spätgotik von 1472.

Werner Köhler



Wertheim

Du jugendfrohes Aug', die Welt schau an!

Du jugendfrohes Aug', die Welt schau an!
Sie steht in Gottes Licht; hab deine Freude dran!
Doch vor Weltanschauungen nimm dich in acht,
Sie haben Zweifel in das Sein gebracht.
Der Menschen Einheit wird entzweigerissen,
Des Schauens Licht versinkt zu Finsternissen.
Ein trübes Meinen zankt, ob so es sei, ob so.
Junges Menschenkind, bleib zweifelfrei und froh!
Von Gottnatur geleitet, schau die Welt dir an,
Glaubenssicher gehst du dann die Lebensbahn. —

Hans Thoma

Um Deutschlands Schicksal

Acht kleine Bildnisse deutscher Männer

Die Geschichtsforschung will die Richtigkeit der historischen Entwicklung erkennen und rekonstruieren. Das Volksbewußtsein will die tiefere Wahrheit dessen, was war, gestalten. Neben den Forscher, der sondert und untersucht, tritt die Volksseele, die zusammenfaßt und deutet; zur Erkenntnis des Historikers fügen sich Anekdote, Legende, Sage, Mythos.

Da, wo Anekdote, Legende, Sage und Mythos aus den unbewußten Tiefen der Volksseele quellen, geheimnisvoll tote geschichtliche Geschehnisse in ihrem Wert für das nationale Selbstbewußtsein zu lebendiger Gestalt umformend, haben sie recht, überglänzen sie die historische Richtigkeit mit der Wahrheit ewiger Wirkungsfruchtbarkeit. Die aber, die von politischen Parteien, von dynastischen Absichten, von unschöpferischer Liebedienerei fabriziert werden, müssen unbarmherzig der geschichtlichen Richtigkeit geopfert werden.

Der „große" Mann ist keine Wachspuppe aus lauter Idealen. Der „große" Mann ist ein Mensch, in dessen Hirn und Herz die Kräfte des Daseins mit allen ihren Widersprüchen mächtiger gären und arbeiten als in denen des Durchschnittsmenschen. Der „große" Mann ist der Mann, dessen Egoismus sich zum Werk am Ganzen der Volksgemeinschaft und ihren sich stets schneidenden Kreisen läutert.

Nicht mit bedenklich verschönenden Farben wurden deshalb diese kleinen Bildnisse gemalt, nicht mit bunten Lappen billiger Idealisierung die oft harten Wesen und Wahrheiten dieser Geister verhängt. Ehrlich sollen diese Gesichter dareinschauen, mit allen Runzeln und Falten, die ihnen Schicksal, Irrweg und Leidenschaft neben dem Willen zum Ideal einkerbten. Wer sich selbst gestalten will am überragenden Vorbild, muß den Mut haben, dem Vorbild nackt ins Antlitz zu sehen. Alle diese Männer waren Kämpfer, und die Härten ihres Lebenskampfes kann nur der entbehren wollen, der selbst den Kampf um eine eigene Lebensgestaltung scheut.

Arminius

Das Brüderpaar Arminius und Flavus, junge Cheruskerfürsten, dienen im römischen Okkupationsheer am Rhein. Sie lernen, über Gallien hinaus, das riesige Imperium romanum kennen und machen sich mit der hochgezüchteten Zivilisation der antiken Welt vertraut. Der römische Statthalter am Rhein, Sentius Saturnius, ist ein kluger Diplomat und ein verständnisvoller Mensch. Unter Schonung der volklichen Eigenart sucht er die germanischen Stämme zwischen Rhein und Weser so weit zu romanisieren, als er es zum Zweck der Kolonisation für notwendig hält.

*

Die Wege der beiden Brüder trennen sich, als Sentius Saturnius im Jahre 7 n. Chr. Geb. durch Quinctilius Varus abgelöst wird. Varus, aus dem Orient kommend, an Knute und die Selbstherrlichkeit asiatischer Paschas gewöhnt, blind für die wesentlich schwierigeren Aufgaben hier im Norden, will die Methoden, die sich bei den Asiaten bewährt haben, auf die germanischen Stämme übertragen. Flavus, im Bann des bewunderten Imperiums, bleibt auch dem neuen Statthalter ergeben. Arminius aber befreit sich aus der Verzauberung. Er treibt immer tiefer in Feindschaft gegen Rom hinein.

*

Bei dem Versuch, Freunde und Gleichgesinnte um sich zu sammeln, hat Arminius keine leichte Arbeit. Es gibt eine ausgesprochene Römerpartei unter den germanischen Fürsten. Segestes ist einer ihrer Führer. Bis zuletzt sträubt sich diese Partei gegen den Kampf mit Rom. Sie scheut selbst davor nicht zurück, Arminius bei Varus zu denunzieren, den eigenen Mann zu verraten. Varus, gefangen von der gut gespielten Harmlosigkeit des Arminius, wird ein Opfer seiner Gutgläubigkeit. Nicht mit Unrecht datiert von jenem Verhalten des Arminius der Ruf der germanischen Treulosigkeit in der Weltgeschichte.

*

In den Wesergebirgen, in die Varus vorstößt, um nördliche Stämme für Abtrünnigkeit zu strafen, fallen die germanischen Scharen, die die Legionen als Hilfsheer begleiten, über die völlig überraschten Römer her. Die Legionen werden vernichtet, Varus stürzt sich in das Schwert, die Gefangenen werden aufs scheußlichste verstümmelt. Rom hält den Atem an. Verzweifelt schreit der Kaiser Augustus nach seinen verlorenen Legionen.

*

Der Rausch des Siegesgefühls, der die Parteien zusammenschließt, geht rasch vorüber. Die Fürsten sehen den Einfluß des Arminius stetig wachsen.

Der „Herzog", den man erwählt hatte, will nicht wieder in den Kreis der gleichberechtigten Fürsten zurücktreten. Dieser Mann will zentralisieren; die Fürsten halten zum Teil an dem alten Partikularismus fest. Arminius, der ein Königtum als Bollwerk gegen Stürme von außen erstrebt, soll an den innerpolitischen Hemmungen scheitern.

*

Der Parteienzwist spitzt sich zu, als Arminius Thusnelda, die Tochter des Segestes, entführt, da der Vater sie dem Führer der Zentralisten nicht freiwillig geben will. Es gibt ein jahrelanges Hin und Her von gegenseitigen Überfällen und Gefangennehmungen, bis Segestes schließlich Germanicus, den Nachfolger des Varus, sich zu Hilfe ruft. Germanicus hebt Thusnelda auf, aber er behandelt sie als seine Gefangene, nimmt die schöne schwangere Frau mit an den Rhein und sendet sie als Beweis seiner Tüchtigkeit nach Rom.

*

Selbst dieser Ausgang bringt Segestes und die Seinen nicht zur Einsicht. Sie unterstützen den Kampf des Arminius mit Germanicus nicht. Einmal entgeht Germanicus zwar nur mit Not dem Schicksal des Varus, aber kurz darauf wird das durch unsichere Elemente geschwächte Heer des Arminius so gut wie vernichtet. In dieser Schlacht stehen sich die Brüder Flavus und Arminius persönlich gegenüber: dort der Mann, der an das ewige römische Weltreich glaubt, hier der Mann, der ein neues Reich, ein neues Weltreich will.

*

Tiberius, der Nachfolger des Augustus, sieht ein, daß mit römischen Legionen in den sumpfigen Waldgebirgen Westdeutschlands auf die Dauer nichts zu bewirken ist. Diplomat von Geburt, hetzt er die germanischen Parteien aufeinander. Im Osten Deutschlands hat Marbod nach östlicheren Vorbildern ein Königreich gegründet und durchzentralisiert. Marbod wird von Tiberius zum Angriff gegen die auch ihn bedrohenden Zentralisierungsbestrebungen des Arminius im Westen gereizt.

*

Arminius versucht mit Marbod sich friedlich auseinanderzusetzen. Marbod wagt nicht den kühnen Schritt, sich mit ihm gegen Rom zu verbünden. So kommt es zu dem von Rom gewünschten Kampf. Wieder hat Rom Anlaß, den Atem anzuhalten. Das ältere Reich des Marbod bricht unter dem Ansturm des jüngeren und noch werdenden des Arminius zusammen. Marbod muß sich auf römisches Gebiet flüchten. Jetzt ist die Stunde des Arminius noch einmal und günstiger als je da. Er ist ein Mann von

37 Jahren, in der Fülle der Kraft, in der Fülle auch der politischen und militärischen Erfahrung. Seine Idee ist reif geworden. Nur in der Tiefe des Herzens trägt er den großen Bruch seines Lebens: die Sehnsucht nach Thusnelda und seinem in der Fremde geborenen Sohn.

*

Die Partei der Partikularisten sieht angstvoll die Situation, die durch den Sturz des Marbod entstanden ist. Kein Ausweg, oder nur der eine: Mord. Man wendet sich an den Senat, um sich sozusagen zum Giftattentat sanktionieren zu lassen. Doch es gibt in Rom noch anständige Gesinnung. Der Senat lehnt eine solche Lösung der für ihn gewiß furchtbaren Gefahr im Norden ab. Da greifen die Partikularisten zur Selbsthilfe: sie überfallen Arminius und meucheln ihn.

*

So geht der erste Einheitstraum Deutschlands in Trümmer, nicht an außenpolitischen Schwierigkeiten, sondern an unseligen innerpolitischen Parteiungen. Der Partikularismus siegt. Der Zentralist ist tot. Es gibt wieder „freie" Fürsten, die die Tradition hüten können, die lieber nach außen, als nach innen einem Werk dienen wollen.

Friedrich II.

Ein Kronprinz seufzt unter der Zuchtrute eines Vaters, dessen oberster Grundsatz „Gehorchen!" ist. Friedrich Wilhelm I. ist ein Rohling, seine Politik hat den Horizont eines Kleinbürgers, seine Soldaten sind ihm der Mittelpunkt des Staates, für sie, die er nebenbei kujoniert, tut er alles, beugt er Menschenrecht und Menschengesetz. Sein Sohn ist ihm verhaßt. Der liebt die Musik, die Literatur, die schönen Künste. Der trägt gern seidene Kleider und hat Weibergeschichten. Der ist ein Ästhet und mit 14 Jahren dem gehaßten Vater an Welterkenntnis über.

*

Als der Heranwachsende die väterliche Knute nicht mehr aushalten zu können glaubt, faßt er den Plan, den Staat, dessen Oberhaupt er einmal werden soll, zu fliehen. Die Ausführung der Flucht mißlingt. Der Mithelfer Katte wird vor den Augen des Kronprinzen hingerichtet, der Kronprinz selbst in der Küstriner Kerkerzelle geistig zermürbt, bis er, um sein Ich zu retten, das gewünschte „pater peccavi" ausspricht.

*

In Rheinsberg, wohin er verbannt wird, beginnt er zu arbeiten, das, was er bisher als Spiel betrieb, als Ernst anzusehen. Er bildet sich bewußt zu der Aufgabe, in Kürze einen Staat lenken zu müssen. Die hohen Vor-

bilder der Geschichte entzünden seine Phantasie: er will aus Preußen, dem zwischen der Memel und dem Rhein zerfetzten Länderkomplex, einen geschlossenen Staat, eine europäische Großmacht schaffen.

*

Als Friedrich Wilhelm I., versöhnt mit dem arbeitswilligen Sohne, 1740 stirbt, schreitet der junge König zur Ausführung seiner Machtpläne. Der Neunundzwanzigjährige fällt über Österreich her, um Schlesien, das er zur Abrundung seines Staates zunächst braucht, auf Grund längst veralteter Erbansprüche an sich zu reißen. Seine diplomatischen Kniffe sind ebenso außerordentlich wie seine ersten militärischen Versuche. Europa horcht auf: das ist ein neues Instrument, das sich in das europäische Konzert einmischen will. In zwei Kriegen, bald mit dem, bald mit jenem Bundesgenossen zusammen, behauptet Friedrich, dank dem Heer und dem Staatsschatz, die sein Vater geschaffen hat, sich gegen das mächtige Österreich und erhält im Frieden von Dresden das gewünschte Schlesien.

*

Österreich verschmerzt die Niederlage nicht. Während Friedrich seinen um ein Dritteil vergrößerten Staat innerlich ausbaut, absolutistisch kommandierend wie sein Vater, nur in geistreicherer Überlegenheit, während er ein Opernhaus baut, Künstler, Dichter, Musiker, Philosophen — französische — um sich sammelt, schließt Maria Theresia das diplomatische Netz immer enger um den Emporkömmling, der eine Großmacht aus dem Nichts stampfen möchte. Österreich, Frankreich, Rußland, Sachsen, Schweden schließen sich zusammen, dem Markgrafen von Brandenburg seine Gelüste auszutreiben. Friedrich kommt dieser Entente zuvor. Im August 1756 schlägt er überraschend los, überrumpelt Dresden und das sächsische Heer und bucht einen Erfolg, bevor die Gegner aus der Verwunderung herauskommen.

*

Sieben Jahre — ihre wechselnden Erfolge sind bekannt — dauert der Kampf gegen die Übermacht. Mit genialer Zähigkeit und nicht immer gleich genialer Feldherrnkunst führt der König nach allen Seiten einen Krieg, der einzigartig in der Geschichte dasteht. Aus dem jungen, eleganten Fürsten wird ein kranker, verdreckter, großer Einsamer, verbissen in seine Idee, auf alles verzichtend, was das Leben schön, harmonisch, heiter macht. Glückliche Naturereignisse verschieben die diplomatische Konstellation schließlich, als seine Kraft so gut wie erschöpft ist, zu Gunsten Preußens. Rußland tritt auf seine Seite. Im Frieden von Hubertusburg behauptet Friedrich den im ersten Krieg eroberten Länderzuwachs.

*

Ein Greis kehrt nach Berlin und Potsdam zurück. Ein Held, über den die Welt staunt, ein Geist, der ungebrochen ist, eine Seele, die künftig erhaben über allen Wechseln des Daseins steht. Jenes Potsdamer Schlößchen wird seine neue Heimat, auf das er das Wort „Sanssouci" setzt, mit bitterem Witz durch ein Komma zwischen dem „Sans" und dem „Souci" andeutend, daß die Seite des „Sans" nur seinen Freunden gehöre. Zu Lebzeiten noch wird er Legende und Mythos.

*

Seine geistige Entwicklung, und das heißt bei Friedrich die Entwicklung seiner Staatsidee, zeigt einen tragischen Widerspruch, den er so wenig wie jemand vor ihm und nach ihm zu lösen vermochte. In der Jugend hatte der Kronprinz gegen Machiavelli einen „Antimachiavelli" geschrieben. Hier schon fällt das Wort, daß der Fürst der erste Diener seines Volkes sei, und daß er seine Untertanen nicht nur als Seinesgleichen, sondern in gewisser Beziehung als seine Herren betrachten müsse. Er fühlt sich als Funktionär einer dem Staate imanenten Macht, der Staatsnotwendigkeit. Andererseits aber lebt er in den Humanitätsidealen des 18. Jahrhunderts. So kreuzen sich in ihm zwei Staatsgedanken: der humanitäre und der Machtstaatsgedanke. Friedrich glaubt, beide zu völliger Einheit verschmelzen zu können. Daß er einsehen muß, dies sei unmöglich, daß der Machtstaatsgedanke in allen entscheidenden Fällen auch bei ihm über den humanitären Staatsgedanken siegt: das ist die innere Tragik in der philosophischen Größe seiner Herrscheraufassung.

*

Ernst und leidenschaftlich ringt dieser König um die Auflösung dieses Zwiespalts. In allen seinen Schriften spielt sich dieser Krieg — ein mehr als siebenjähriger geistiger Krieg, der mit keinem Sieg endet — bis in seine letzten Lebensjahre ab. Oft steht er an der Grenze, über die ein Schritt zur Idee der modernen Demokratie führen kann, aber die Staatsraison, sein dynastisches Verantwortungsgefühl, reißen ihn wieder zurück. Volk und Staat sind ihm Begriffe, die sich noch nicht decken, wenn er auch im Alter die Idee des „Vaterlandes" zu fühlen beginnt, ohne aber ein Verhältnis zur werdenden deutschen Kultur finden zu können.

*

Der König und der Philosoph in Friedrich gelangen nicht zur Einheit. Schon 1743 hofft er im Vorwort zur „Geschichte seiner Zeit", „daß die Nachwelt, für die ich schreibe, den Philosophen in mir vom Fürsten und den anständigen Menschen vom Politiker unterscheiden wird." Er ist sich also des Doppellebens, das er zu führen gezwungen ist, früh bewußt gewesen. Nur Schwachköpfige können ihm den Vorwurf machen, er sei nicht ehrlich gewesen.

Sein Ringen um Ehrlichkeit, um das Bewußtsein dieses — für ihn notwendigen — Doppellebens hebt seine Königsidee in erhabene Höhen, die seinen Zeitgenossen nicht zugänglich sind. Auch sie führen dieses Doppelleben, aber sie wissen es nicht, sie bemühen sich nicht, das Problem zu erkennen. Friedrich tut es. Und diese denkerische Leistung steht ebenbürtig neben seiner kriegerischen und politischen. Er war auch, bei aller zeitgenössischen Bedingtheit, ein Held des Geistes.

Friedrich Schiller

In der Glanzzeit des absoluten Fürstentums wächst in Württemberg der Sohn des Feldschers Schiller heran. Auf der herzoglichen Militärakademie, der „hohen Karlsschule" des Herzogs Karl von Württemberg, erhält Friedrich Schiller die Grundlage seines Wissens zugleich mit einem seelentiefen Abscheu vor aller Tyrannis eingeimpft. Der Herzog verbietet dem Jüngling das „Tragödienschreiben". Doch der stürmische Geist des jungen widerwilligen Mediziners läßt sich nicht zähmen. Gegen alle Subordinationen reist er nach Mannheim und läßt dort die heimlich geschriebenen „Räuber" aufführen. Das Buch trägt auf dem Titel das Motto „In tyrannos".

*

Der Herzog tobt. Ohne Sinn für die geistige Kraft, die sich in dieses unsterblich gewordenen Erstlingsdrama explodiert, versucht er mit Schikanen den jungen Untertanen zur sogenannten Raison zu bringen. Der wagt, trotz der Angst, der Herzog werde sich an seiner zurückbleibenden Familie rächen, den großen Sprung ins Freie: er flieht, mit dem Freunde Andreas Streicher, aus der Tyrannei Württembergs in die freier regierte Pfalz.

*

Nach dem ersten großen Erfolg der „Räuber" folgt der Rückschlag; sein zweites Drama, das republikanische Trauerspiel „Fiesco", will niemand spielen. Aber der junge geniale Mann hat Glück. Freunde und Freundinnen springen ein, ihm zu helfen. Auf dem Gute Bauernbach der Henriette von Wolzogen darf er die ersten Wunden der Enttäuschung heilen. Neue Pläne steigen auf, neue Arbeit beginnt. Mannheim besinnt sich und holt ihn als Dramaturgen zurück. Zwar wird der „Fiesco", zwei Jahre nach den „Räubern" nur ein Achtungserfolg, aber das dritte Drama, „Kabale und Liebe", das erste ganz geglückte deutsche bürgerliche Trauerspiel, geboren aus der Zeit des Absolutismus für eine Zeit freieren Menschentums, trägt seinen Ruhm strahlend über Deutschland.

*

Leidenschaft für eine Frau, Charlotte von Kalb, reißt ihn hin, untergräbt sein Wollen. Eine Einladung nach Sachsen vom Vater Theodor Körners entführt ihn Situationen, die durch die Bekanntschaft mit den Schwestern von Lengefeld, deren eine seine spätere Lebensgefährtin werden soll, noch problematischer werden. Mit dem Anfang des „Don Carlos" in der Tasche tritt er die Reise nach Sachsen an. Hier, in neuem Freundeskreise, reift der Geist und wendet sich der Geschichte der Philosophie zu, die künftig, hauptsächlich unter dem Einfluß Kants, eine Hauptrolle im System seiner Weltanschauung spielen wird.

*

Charlotte von Kalb ruft ihn 1787 nach Weimar, ihre Beziehungen zum Hof Anna Amalias für ihn auszunutzen. Goethe ist in Italien. Schiller tritt zunächst Herder und Wieland näher. Um sein Brot zu verdienen, arbeitet er Historisches, nicht ohne Qual und voll Sehnsucht, wieder dramatisch zu gestalten. Erneut ziehen ihn die Schwestern Lengefeld von Charlotte von Kalb ab. Er siedelt, um Rudolstadt, wo sie hausen, näher zu sein, Sommers nach dem Dörfchen Volkstedt über. Im Kreise von Frauen, die seine Unruhe zu dämpfen verstehen, wachsen neue Ideale empor. Die Antike wird auch diesem Stürmer Vorbild und beginnt, das, was deutsch und süddeutsch in ihm ist, in die Romantik einer historisierenden Weltanschauung abzuleiten.

*

Kaum schließt die Verlobung mit Charlotte von Lengefeld diese Entwicklung zu einer maßvollen Lebenshaltung, die aber immer wieder von Problemen erschüttert wird — denn dieser Schiller ist kein Popanz von einem idealen Menschen, sondern eine mit vielen Ecken und Kanten versehene Männlichkeit — äußerlich ab, als von Frankreich die Kunde der Revolution kommt. Auf große Hoffnungen folgt auch für Schiller, den die Republik Frankreich zum Ehrenbürger ernennt, die Enttäuschung. Als Professor der Geschichte an der Universität Jena, der Schiller geworden ist, beginnt er in der Konstruktion einer großartigen Geschichts- und Kunstphilosophie das endgültige Fundament seiner Lebensgestaltung zu legen.

*

Zum ersten Male versagt die immer nicht starke Lunge, wird zum dauernden Krankheitsherd, wirft Schatten über alle künftige Freude. Die Bekanntschaft mit Goethe wächst sich zu einer Kampffreundschaft aus. Die beiden Männer werden sich, ohne sich jemals völlig verstehen zu können, unentbehrlich: in einem spannungsreichen, immer fruchtbaren Verhältnis ringen die beiden Geister miteinander, schulen sich gegenseitig, treiben sich zu immer

höheren Anforderungen an sich selbst. Goethe: der Wanderer; Schiller: der Pilger; Lebenskunst und Lebenspflicht. Schöpfen aus dem vollen und Abringen und Abtrotzen: diese beiden Welten stoßen aufeinander.

*

Schwer kämpft Schiller um seine Existenz wie um seine Gesundheit. Man sagt ihn einmal tot. In Dänemark feiert man den Toten, aber als man erfährt, daß er lebt, hilft man ihm. Diese äußere Hilfe und die Anregungen vor allem, die aus dem Umgang mit Goethe sprießen, öffnen neu die Schleusen des Dichtertums in ihm. Jene großen Balladen und Gedichte, die wir alle im Gedächtnis tragen, entstehen, es entstehen, neben philosophischen und kunstphilosophischen Schriften, die Meisterdramen „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina" und schließlich „Wilhelm Tell".

*

Der Verleger Cotta ermöglicht den Kauf eines Häuschens in Weimar und damit die Übersiedlung in die Residenz. Der Verkehr mit Goethe wird noch intensiver. Mit beispielllosem Heroismus führt er den Kampf gegen die fortschreitende Krankheit. Der immer siecher werdende Körper vermag nichts gegen den Geist, der sich strahlend auf den höchsten Höhen der Menschheitsideen ergeht, vermag nichts gegen die Seele, die dem Leben das Gesetz der Schönheit aufzwingt. Auf dem weiten Umwege über die Antike wendet sich sein ästhetischer Wille am Ende seiner Kräfte wieder der Gegenwart zu. „Wilhelm Tell", wenn auch noch ein „historisches" Schauspiel, hat neue Beziehungen zum deutschen Menschen gefunden.

*

Schließlich gehorcht der Körper dem immer weiterpilgernden Willen nicht mehr. Kurz bevor Deutschland unter Napoleons Schritten zusammenbricht, verläßt dieser Geist, der durch die Schönheit zur Freiheit gelangt ist, den zermürbten Leib. Unvollendet liegt der „Demetrius" neben dem Sterbebett. Das Schicksal Deutschlands, das ihn gewiß ganz zur Gegenwart zurückgerissen hätte, erlebt er nicht mehr. So geht er dahin als einer der wenigen Großen, die, noch jenseits des Politischen, über die Zerspaltenheit von Dutzenden von Fürstentümern eine neue geistige Einheit zu spannen vermochten.

Joseph Görres

Im Rhein spiegelt sich die Jugend Joseph Görres', dessen Vater Flößer und Holzhändler in Koblenz ist. Blut des Mosellandes mischt sich mit dem italienischen Blut der Mutter. Es gibt einen Kampf. Das deutsche Blut

siegt, bis beim Alternden, wie so oft, der Erbteil der Mutter sein Anrecht geltend macht, als aus dem Politiker und Philosophen der Katholik wird.

*

Der Schüler ist begabt, aber eigensinnig. Die deutsche Grammatik, die der unlebendige Gottschedt den Schülern aufgebrummt hat, schleift der Schüler Görres hohnvoll am Fuße hinter sich her. Einen aufrührerischen Geschichtsaufsatz verbrennt ein wohlwollender Lehrer, um den Schüler vor Strafe zu schützen.

*

Als 1789 die französische Revolution die Monarchie in Frankreich wegfegt, jubelt das Herz des Dreizehnjährigen. Der Heranwachsende beginnt in den Ideen der Volksbeglückung, der Freiheit, des Menschheitsfortschritts zu atmen und zu leben. Der Student wirft sich der weltbürgerlichen Bewegung begeistert in die Arme. In der Vaterstadt, die unter französische Herrschaft kommt, wird er ihr Wortführer, hilft die Reste des alten Regimes und der Kirche stürzen, das neue Gemeinwesen und die Religion der Vernunft ausbauen. Zwei Zeitschriften „Das rote Blatt" und „Rübezahl" bewahren seine damaligen Anschauungen.

*

Er studiert, ohne Student zu sein, Medizin. Er kämpft für eine Frau, die er sich schließlich erringt. Er ist der Anwalt des Volkes in seiner Stadt, ohne ein Amt zu haben. Das Volk lohnt ihm seine freiwillige Arbeit; es sendet den Dreiundzwanzigjährigen nach Paris, die Interessen des Rheinlandes bei den Machthabern in Paris zu vertreten.

*

Wie Luther in Rom, so erlebt Görres in Paris sein großes Damaskus. Statt des Idealstaates findet er Despotismus, statt im Lichte der neuen Freiheit muß er in einem Sumpf von Korruption und Verbrechen waten. Als er 1800 nach Koblenz zurückkehrt, faßt er sein Urteil in einer Schrift zusammen. Es ist vernichtend. Er bricht mit dem Jugendtraum vom neuen Zeitalter kosmopolitischer Völkerbeglückung und wendet sich einer historisch-besonneren Auffassung des Staatslebens zu.

*

Als Gymnasiallehrer in Koblenz angestellt, arbeitet er an sich weiter, fern allem üblichen Studieren, immer bemüht um die eigene Selbstgestaltung und die Gestaltung seiner Schüler und Hörer. Naturwissenschaft und Chemie, Philosophie und Geschichte, Dichtung und Kunst: alles wächst ihm organisch zu einem Weltbilde zusammen, dem er in Aufsätzen und Vorlesungen Ausdruck verleiht. Von 1806 bis 1808 doziert er an der Universität Heidelberg.

Zusammen mit Arnim und Brentano beginnt er die Schätze der deutschen Vergangenheit zu entdecken und hilft, Deutschland das erste geschichtliche Selbstbewußtsein zu schaffen. Die Zeitgenossen, Dichter, Künstler, Philosophen, Politiker, jubeln seinen Ideen und seinem wunderbaren Deutsch zu.

*

Das Schicksal Napoleon bricht über Deutschland herein. Görres findet als einer der ersten die richtigen Worte. „Über den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt" heißt sein weithinleuchtendes Buch, das die Gewissen aufzurütteln versucht. „Was nottut vor allen Dingen ist, daß in der Nation eine feste, bestimmte öffentliche Meinung sich bildet, die entschieden und unverkennbar den eigentümlichen Charakter des Stammes ausdrücke." So wird in diesem Geiste die Idee einer modernen deutschen Presse geboren.

*

Der Idee folgt die Verwirklichung. Am 23. Januar 1814 erscheint die erste Nummer des „Rheinischen Merkur", der ersten deutschen Zeitung im heutigen Sinne. 357 Nummern dieser Zeitung nur erblicken das Licht der Welt. Der Kampf gilt erst Napoleon, dann dem kleinlichen Geist der deutschen Fürsten und Regierungen. Das Positive ist ein neuer deutscher Staatsgedanke: ein Volk, einig in seinen Stämmen, Volksrechte, verbrieft in Verfassungen.

*

Als Napoleon, von Elba entweichend, noch einmal Frankreich in seinen Bann zwingt, prägt er das Wort von der fünften Großmacht, die zu den vier früher bekämpften gekommen sei: Görres' „Rheinischer Merkur". Auch die deutschen Fürsten fürchten diese neue Großmacht. In Bayern, Württemberg und Baden wird der „Merkur" verboten. Auch Preußen droht dem Unerschrockenen, der nicht aufhört, an das gegebene Verfassungsversprechen zu mahnen. Görres läßt sich nicht einschüchtern. Da wird ihm die Zeitung untersagt; am 10. Januar 1816 erscheint die letzte Ausgabe. Im April desselben Jahres folgt ohne jegliches Verfahren die Amtsenthebung. Görres weicht nicht von seiner Haltung ab. Im Jahre 1819 nimmt er erneut in einer Schrift „Teutschland und die Revolution" öffentlich gegen die Regierung Stellung. Man will ihn verhaften. Dieser Gefahr entzieht er sich durch Flucht: in Straßburg findet er eine neue vorläufige Heimat.

*

In mehreren Büchern faßt er noch einmal seine politische Meinung zusammen. Dann aber tritt das politische Interesse in ihm hinter ein universaleres Lebensgefühl zurück. Das Blut der italienischen Vorfahren wird in

ihm lebendig. Er, der als Jüngling ein Freigeist war, der als Mann fern aller Orthodoxie in männlicher Pflichterfüllung und Selbstgestaltung seine eigene Religion gelebt hatte, wendet sich der katholischen Kirche zu. Er wird ein Kämpfer für Papsttum und alleinseligmachende Kirche.

*

1827 wird er an die Universität München berufen. Ex cathedra beginnt er von hier aus die öffentliche Meinung zu beherrschen, wird, wie er einst das Sprachrohr des werdenden Deutschlands war, das Sprachrohr der katholischen Kirche. Sein Schriftstellerkönnen tritt, wie in der berühmten Streitschrift „Athanasius", ganz in den Dienst der Abwehr und des Angriffs. Doch es bleibt ein Rest des alten Görres in ihm: hinter der konfessionellen Rechtgläubigkeit läßt er die Hoffnung auf eine Aussöhnung der Konfessionen zu einer gemeinsamen Menschheitsreligion aufklingen.

*

Im Jahre 1776, als die amerikanischen Farmer ihre Unabhängigkeit erklären, wird Görres geboren. Im Jahre 1848, als sich Deutschland zur Paulskirche rüstet, stirbt er. Er gehört zu den großen Vorbereitern eines neuen, freien Deutschlands. „Ich habe ein heiliges Amt zu verwalten, ich muß es nach meinem Gewissen führen oder völlig niederlegen": diesem Satz ist er treu geblieben. Sich für die Wahrheit im Interesse der Allgemeinheit einzusetzen: das war sein Lebenskampf. Er schuf die erste deutsche Gesinnungszeitung, er war das Gewissen seines Volkes, ein makelloser Mann, der sein Vaterland über alles liebte.

Robert Blum

Ein Elfjähriger sorgt für Mutter und Geschwister, die früh den Vater, einen Böttcher, verloren haben. Als Frankreich in Köln regiert, wächst der Knabe auf. Seine Kindheit, im Schatten des unvollendeten Doms, ist Arbeit. Ein Lehrer wird dem Knaben zum Freunde, er spürt, daß hier ein Mann voll Verantwortungsgefühl heranreift.

*

Bei allem guten Willen ist der Sinn noch nicht stetig. Handwerkerlehren befriedigen den Geist nicht, der ins Weite und Große will. Die Enge der Heimat wird gesprengt. Der Jüngling geht zunftmäßig auf die Wanderschaft und lernt die Welt kennen. In Berlin gerät er unter die Beleuchtungskünstler. Als Gehilfe des Berliner Meisters geht er, bescheiden und doch wiederum über das übliche Gesellentum hinausstrebend, in die deutsche Literatur ein. „Kurze Abhandlung über die Straßenbeleuchtung zum Ge-

brauche der städtischen Polizei- und Verwaltungsbehörden, nebst einigen Erläuterungen über das allgemeine Unternehmen der Straßenbeleuchtung" heißt das kuriose Schriftchen.

*

Die Literatur läßt den reifenden Mann nicht los. Er schreibt, Gedichte und Dramen. Die bunte Welt des Theaters packt ihn. Nach Köln heimgekehrt, wird er — um die geliebte Luft atmen zu können — Theaterdiener, dann, seinem Chef rasch unentbehrlich werdend und geistig überlegen, dessen rechte Hand. Als er nach Leipzig übersiedelt, damals im Vormärz eine der wenigen Städte, in denen freiere Geister noch atmen konnten, kann er es als Theatersekretär tun.

*

In Leipzig wächst er in die Literatur hinein, um sie zu überwinden. Er legt die eigene Produktion bald beiseite, klug genug, einzusehen, daß er kein schöpferischer Dichter sei. Das Leben selbst wird ihm Ersatz für die Bühne. Es geht heiß her. In Frankreich ist die Julirevolution verebbt. In Deutschland wetterleuchtet es. Robert Blum, fußend auf den Idealen der deutschen Klassik, führt, seine Rednergabe entdeckend, den Leipziger Schillerverein. Er wird ein politischer Mensch und wandert sogar ins Gefängnis für seine liberale Überzeugung.

*

Noch einmal wirft es ihn aus der Linie seines selbstbewußten Lebens. Der Pfarrer Ronge, der den deutschen Katholizismus vom Ultramontanentum befreien möchte, wird sein Freund. Damals träumt Robert Blum den Traum, ein zweiter Luther zu werden. Aber rasch zerfällt er mit dem Altkatholikenführer, der in kommunistische Ideen hineinsegelt.

*

Robert Blum ist Leipziger Stadtverordneter. Die politische Erregung wächst. Er muß schon nach rechts und links kämpfen. Denn links von seinem Liberalentum wächst der Sozialismus empor, der ihm Inkonsequenz vorzuwerfen beginnt. Blum wird kein Utopist. Er bleibt ein praktischer politischer Mensch, der mit Möglichkeiten zu rechnen versteht. So wird er, als ein wildgewordener Militär in Leipzig auf die Bürger schießen läßt, zum Vermittler. Ihm verdankt es die Stadt, daß nicht größeres Unheil geschieht.

*

Dann ist 1848 da. Robert Blum führt die sächsischen Liberalen. So zieht er in die Paulskirche ein, die dem neuen schwarzrotgoldenen Deutschland die Verfassung geben soll. Er wird einer der Präsidenten und führt

besonnen die Geschäfte. Er steht nicht auf dem extremen Flügel. Er will auch hier vermitteln, Altes, Gewordenes mit Neuem, Zukunftsträchtigem harmonisch verschmelzen, wenn er auch die deutsche Einheitsrepublik erstrebt.

*

Die Regierungen kümmern sich um das in sich uneinige Parlament nicht. Die Linke der Paulskirche ist in sich zersplittert. Robert Blum muß schmerzvoll erkennen, daß er zu sehr vermitteln wollte, daß er zu wenig radikal war, daß es nun, da dies erste deutsche Parlament ein Schwatzhaus ohne wirklichen Einfluß geworden ist, gelte: Alles oder Nichts. So greift er zu, als die wieder geeinigte Frankfurter Linke vier Abgeordnete nach Wien senden will, wo in der Oktoberrevolution erneut der Versuch gemacht wird, die Sache der Freiheit zu retten. Er erhält die gleiche Stimmenzahl wie sein Freund Karl Voigt. Dieser tritt von der Liste zurück, da Blum ihn bittet. Blum will fort von der Rederei, er will zu Taten kommen. Er bittet den Freund um seinen Tod.

*

In Wien wird seine erlöste Natur in das Geschehen hineingerissen. Als Hauptmann eines Elitekorps steht er, der immune Abgeordnete, auf der Barrikade. Er kämpft besonnen und mit selbstverständlicher Tapferkeit, bis der Verrat kommt, und er einsehen muß, daß dieser Kampf gegen eine Übermacht umsonst gekämpft wird.

*

Der General und Fürst Windischgrätz sucht ein sichtbares Opfer. Robert Blum wird es. Man warnt ihn. Sein Mitkämpfer und Mitabgeordneter Moritz Hartmann hört auf diese Warnung und flieht. Blum hält Flucht unter seiner Würde. Er läßt sich verhaften, in einem letzten Vertrauen, die Nationalversammlung habe wenigstens noch so viel Ansehen, ihre Abgeordneten zu schützen.

*

Auf der Brigittenau bei Wien — am 9. November 1848 — wird Robert Blum, der für die verfassungsmäßige Regierung Wiens sein Leben einsetzte, von der Militärpartei erschossen. Er legt sich selbst, auf die Bitte des exekutierenden Offiziers, die Jäger würden so sicherer zielen, die Binde um die Augen. „Ich sterbe für die Freiheit! Vaterland sei meiner eingedenk!“ sind seine letzten Worte, nachdem er Frau und Kinder seinen Freunden ans Herz gelegt hat.

*

Ein großes Rauschen der Empörung läuft durch Deutschland. Alles, was denken kann, jeder, der einmal mit diesem Manne, der aus dem Volke

kam und für das Volk lebte, zusammengetroffen ist, knirscht mit den Zähnen. Aber der Gewehrkolben ist noch mächtiger als ehrliche Überzeugung: die Herzen müssen bluten und die Hände geballt ruhen. Die Dichter aber, die Robert Blums Schicksal singen und ausdeuten, behalten recht: er ist ein Samen, der aufgehen soll. Friedrich Ebert, der Sattlerssohn, des schwarzrotgoldenen Deutschlands erster Präsident, ist ein Bruder dieses Robert Blum, dem beschert war, mehr von dem zu erfüllen, was jener gegen eine noch zu starke alte Welt nicht zu vollbringen vermochte.

Bismarck

Man darf den Durchschnittsmeinungen über Bismarck nicht trauen. Bismarck war als Genie ein Problematiker, dessen letzte Wesenheiten heute noch keineswegs erkannt oder auch nur gedeutet sind. Er besteht aus Widersprüchen und Zwiespälten, er ist auf keine primitive Formel zu bringen. Aktivität höchsten Grades mischt sich in ihm mit Weltfluchtsideen, einfachste Gottgläubigkeit mit Skepsis bis zum tragischen Zynismus, Zielklarheit mit Fatalismus, nüchternster Realismus mit oft dämonischer Phantastik, Naivität im Handeln mit einer grausigen Überbewußtheit in der Selbstkontrolle beim Handeln, Offenheit mit Verschlagenheit, Rauheit mit Güte — kurz, man kann sagen, Gott habe ihm alle Gegensätze der Lebensmöglichkeiten in seine vulkanische Lebenskraft miteingesenkt. „Faust klagt über die zwei Seelen in seiner Brust," hat er selbst einmal gesagt, „ich beherberge aber eine ganze Menge, die sich zanken. Es geht da zu wie in einer Republik. Das meiste, was sie sagen, teile ich mit. Es sind aber auch ganze Provinzen, in die ich nie einen Menschen hineinsehen lasse." Man lese keinen Historiker, der nicht wenigstens den Versuch macht, diese verschlossenen Provinzen seines Genies zu erahnen.

*

Als Bismarck, 1815 in Schönhausen geboren, in Berlin erzogen, als Student zu selbstbewußtem Leben erwacht, ist er ein Skeptiker, ja mehr: ein Nihilist. Er weiß kein Zentrum, um das er sein Dasein sinnvoll anordnen könnte. Auch als er, nach Versuchen, Beamter zu werden, sich auf sein Gut zurückzieht, kommt er zu keiner Klarheit und Ruhe. Die Melancholie, zwecklos zu sein, keinen Sinn des Lebens zu sehen, hockt sich neben seine Jahre, bis er die Dreißig überschritten hat.

*

Aus dieser verfahrenen Situation rettet ihn ein christlich-pietistischer Kreis, dem er nahe tritt. Hier lernt er das Mädchen kennen, das seine Lebensgefährtin wird: Johanne von Puttkamer. Hier findet er plötzlich

Baden-Baden — Kurhaus

den Glauben, den er gesucht hat, einen schlichten, primitiven Gottesglauben, der ihm Frieden schenkt und den er so zu handhaben weiß, daß er beispielsweise vor einem späteren Duell mit einem Geistlichen eine Gebetsstunde abhalten kann. Seine seelische Entwicklung schließt in diesen Jahren ab: er hat sich in dieser Hinsicht nicht weiter vertieft. Die Selbstgestaltung reißt hier ab: das Werk beginnt.

*

Ein Zufall, die Erkrankung eines Wahlvordermannes, führt den Zweiunddreißigjährigen 1847 in den Vereinigten Preußischen Landtag. Ein Mann, der in jeder Hinsicht Autodidakt ist, tritt in den Kreis der sogenannten Fachpolitiker. Er fällt sofort auf. Vier Jahre später wählt Friedrich Wilhelm IV. den Autodidakten zum Bundestagsgesandten für Frankfurt am Main aus. „Sie haben viel Mut," sagt der König, als der Autodidakt, der keine Diplomatie gelernt hat, zusagt, „daß Sie so ohne weiteres ein Ihnen fremdes Amt übernehmen." Darauf Bismarck: „Der Mut ist ganz auf Seiten Eurer Majestät." Im Jahre 1859 ist er Gesandter in Petersburg, 1862 vorübergehend in gleicher Eigenschaft in Paris. Im selben Jahre übernimmt er das Ministerium des Äußern in Preußen, tritt damit an die Spitze des Gesamtministeriums und regiert gegen das gehaßte Parlament ohne Budget, um die Heeresreform, die er für seine Pläne braucht, durchzuführen.

*

Diese Pläne stehen in ihm fest. Drei Monate, bevor er Minister wird, ist er in London. Dort erklärt er Disraeli, dem damaligen Führer der englischen Opposition: „Ich werde binnen kurzem genötigt sein, die Leitung der preußischen Regierung zu übernehmen. Meine erste Sorge wird sein, mit oder ohne Hilfe des Landtags die Armee zu reorganisieren. Dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Österreich den Krieg zu erklären, den Deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland unter Preußens Führung eine neue Einheit zu geben. Ich bin hierher gekommen, um dies den Ministern der Königin zu sagen." Dies Programm erfüllt er in neun Jahren: gegen Dänemark, gegen Österreich, gegen Frankreich. In neun Jahren baut er sein Werk. Was dann kommt, ist Verteidigung, ist Genuß der Macht, ist Wachsen des Diktators zum Autokraten.

*

Ungeheuer sind die Widerstände, die zu überwinden sind. Bismarck ist dogmatischer Royalist: der König ist ihm alles. Aber er muß jede Tat gegen seinen König durchsetzen. Neue Dokumente haben diesen ewigen Kampf Bismarcks gegen den König, seine Frau, seine Kamarilla, in aller Schärfe

aufgedeckt. Nur mit dem „Kabinettsrevolver" in der Hand, das heißt der Drohung, seine Entlassung zu fordern, ringt er dem König, der, wie Bismarck einmal in vertrautem Gespräch sagt, die politischen Ansichten eines Quartaners hat, die notwendigen Entschlüsse ab. Der „Heldenkaiser" ist alles andere als ein Heldenkaiser. In den größten Situationen seines Herrschertums läßt er seinen Kanzler im Stich: in Nikolsburg, als Bismarck die Demütigung Österreichs verhindert, im Spiegelsaal von Versailles, als der Kaiser den Mann, dem er alles zu verdanken hat, auf provokanteste Weise schneidet, weil er mit dem Titel „Deutscher Kaiser" nicht zufrieden ist.

* *

Der Lehnsmann in Bismarck nimmt das hin. Aber er leidet schwer darunter. In dunkeln, in dämonischen Stunden seines Daseins spült der Wunsch auf, kein Lehnsmann zu sein, einmal handeln zu können, ohne dynastische Fesseln, ohne Rücksicht auf den Willen eines andern, selbst einmal „König" zu sein. In jenen Tagen von Versailles, da Wilhelm I. in welthistorischer Kleinlichkeit an seinem großen Diener vorbeigeht, spricht er einmal zu seinen Vertrauten, als man ihn nach seinem finstern Aussehen fragt: „Ach, ich dachte wieder einmal, was ich oft schon gedacht habe: Wenn ich doch nur einmal für fünf Minuten die Gewalt hätte zu sagen: So wird es, und so wird es nicht! Daß man nicht zu beweisen und zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen! Das ging doch viel rascher bei Leuten wie Friedrich dem Großen, die selber Militärs waren und zugleich etwas vom Gange der Verwaltung verstanden und ihre eigenen Minister waren. Auch mit Napoleon. Aber hier! Dieses ewige Reden- und Bettelnmüssen. Ja, wenn man Landgraf wäre! Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht!" Er trägt die Tradition von jahrhundertelanger Vasallentreue im Blut. Er ist und bleibt der Lehnsmann, auch dem zweiten Kaiser, auch dem dritten. Bis der ihn fortschickt, um einen neuen Kurs zu beginnen.

*

Mit maßloser Erbitterung geht der Alte, nach 28jährigem Dienen, von seinem Werk in den Sachsenwald. Er, der immer ein großer Verächter war, der immer nur zu sich selbst gestanden hatte, der auch den Bruch mit den konservativen Lebensfreunden um des Werkes willen ertrug, endet in unergründlicher Bitterkeit, endet in grandioser Einsamkeit und einer Menschenverachtung, die ihm sogar den Blick für das Reale trübt, dem er alle seine Erfolge verdankt.

*

Bismarck hat die Politik als die Kunst des Möglichen bezeichnet. Er war ein Feind jeder ideologischen Politik. Er schafft ein Parlament als sein Instrument, und als es selbständig zu intonieren beginnt, möchte er es

am liebsten wieder vernichten. Er läßt keine Meinung neben sich gelten: und er hat auch, solange er selbst mit seinem Atem sein Werk zu decken vermag, immer recht. Daß dies sein Werk nach zwei Menschenaltern bereits zerfallen ist, ist nicht Schuld in historischem Sinn. Man muß die Metaphysik bemühen, man muß Gott, wenn man so sagen will, bemühen, um solche Schuld zu deuten. Bismarcks Werk dauert so wenig wie das Friedrichs II., wie das Napoleons. Die Genies sind zu ungewöhnlich, als daß sie Mitarbeiter dulden können, Männer, die ihr Werk fortführen und ausbauen können, heranzuziehen vermögen. Ihre Werke tragen den Stempel der genialen Einmaligkeit. Diese Genies zwingen mit übermenschlicher Kraft zusammen, was innerlich noch nicht reif zum Zusammenwachsen ist. Auf Friedrich folgt Jena, auf Bismarck folgt 1918. Was ein Einzelner dank seines Genies in der Spanne eines Lebens ungeheurer Anstrengung tragen konnte, muß nach Katastrophen auf die Schultern des gesamten Volkes verteilt werden. Das Bismarckische Preußendeutschland bricht zusammen, um einem weiteren Deutschland Platz zu machen, das Bismarck nie wollen konnte, da er sich stets nur als Preuße und Vasall des preußischen Königs fühlte.

Ernst Abbe

Eine Familie ist auf dem Abstieg. Das Oberhaupt, von Beruf Lehrer, verfällt dem Trunk und muß in eine Heilanstalt gebracht werden. Die Kinder steigen sozial herab, statt hinauf. Eines davon wird Arbeiter, Proletarier, der es schließlich, ohne äußerlich vorwärts zu kommen, bis zum Fabrikaufseher bringt. Das ist der Vater Ernst Abbes, der am 23. Januar 1840 in Eisenach geboren wird.

*

Über der Jugend Ernst Abbes schweben dunkle Sterne. Ein einsames Mühlengebäude vor der Stadt ist das Wohnhaus der Eltern. Hier verbirgt der Proletarier Abbe 1848 Flüchtlinge der Revolution. Hier hört der Knabe Ernst die ersten Gespräche über den Wahnsinn der dreizehn- bis fünfzehnstündigen Dauerschicht der Fabrikarbeiter. Hier wächst im Knaben die Abneigung gegen den Polizeistaat Preußen.

*

Der begabte, oft von Krämpfen geschüttelte Schüler fällt auf: er hat schon damals die Atmosphäre des ungewöhnlichen Menschen um sich, innerlich wie im Äußern, das deutlich eine komplizierte Rassenmischung — deutsches, romanisches, slawisches Blut — verrät. Die Firma, bei der der Vater arbeitet, gibt dem Knaben die Möglichkeit, die höhere Schule zu besuchen; nicht aus Ehrfurcht vor dem Wunder besonderer Begabung, sondern mit

der Absicht, sich auf billige Weise einen billigen späteren Mitarbeiter zu züchten. Der Knabe leidet trotzdem unter der sozialen Ungerechtigkeit, die ihn aus den Mitschülern und aus der Familie heraushebt.

*

Ein paar Tage vor seinem 17. Geburtstag besteht Abbe die Maturitätsprüfung an der Eisenacher Oberrealschule. Als erster in Deutschland überhaupt darf er von der ministeriellen Erlaubnis Gebrauch machen, mit diesem Zeugnis, das bisher nicht als vollwertig galt, zur Universität zu gehen, um Physik zu studieren. Mühevoll sind die ersten Jahre des Studiums, bis die Lösung von Preisaufgaben und ein Stipendium der Heimatstadt den Geldbeutel straffer machten. In Jena, wo er zuerst studiert, lernt er die mechanische Werkstätte von Carl Zeiß kennen, in der hauptsächlich für die Universität Instrumente gebaut und repariert werden, und arbeitet zum ersten Male mit der Praxis Hand in Hand, indem er einer wissenschaftlichen Erkenntnis die neue mechanische Form gibt.

*

Auf Jena folgt Göttingen. Hier promoviert er, weil Titel nun einmal zum Fortkommen nötig sind und er sich seiner Familie verpflichtet fühlt, 1861. „Mit dem Doktorschwindel bin ich endlich fertig geworden. Heute war ich zum letzten Mal beim Dekan, um den Doktoreid zu unterschreiben und ihm den Handschlag zu geben (welches letztere er indessen unter lauter Gerede rein und schön vergessen hat), und darauf habe ich dann vom Pudel 20 riesige Diplome erhalten, von denen Du eines bekommen wirst, während ich die übrigen meinem Vater übermachen werde, um damit die Hundehütte, den Abtritt usw. zu tapezieren." Auch hier in Göttingen tritt er einer mechanischen Werkstätte näher und arbeitet an der Sternwarte mit.

*

Im Frühjahr 1862 holt ihn der Physikalische Verein als Dozenten nach Frankfurt a. Main. Er hält Vorträge, sitzt im Turm der Paulskirche, in der vor kurzem das erste deutsche Parlament den geliebten großdeutschen Gedanken zu Grabe geredet hat, die Sterne zu beobachten, und verbessert die Apparate und Instrumente dieses merkwürdigen Observatoriums. Wider alles Erwarten kommt es zu keiner festen Anstellung durch den Verein — ein beinahe willkommener Anlaß, trotz allen pekuniären Schwierigkeiten, im April 1863 die Habilitation an der Universität Jena zu vollziehen.

*

Von 1863 bis 1870 hört die weitere wissenschaftliche Welt nichts von dem jungen Gelehrten. Er publiziert nicht, er ist ganz Lehrer und Forscher. Als er 1870 zum außerordentlichen Professor ernannt werden soll, muß man ihn erst reizen, eine größere schriftliche Arbeit fertigzustellen. Er lebt völlig

in der Welt seiner neuen Ideen, die über sein spezielles Wissenschaftsgebiet, die Optik, weit hinaus ins politische und soziale Leben greifen. Im Jahre 1871 heiratet er die Tochter des Jenenser Professors Snell. Sie schenkt ihm zwei Töchter, aber keinen Sohn.

*

Politisch bleibt der Mann dem Großdeutschtum und der Demokratie treu. Er ist überzeugter Pazifist. Wenn am Sedantage die Glocken klingen, um Frankreich immer wieder seine Niederlage ins Rachebewußtsein zu rufen, flieht er in die Saalewiesen hinaus, um von diesem widerpolitischen Unfug nichts zu hören. Im Zeitalter des beginnenden Imperialismus der wilhelminischen Zeit muß er so unter den Kollegen immer mehr vereinsamen, ein Mann, der seiner Zeit ein halbes Jahrhundert voraus ist.

*

Den Verlockungen, Jena mit größeren Universitätsstädten zu vertauschen, widersteht er leicht, nachdem er die Verbindung mit Carl Zeiß erneut aufgenommen hat. Seine Untersuchungen über die Unzulänglichkeit der bisherigen Mikroskopfabrikation werden von den Zünftigen zunächst hohnvoll belächelt, und als der inzwischen Direktor der Sternwarte gewordene Universitätsprofessor 1876 in einem Gesellschaftsvertrag Kompagnon des Mechanikers Carl Zeiß wird, um mit ihm zusammen die theoretischen Erkenntnisse einer neuen Optik praktisch zu verwirklichen, geht ein Sturm der Entrüstung durch den fashionablen Idealismus nicht nur der Jenenser Universitätskollegen.

*

Der Universitätsdozent, Fabrikbesitzer und baldiger Großindustrieller Ernst Abbe geht — ein moderner Michael Kohlhaas, wie sein Freund Dohrn, der Begründer der Zoologischen Station in Neapel, ihn nennt — unbeirrt um die Meinung der Menge seinen Weg. Zusammen mit Carl Zeiß und bald hinzutretenden Helfern wie Otto Schott und Siegfried Czaski wird auch die Glasindustrie auf eine neue Basis gestellt. Neben dem Zeißwerk entsteht das Glaswerk von „Schott und Genossen", unter welchen „Genossen" Zeiß und Abbe zu verstehen sind. Studienreisen ins Ausland erweitern den Gesichtskreis und dienen zur Erforschung der sozialen Zustände. Im Jahre 1886 tut Abbe den ersten Schritt zur Verwirklichung seiner sozialpolitischen Pläne: er stiftet die Sternwarte der Universität. Das Jahr darauf bringt den zweiten Schritt: in einem Testament schenkt er seinen Anteil am Zeißwerk der Hochschule. Sein Wille ist, den als notwendig erkannten Kreislauf des Kapitals privatem Mißbrauch zu entziehen.

*

Im Jahre 1891 wird, nach langem Kampf mit dem Sohne Carl Zeiß', den Abbe zum Ausscheiden zwingt, aus der Erbschaft von Todes wegen eine Schenkung des Lebenden. Abbe bleibt nur noch Sachwalter des Werks. Obgleich das Zeißwerk ganz ihm gehört, gibt er der Stiftung den Namen „Carl Zeiß-Stiftung", die mit viel größerem Rechte Ernst-Abbe-Stiftung heißen müßte, da lediglich auf ihn die Idee zurückgeht, die sozialen Schäden, die die privatwirtschaftliche Entwicklung der Industrie zu begleiten pflegen, von seinem Lebenswerk abzuwenden.

*

Diese Stiftung mit ihrer Autonomie, mit ihrer Beteiligung der Arbeiter am Gewinn, mit dem Zweck, zugleich der Wissenschaft und der Arbeitsgemeinschaft des Werks zu dienen, wird zu einem umstrittenen Experiment im deutschen Wirtschaftsleben. Alle unsachlichen Angriffe scheitern an dem unerschütterlichen Rechts- und Sittlichkeitsbewußtsein des praktischen Idealisten Abbe. Im Jahre 1901 führt er den Achtstundentag ein — auch hier wieder seiner Zeit um Jahrzehnte voraus.

*

Die Krämpfe des Knaben haben bei dem Manne schwere Schäden zurückgelassen. Nur mit größter Willensanstrengung ist er zeit seines Lebens den Anstrengungen seines wissenschaftlichen und praktischen Wirkens gewachsen. Wenn der Wille nicht mehr hilft, greift der Mann und der Alternde je länger, je mehr, zur Medizin, vor allem zu schweren Schlafmitteln. So ruiniert er sich. Er muß 1903 von seinem Posten scheiden. Ein furchtbares Schicksal überschattet seine letzten Lebensjahre: das Gehirn versagt unter dem zunehmenden Druck der Mittel. Als er 1905, kurz vor seinem 65. Geburtstag den Planeten verläßt, stirbt ein gutmütiger, hilfloser Nichtmehrdenkender.

Fritz Ebert

Der Schneidermeister Ebert in Heidelberg muß die Nadel flink fliegen lassen, um seine Familie redlich zu nähren. Die Kinder lernen früh anpacken und sich zu Arbeit und Schaffen schicken. Der Sohn Fritz, am 4. Februar 1871 geboren, zeigt sich besonders früh anstellig. Seine Lehrer können ihn rühmen, aber ein Versuch, dem Knaben den Aufstieg zu höherer Schulbildung bereiten zu helfen, scheitert am Geldbeutel des Vaters, der neben Fritz noch für fünf andere Geschwister zu sorgen hat. Da der Junge bei einem väterlichen Freund gern mit den Pferden umgeht, wird er zum Sattler bestimmt.

*

Nach altem Väterbrauch geht der Jüngling auf Wanderschaft. Auf Karlsruhe und München folgt Mannheim, und hier, in dieser mathematisch

geordneten Industriestadt, in der es keine Romantik wie im heimatlichen Heidelberg gibt, beginnt die eigentliche Lehrzeit Fritz Eberts. Er lernt die moderne Arbeiterbewegung kennen, die sich, unter dem Druck des Sozialistengesetzes, damals hauptsächlich in der Fachvereinsbewegung Ausdruck schafft. Der Achtzehnjährige stellt sich, praktisch wie er ist, gewerkschaftlich ein und bemüht sich, von dieser Seite her die Gesetze des politischen und wirtschaftlichen Lebens kennen zu lernen.

*

Seine Tätigkeit bringt ihm hier und anderswo viel Kummer ein. Er wird gemaßregelt, er wird von den Meistern entlassen, er muß von Stelle zu Stelle wandern, bis er endlich 1891 in Bremen einigermaßen zur Ruhe kommt. Bald befördert den noch Minderjährigen der Bremer Sattlerverband zu seinem Vorsitzenden. Auf diesem Posten wird Ebert praktischer Genossenschaftler. Er gründet, über den Fachverband hinaus, eine Genossenschaftsbäckerei und arbeitet bis ins kleinste darin mit. Man soll dies Bild nicht vergessen: wie der spätere erste deutsche Reichspräsident frühmorgens um fünf Uhr die Pferde des Genossenschaftsbrotwagens putzt und dann persönlich durch die Arbeiterstraßen fährt, um das Brot zu verkaufen.

*

Scheitert dies jugendfrische Experiment auch, so lernt der Organisator und Gewerkschaftler dabei viel. Er wird in die Pressekommission der „Bremer Bürgerzeitung" gewählt, leitet die Lokalredaktion und steht dabei bis tief in der Nacht in der Expedition, um die Zeitungen an die Austräger zu verteilen.

*

Nebenher läuft das Studium der sozialistischen Theorie: Lassalle, Marx, Engels und die lebenden Führer des deutschen Sozialismus, die nun, da ein neuer Kaiser zukunftsfreudig begrüßt ist, wieder öffentlich wirken können und 1890 einen bedeutsamen Wahlsieg erringen. Persönlich legt Ebert 1894 einen neuen Grundstein seines Lebens: er heiratet seine Braut Luise Rump, jene Frau, die später so würdig dem Haus des Reichspräsidenten vorstand, daß selbst die Rohesten jener Kulturträger, für die Kultur nur eine Erbangelegenheit zu sein pflegt, zu schweigen begannen. In der Brautstraße in Bremen erwirbt das junge Ehepaar eine Gastwirtschaft, die mit ihren Zimmern und Sälen rasch zum geistigen Mittelpunkt der Bremer Arbeiterschaft wird.

*

Die dankt dem jungen Führer sein rastloses Arbeiten, indem sie ihn 1900 auf den Posten eines Arbeitersekretärs beruft. Ebert gibt die Selbständigkeit, die er sich mühevoll erkämpft hat, um des Werkes willen auf und wird bezahlter Beamter. Die ganze Fülle der wirtschaftlichen und poli-

tischen Probleme kann er nun von dieser wichtigen Stelle aus beherrschen lernen. Sein Wissen und Können reift, sein Name bekommt rasch über die Stadt hinaus Glanz. Im Jahre 1905 bereits wird er in den Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands gewählt.

*

In emsigster Arbeit und politischer Fortbildung gehen die Jahre hin, bis ihn 1912 Elberfeld-Barmen in den Reichstag schickt. Seine Autorität wächst: die Partei erkennt in ihm immer mehr den künftigen Führer, der sachlich, Gegensätze ausgleichend, verhandlungsklug die Fraktion durch die mannigfachen Probleme hindurchführen kann und wählt ihn im selben Jahr, nach Bebels Tod, zum Vorsitzenden. Im Juli 1914 organisiert Ebert die großen Demonstrationen der sozialdemokratischen Partei gegen den Krieg. Doch als der Krieg für Deutschland eine Lebensnotwendigkeit wird, setzt er seine Stimme mit ruhiger Wucht für die Kriegskredite ein, in der Hoffnung, aus der neuen Situation Deutschlands werde eine weitere Demokratisierung hervorgehen.

*

Es folgen die schweren Jahre des Kriegs mit den Wirren innerhalb der Partei, mit den Kämpfen um internationales Gehör, mit den Warnungen an die Regierung, die sich vor den Generälen duckt. Als der Zusammenbruch kommt, springt Ebert wieder mit Sachlichkeit ein: der Staat, die Gesamtheit und ihr Schicksal steht ihm höher als das Parteiinteresse. Als prinzipienfester Demokrat drängt er zur Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung. Für die Idee der Demokratie schlägt er mit Noske den Spartakusaufstand nieder, der Deutschland die „Diktatur des Proletariats" bringen möchte. Am 19. August 1919 beschwört er als erster deutscher Reichspräsident die „demokratischste Verfassung der Welt".

*

Sie auszubauen, sie zu vertiefen, sie in einer Welt von Feinden und Mißgünstigen zu Ansehen zu bringen, ist sein künftiges Leben geweiht. Am 24. Oktober 1922 wird er — nach dem Provisorium — mit 314 gegen 76 Stimmen zum verfassungsmäßigen Reichspräsidenten gewählt. Selbst rechtsstehende Parteien sehen ein, daß dieser Mann aus dem Volke, der gewiß keine überragende politische Persönlichkeit historischer Ideen ist, wie kein anderer geeignet ist, den schwersten Posten, den das um sein Leben kämpfende Deutschland zu vergeben hat, auszufüllen. Seine ehrliche Arbeit, sein ehrliches Wollen, sein ehrliches Können gewinnen ihm immer mehr Achtung. Er wird zum wirklichen Repräsentanten des neuen Deutschland. Zäh und verantwortungsbewußt harrt er in allen Angriffen aus: der ruhende Pol in der Flucht der ewigwechselnden Regierungen, stets bemüht, überparteilich

zu entscheiden. Er harrt auch aus, als er, da die Neuwahl des Reichspräsidenten bevorsteht, von Radikalen rechts und links mit Dreck und Kot beworfen wird. Rechts höhnen ihn Schmarotzer des Daseins „Bierwirt" und „Sattler", links schließt ihn der kommunistisch gewordene Verband der Sattler wegen „Unwürdigkeit" aus. Es wird weh in seiner Seele, der Körper hält das ewig nagende Leid nicht mehr aus. Er möchte, von Krankheit geplagt, Feierabend machen, da er so lange gewirkt hat. Und auch diese seine letzte Sehnsucht wird noch verklärt: er möchte nach der Heimat Heidelberg und dort an der Universität sich weiterbilden und weitergestalten.

*

Bevor das Volk noch für ihn sprechen kann, greift der Tod nach ihm. Er muß sich operieren lassen. Der Körper ist nicht mehr widerstandsfähig. Am 28. Februar 1925 verläßt er diese Erde. Und nun geschieht etwas ganz Großes: der Planet hält für einen Augenblick den Atem an .... Deutschland fühlt, bis auf die, die niemals eine Leistung an sich zu ehren verstehen werden, was es an diesem Manne verloren hat, und das Ausland bestätigt es Deutschland, indem es diesem „Sattler" das Beste nachruft, was, ohne jeden diplomatischen und zeremoniellen Zwang jemals einem Politiker über das Grab nachgerufen worden ist.

*

„Die Geschichte wird, wenn man erst Distanz zu all den verworrenen Vorgängen der Gegenwart gewonnen haben wird, über ihn dies eine Urteil fällen: er war der Retter des Vaterlandes. Man wird ihn nicht in die glitzernden Genien einreihen. Aber man wird von ihm sagen, daß er sein ganzes Ich geopfert hat auf dem Altar des deutschen Volkes. Und man wird hinzufügen, daß er es nicht umsonst geopfert hat. Er war in rauschender und in ernster Zeit, in schwerster Stunde, da um Deutschlands Schicksal gewürfelt wurde, ein Deutscher, und das heißt ein Kämpfer sein. Ein Kämpfer für sein Volk, aus dessen unbekannter Tiefe er hervorgegangen ist, und ein Kämpfer für seine Nation. Ein Mann, der auf der Scheide des alten und des neuen Deutschland wirkend und strebend stand, und dem es nur zu einem Teil vergönnt war, die heranreifende bessere Zukunft seines Vaterlandes zu schauen." Diese Zeilen, die ein führender Journalist Deutschlands am Tage seines Todes über ihn niederschrieb, sind die beste Zusammenfassung, die man von Fritz Eberts Leben und Wirken geben kann.

Otto Ernst Hesse

Von der menschlichen Arbeit

Ursache, warum wir arbeiten, sind unsere Bedürfnisse. Ehe wir an irgend etwas anderes denken können, müssen wir leben. Das ist unabänderliche Notwendigkeit. Wir müssen uns ernähren und kleiden, für Wohnung und Feuerung sorgen, kurz, das Notwendige muß zuerst beschafft sein.

Was ist aber das Notwendige? Darüber gehen die Ansichten der Menschen ziemlich auseinander. Der eine hält das für notwendig, der andere jenes.

Die meisten Bedürfnisse entstehen durch das Zusammenleben der Menschen. An vieles, was man braucht, würde man gar nicht denken, wenn man es nicht bei andern sähe. Was der einzelne Mensch absolut notwendig zum Leben braucht, ist außerordentlich wenig. Aber das Beispiel der andern, die Nachahmungssucht, die Mode, sie rufen immer mehr und mehr Wünsche im Menschen wach.

Mit dem Wünschen und Begehren ist aber den Menschen nicht geholfen. Es müssen auch die Mittel da sein, um diesem beständigen Begehren zu genügen: die tausendfältigen irdischen Güter, um welche der größte Teil aller menschlichen Handlungen sich dreht. Die Schatzkammer der Welt ist mit einem sehr großen Reichtum an Gütern ausgestattet gewesen, ehe das menschliche Geschlecht sich als Gast darin niederließ.

Mit dem Wort Güter bezeichnet man im allgemeinen alles, was für den Menschen Wert hat, was seine Zwecke fördert. Nahrungsmittel, Kleider, Wohnungen, Brennstoffe, Werkzeuge, Kenntnisse, Fertigkeiten, Schönheitssinn, Tugend sind solche Güter. Die Güter in dieser allgemeinen Auffassung zerfallen daher in körperliche (materielle) und geistige. Sehr oft denkt man, wenn von Gütern gesprochen wird, nur an die materiellen.

Um Güter hervorzubringen, bedarf es einerseits der Stoffe und Kräfte der Natur, andrerseits der Arbeit des Menschen. Der Bauer streut Samen in den Schoß der Erde; die Kräfte der Natur entwickeln den Samen zur Pflanze und Frucht. Die Erde birgt in ihrem Innern Erze, Steinkohlen, Bausteine. Der Mensch holt sie hervor und verwendet sie zu seinen Zwecken.

Zum Leben gehören sogenannte Existenzmittel. Diese müssen durch Arbeit erworben werden. Die Arbeit ist daher für den Menschen eine notwendige Pflicht. Zum angenehmen eben gehören außer den Existenz-

mitteln noch gar manche Dinge, die dem Menschen ebenfalls nicht müßig zufallen. Diese will er, soweit möglich, erwerben. Daher ist die Arbeit für den Menschen eine freiwillig auferlegte Pflicht. Der Mensch, welcher regelmäßig und angestrengt arbeitet, gewinnt eine gewisse Herrschaft über sich selbst. Er ordnet sein Leben während der Zeit, die er nicht dem Schlaf und der Erholung widmet, unter die Zwecke der Arbeit, er steht im Dienste einer nützlichen und guten Idee. Denn alles, was andern oder mir wahrhaft nützen kann, ist gut. Indem man seine Kräfte nützlich betätigt, führt man ein gutes Leben. „Müßigang ist aller Laster Anfang" sagt das Sprichwort. Dasselbe zeigt, daß die Arbeit eine sittliche Pflicht ist.

Indem der Mensch durch Arbeit nützliche Dinge schafft, sei es, daß er den Acker baut oder ein Gewerbe ausübt, oder im Dienste der Erziehung, der Wissenschaft, der Kunst steht, so nützt er auch andern. Er ist an einer Aufgabe tätig, die seinen Mitmenschen, nicht nur ihm, zu gut kommt. Umgekehrt kommt das, was andere leisten, auch ihm zu gut. Sie tauschen nützliche Dinge gegenseitig aus und vereinigen sich durch gegenseitige Dienstleistungen. Sie machen das vernünftige und angenehme Zusammenleben möglich. Zu diesem Zusammenleben in der Gesellschaft, im Staat, gehört außer dem Tausch gewöhnlicher Bedürfnisgegenstände gar vieles, was wiederum nur durch Arbeit gewonnen werden kann, z. B. die Beschützung der Person und des Eigentums, die Durchführung der Gleichheit vor dem Gesetz, die öffentliche Erziehung durch Schule und Kirche, die Pflege armer Kranken und Hilflosen, die Fürsorge für gute Verbindungswege. So entsteht vor unseren Augen eine höhere, geistige Ordnung im Menschenleben, im Leben des einzelnen, wie im Leben der Gesamtheit. Die Wirkungen der Arbeit sind daher: Entwickelte Kräfte, Geistesbildung, Berufstüchtigkeit, Wohlhabenheit, sittliche Beherrschung und höherer Lebensgenuß für den einzelnen und Zivilisation für die Gesamtheit. Nur durch Arbeit ist die Erreichung des Lebenszweckes möglich. In diesem Sinn wollen wir das Wort auffassen:

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen."

Autenheimer

Freude an der Arbeit

Arbeit ist unser Teil, das heißt, sie gehört zu unserem Leben wie Essen und Trinken, sie ist ein Bestandteil nicht nur unseres äußeren Lebens, sondern unserer inneren, persönlichen Existenz. Aber, wie wir nicht leben, um zu essen, sondern essen, um zu leben, so können wir auch nicht leben, um zu arbeiten, sondern arbeiten, um zu leben: zu leben in jenem höheren Sinne, in dem es mehr bedeutet als vegetieren.

Förderturm

Arbeit ist unser Teil, denn wir bedürfen ihrer zur Beschaffung des täglichen Brotes, das erst Wert für uns gewinnt, wenn es die Frucht unserer Arbeit ist. Es ist natürlich, daß wir dem unsere Liebe schenken, woran wir Mühe gewandt, woran wir mit persönlichem Interesse gearbeitet haben. „Segen ist der Mühe Preis." Ein Mann, der es durch eigene Arbeit zu etwas gebracht hat, erzählte mir, er habe sich als ganz junger Mann mit eigenen Ersparnissen seine erste Uhr gekauft. Es war erquickend zu sehen, wie der schon grau Gewordene in der Erinnerung an diese längst vergangene Freude wieder fröhlich wurde. Jeden Augenblick habe er die Uhr aus der Westentasche gezogen, und das Bewußtsein, die Uhr selbst verdient zu haben, habe ihm damals einen höheren Wert in seinen eigenen Augen gegeben.

Heil denen, die nichts geerbt haben, denn sie müssen arbeiten! Zola erzählt in seinem Roman „Madeleine Ferrat" von jenem reichen Erblasser, der seinem einzigen Erben das Versprechen abgenommen hatte, niemals arbeiten zu wollen. Mit der ganzen grausamen Konsequenz, deren Zola fähig war, werden die leiblichen und geistigen Folgen dieses Müßigseins geschildert, die schließlich zu Wahnsinn und Selbstmord führen. Aber selbst, wenn die durch Erbschaft Reichen nicht auf jene Stufe des Blödsinns herabsinken, selbst, wenn sie auf Gebieten, die nicht eigentlich Arbeit sind, wie die verschiedenen Zweige des Sports, etwas leisten und ihr Leben „anständig" beschließen, so ist doch etwas für sie verloren gegangen, der Segen der Arbeit.

Das ist das Elend der Müßiggänger, daß sie nie gezwungen sind, ihre Kräfte mit Ernst und Nachdruck auf einen Punkt zu konzentrieren, nie dauernd eine feste Haltung einzunehmen, nie ihren Geist in harte Zucht, ihre Phantasie in Zaum und Zügel zu nehmen. Und da sie den freudigen Ernst der Arbeit nicht kennen, müssen sie ihr Leben ausfüllen mit Sport, Amüsement und anderen Nichtigkeiten, die ihnen nach nicht gar zu langer Zeit selbst zuwider sind. Weil niemals Arbeit die Kräfte ihrer Seele gespannt hat, so haben die müßigen Lebemänner, wie sie in den Weltstädten umhertrotten, die Fähigkeit zu starkem, unmittelbarem Empfinden verloren. Wer rastet, rostet.

Das Wertvolle an der Arbeit ist, daß sie den ganzen Menschen beansprucht. Sie erfordert Vorarbeit, die Erwerbung von Kenntnissen, das Erlernen von Fertigkeiten. Der Intellekt wird in Tätigkeit gesetzt und durch Tätigkeit nicht etwa verbraucht, sondern geschärft, gestählt, gestärkt. Wenn wir einen Mann sehen, der in einem Leben voll harter Arbeit sich einen raschen, sicheren Blick und den Mut zu schnellen, starken Entscheidungen erworben hat und wenn uns in solch kräftigem Handeln ein geübter Wille, eine starke Selbstzucht, eine zähe Beharrlichkeit entgegentritt —, ist es nicht, als habe der Segen der Arbeit uns angeschaut aus den ernsten, ruhigen Augen des Gesegneten?

Wir wollen die Arbeit lieb haben. Ich sah vor Jahren in einer Berliner Kunstausstellung das Bild eines englischen Malers. Es stellte einen Tischlermeister dar, einen alten Mann, der mit seinem Werkzeug hinter der Hobelbank stand und sinnenden Auges auf ein Stück Holz schaute, dem er die von ihm gedachte Form abringen wollte. Wie tief hatte der Maler die Arbeit und den Arbeiter verstanden! Die Augen jenes Alten schienen sagen zu wollen: „Und es gibt doch nichts Größeres zwischen Himmel und Erde, als daß wir mit unserer Arbeit Werte schaffen, Werte, denen wir den Stempel unseres Ich aufdrücken können, Werte, die ein Gesicht haben und die Menschen anschauen mit unseren Augen." Wer seine Arbeit lieb hatte, der mußte sich dieses Bildes freuen, und wer es nicht verstand — nun, der möge erst arbeiten lernen, möge erst einmal Werte hervorbringen, oder — es ist ihm nicht zu helfen. Wir wollen die Arbeit lieb haben, denn ernste Arbeit ist eine fröhliche Sache.

Es mag freilich schwer sein, jede Art von Arbeit fröhlich zu gestalten. In der immer wachsenden Ausdehnung der Großbetriebe, in deren mechanischem Gefüge der Einzelne oft nur ein kleines Rädchen ist, ist auch die Arbeit, die ihm zugewiesen wird, oft nur eine mechanische und darum vielfach zunächst und an und für sich eine freudlose. Wenn wir uns aber bei der Arbeit nicht mehr freuen können, so wird uns die Arbeit zu einer Gefahr. Freude, die Keim und Frucht persönlichen Lebens zugleich ist, Freude, als Einschlag in die Kette der Arbeit, führt zum Gelingen und kann auch rein mechanischer Arbeit persönliches Gepräge geben, indem sie das Werk zu dem unsrigen macht, es zu einer Stufe werden läßt, von der aus Besseres, Größeres erreicht werden kann. Die Freude an der Arbeit ist auch der stärkste Trieb zur Arbeit. Freudlose Arbeit, selbst wenn sie nicht eine rein mechanische ist, verbraucht unsere Kraft, ohne sie zu ersetzen, bringt uns nichts anderes, als ihren klingenden Lohn und bleibt stets nur eine augenblickliche Begleiterscheinung unseres Lebens, eine Last, die wir abschütteln, sowie wir genug verdient haben; sie wird nie unser Teil. Freudige Arbeit macht reich, potenziert unsere Kraft, steigert unser Können, freudlose Arbeit macht uns arm, und wenn sie uns Millionen einbringen sollte.

Hans Wegener

Werkgemeinschaft

Du, Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,
Ich schau' dein Bild, und glühend fühle ich mit dir:
Wenn du dein Sinnen um die Scholle breitest,
Schwingt deines Schaffens ganze Welt in mir.

Ich steh' in Glut und Rauch der dumpfen Schmiede
Und fühl bei Funkensprung und Hammerschlag
Gemeinsamkeit in unserem Lebensliede,
Des steten Willens großen Arbeitstag.

Seh' ich das Eisen glühend sich gestalten,
Dann fühl' ich mich als Sämann groß und stark;
Ich seh' die Pflanzen sich aus ihrem Keim entfalten
Und fühl' mein Blut in deinem Lebensmark.

Du bat'st um Tag und Sonne, Tau und Regen;
Wenn um den Samen sich die Furche schloß;
Auch ich bat Gott um seines Lichtes Segen,
Wenn Schweiß wie Tau von meiner Stirne floß.

Versenk' auch du dich in den Kern der Flamme,
Die wie ein Lied aus meiner Esse sprüht;
Sie singt, daß du und ich von einem Stamme,
Daß eine Seele unser Sein durchglüht.

Du, Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,
Gedenke mein beim Werk am grünen Hag;
Mein Hammer blüht, wenn du mein Werk begleitest,
Gemeinsam feiern wir den Erntetag.

Christoph Wieprecht

Verantwortung

Viele scheuen sie, gehen ihr aus dem Wege, sind zu träge, wähnen sich zu schwach, zu unerfahren, glauben an der Sache nicht hinauszusehen, sehen nur die Widerstände, nur das Unangenehme einer Aufgabe, wollen überhaupt lieber von andern geführt sein, andere sollen für sie denken. Weder Ehre noch Ruhm lockt sie, sie wagen nicht und gewinnen auch nicht und — verlieren auf diese Weise ihr Leben in Nichtigkeiten. Es ist, als ob keinerlei Fähigkeit zum Führer in ihrem Wesen schlummert; sie bleiben klein, teilnahmslos den wichtigsten Fragen gegenüber, vertrödeln ihre Jugend und schon zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr beginnt das Klagen und Seufzen, wenn allzu spät die Ahnung sich einstellt, was es bedeutet, als Masse gewertet und behandelt zu werden. Allzu gerne neigen sie dazu, die kleinen Schicksalstöße als besonders schwer, als ganz unausweichlich, als nur sie allein bedrückend zu betrachten.

Und doch gibt es kein Mittel, stark, gesund und mit Recht im Leben beneidet dazustehen, als zur rechten Stunde immer wieder die jeweils per-

sönlich tragbare Verantwortung frisch und fröhlich auf sich zu nehmen. Jeder wächst an körperlicher und seelischer Energie mit der Höhe seiner Verantwortung, sofern er ihr einigermaßen gewachsen erscheint.

Wohl muß von der Übernahme einer neuen Aufgabe, einer Erweiterung der persönlichen Verantwortung ein hinreichendes Abwägen über die Höhe der eigenen Kräfte, Fähigkeiten, des Willens, die zur Verfügung stehende Zeit vor sich gehen; es müssen die Menschen, die Verhältnisse und die Mittel überprüft werden und jeder einzelne Fall zeigt ein neues Bild. Wo aber die Fähigkeiten recht entwickelt sind, wo man oft genug im Leben als der für seine Aufgabe allein Verantwortliche, als der Verteidiger einer vielleicht kleinen aber wichtigen Frontstelle im Kampf um eine rechtschaffene Sache seinen Mann gestellt hat, da ist der Entschluß zu einem kräftigen, sicheren, freudigen „Ja" leicht das natürliche Ende der Überlegungen. Wäre es auch nur, um in unbekannter Gegend, gestützt auf seine Karte, den andern als Wegweiser zu dienen, oder wäre es, um als Führer eines Fahrzeuges für das Leben, für die Zeit anderer verantwortlich zu sein, die Schulung des Willens, die Summe der jederzeit verwertbaren Erfahrungen aus eigener und fremder Hand lassen die Spannung der Aufmerksamkeit nie auf einen gefährlichen Grad herabsinken.

Die schönsten Aufgaben für einen tüchtigen Menschen sind diejenigen, bei welchen es ihm vergönnt ist, auf Grund seines Könnens und seines Charakters für Viele verantwortlich eine große Aufgabe an leitender Stelle durch Jahre hindurch dem sicher gesehenen Ziele zuzuführen, alle anfallenden Schwierigkeiten rechtzeitig zu erkennen und ihrem wirklichen Werte, ihrer Dauer und ihrem Einfluß gemäß abzuwägen und niederzuringen. Vielleicht stehst Du noch in kleiner Verantwortung drin, vielleicht hast Du nur wenige Werkzeuge oder eine Maschine richtig zu bedienen, vielleicht erschöpft sich der Bereich Deiner Verantwortung in der täglichen Aufnahme eines beschränkten Wissens. Bist Du dort treu, so wird das mit einer Dir wohl noch nie bekannten Genauigkeit abgewogen und gewertet und man schätzt Dich um Deiner Treue willen. Mit solch kleinen Verantwortungen haben alle Großen einmal anfangen müssen. Stelle Dir immer wieder die gewaltige Menge von Aufgaben vor, die etwa der Leiter einer Fabrik, ein Lehrer, gar ein Oberbürgermeister oder ein Minister auf sich genommen hat und Du wirst wohl keinen finden, der, einmal verantwortlich in einen großen Kreis gesetzt, sich je wieder in die Enge einer kleinen Aufgabe zurückversetzen lassen möchte. Verantwortung tragen, treu und recht, tüchtig und bescheiden, heißt Mensch sein, heißt das Edelste und Beste aus sich herausholen und zum Heile seiner selbst wie der andern seine Fähigkeiten in einem wohl angelegten Leben in rechtschaffenen Taten auszumünzen.

Ludwig Schwenk

Selbsterkenntnis — Wert der Selbsterkenntnis

Wißt ihr wohl, Kinder, welches der dunkelste Erdteil in der Welt ist? Afrika? Nein, Afrika ist jetzt auch nach allen Richtungen von kühnen Reisenden durchforscht. Seht nur einmal eine neue Karte von Afrika an. Da ist kaum noch ein leeres Fleckchen. Überall hat man Seen, Gebirge und Flüsse eingezeichnet, man kennt die Völkerschaften — ja man plant schon den Bau einer großen Eisenbahn durch den ganzen Kontinent.

Nein, der dunkelste Erdteil ist das menschliche Herz. Es ist leichter, den Nil bis zu seiner Quelle zu verfolgen — obwohl man über tausend Jahre dazu gebraucht hat —, als einer menschlichen Tat bis in ihre geheimste Herzensquelle nachzugehen. Warum wohl? Eigentlich sollte man doch meinen, es sei umgekehrt. Denn, um die Quelle einer Tat zu erkennen, braucht man doch nur sich selbst zu fragen und hat keine Kämpfe mit wilden Stämmen zu bestehen oder mühselige Märsche durch den glühenden Sonnenbrand zu machen. Was sind denn das eigentlich für unübersteigliche Hindernisse, die sich der Erforschung des eigenen Innern gegenüberstellen? Wenn ihr z. B. einmal auf einer Unwahrheit ertappt und gefragt werdet, warum ihr sie gesagt habt— werdet ihr die richtige Quelle wissen? Und warum nicht? Ihr seht, wie wenig Kenntnis ihr noch von eurem dunklen Erdteil habt, sonst könntet ihr mir's sofort sagen. Nichtwahr, man fürchtet sich vor dem, was man bei sich selber entdeckt, man möchte keine häßlichen Eigenschaften antreffen und darum wird's nie Ernst mit der Entdeckungsreise. Selbst der kühnste Entdecker, der sich vor keinem Löwen fürchtet und vor keinem Menschenfresser, er hat eine unheimliche Angst davor, einmal bis zu den Quellen seines eigenen Tuns vorzudringen. Er möchte gerne glauben, daß er alles nur aus Liebe zur Menschheit tut und gar nicht an sich dabei denkt — wenn er aber genaue Umschau bei sich halten würde, dann könnte er vielleicht entdecken, daß die meisten seiner Taten im Gebirge der Ruhmsucht entspringen und daß viele andere ihren Quell im Dickicht der Abenteurerlust haben, und daß die echte Liebe zur Wahrheit vielleicht nur ein ganz kleines Wässerchen ist, das unterwegs in die Hauptquellen hineinrieselt und von ihnen verschlungen wird. Ist es aber nicht ganz gleich, aus welchen Quellen sein Handeln fließt? Die Hauptsache scheint doch, daß er etwas Großes und Nützliches tut. Was meint ihr dazu? Ist es nicht ganz gleich, ob eine Bahn durch Dampf oder Elektrizität getrieben wird — wenn sie nur geht? Gewiß ist es gleich, ob es Dampf oder Elektrizität ist — aber stellt euch einmal vor, es sei irgendeine andere Triebkraft, die man noch nicht in der Gewalt hat, und die unterwegs Explosionen hervorruft und den ganzen Wagen zertrümmert — ist es dann auch gleich, welche Kraft man wählt? Genau dasselbe aber ist es, wenn ein Mensch durch Ruhmsucht und Abenteurerlust

getrieben wird. Eine Strecke vielleicht verrichtet er große und nützliche Dinge. Aber man kann keinen Augenblick sicher sein, wie bald er sich selbst zerstört und alle, die sich ihm anvertrauen. Denn das Verlangen nach Ruhm und Abenteuern wächst immer wilder empor, je mehr Nahrung es bekommt und wird nur zu bald stärker als das Gewissen des Menschen und stärker als seine Wahrheitsliebe — und dann ist er verloren. Gerade darum aber ist es so ungeheuer wichtig, sich selbst zu erkennen, damit man rechtzeitig alles entdeckt, was im Herzen emporwuchern und den Menschen zum Sklaven machen will. Ihr wißt, die Giftschwämme im Walde gedeihen überall dort am besten, wo kein Sonnenlicht hinscheint. So ist's auch mit den Giftschwämmen im menschlichen Herzen. Sie gedeihen üppig dort, wo niemals das Licht der Selbsterkenntnis hineinleuchtet. Eure Eltern werden eure schlechten Neigungen erst gewahr, wenn diese meist schon so ausgewachsen sind, daß man sie kaum noch ausrotten kann — ihr allein könnt das Gewächs erkennen, wenn es seine ersten dünnen Triebe in eurem Herzen entfaltet. Erinnert euch daran, daß man manche Krebskrankheit operieren könnte, wenn man das Übel entdeckte, so lange es erst ein kleines Gewächs im Innern ist — leider aber sieht man es meist erst, wenn schon zahlreiche Gewebe vergiftet und der ganze Körper durchseucht ist.

Das größte Hindernis der Selbsterkenntnis ist eben unser Wunsch, uns selbst etwas vorzumachen und das auch noch obendrein zu glauben. Jeder Mensch möchte sich selbst achten, und darum scheut er sich, seine eigenen Schlechtigkeiten und Lächerlichkeiten mit dem rechten Namen zu nennen. „Ach, der tut ja alles nur aus Eitelkeit," so heißt's gar schnell von einem andern — aber wenn wir selbst etwas aus bloßer Eitelkeit und Lust am Ruhm und Bekanntwerden tun, so reden wir uns gern ein, wir hätten es aus lauter edlen Beweggründen getan. So wie die Pflanzen gewisse Schutzvorrichtungen erzeugen gegen Schneckenfraß und gegen Raupen, so erzeugen die Menschen Schutzgedanken, um das, was sie getan haben, vor sich selber zu beschönigen und weiß zu malen. Wenn einer vergeßlich oder ungefällig war, so heißt es: „Ich hatte keine Zeit" und das glaubt man dann sogar selbst. Wenn jemand seiner jüngeren Schwester den Geburtstagskuchen wegißt aus reiner Gefräßigkeit, so sagt er nachher: „Ich wollte verhindern, daß sie sich den Magen verdirbt."

„Hochmut kommt vor dem Fall," so sagt ein Sprichwort. Noch gewisser darf man sagen: Selbstbelügen kommt vor dem Fall. Denn wenn ein Volk oder ein einzelner sich blind macht gegen seine eigenen Fehler, dann kann man sicher sein, daß der Untergang nahe ist — genau so wie bei einem Schiffe, dessen Kapitän nicht aufs Haar genau berechnen kann, wie weit er in Wind und Wetter vom rechten Kurse abgewichen ist. Lügt er den Passagieren etwas vor, so schadet das wenigstens dem Schiffe nichts — aber wenn

er sich in seiner Kajüte auch selber noch vorgaukelt, er sei auf dem rechten Wege — dann muß man alles verloren geben. Denn der Ozean und die Winde und die Felsen lassen sich nie bestechen — sie richten sich nur nach der Wahrheit.

F. W. Foerster

Das Göttliche

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben!

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Goethe

Selbstbeherrschung

Selbstbeherrschung ist ein recht trockenes Wort. Wenn man jung ist, dann hat man dabei ein Gefühl wie ein feuriges Roß, das von einem ledernen Zügel zurückgehalten wird. Oder wie ein Mensch, der durstend vor einer sprudelnden Quelle steht und nicht trinken darf. Selbstbeherrschung — das klingt wie eine unangenehme Medizin, welche die Erwachsenen den Kindern verschreiben. Ich will euch heute einmal das Gegenteil zeigen. Oder ihr sollt es selbst finden. Selbst wenn es gar keine Erwachsenen gäbe und die Kinder allein auf einer großen Insel lebten, und weit und breit wäre kein Lehrer zu sehen — so würden sie schon nach wenigen Wochen entdecken, daß die Selbstbeherrschung eins der kostbarsten Güter des Lebens selber ist. Die Menschen können sehr gut ohne Eisenbahnen, Telephon, Gasofen und elektrisches Licht leben — aber ohne Selbstbeherrschung nicht. Ihr sollt selbst sagen, warum das so ist.

Stellt euch einmal vor, ihr wäret alle bei einem Schiffbruch verschlagen und hättet euch wie Robinson auf eine einsame Insel gerettet und müßtet euch nun zusammen eine Wohnung bauen wie die Wilden und gemeinsam für Nahrung sorgen. Glaubt ihr, zu solchem Wohnungbauen brauche man nur Holz und Steine und rüstige Arme? Nein — daß jeder sich selbst beherrschen kann, das ist wichtiger als alle diese Dinge. Warum wohl? Weil sonst schon nach einer halben Stunde alles in Zank auseinanderläuft. Für das Zusammenleben der Menschen ist Selbstbeherrschung genau so notwendig wie für die Gestirne des Himmels das strenge Gesetz ihrer Bewegung — würde am Himmel jeder Stern so wie eine Schwalbe in der Luft herumfliegen, so würde bald alles in Trümmern liegen. Die Sterne haben nur den Vorzug, daß sie ihre richtige Bahn nicht erst selbst zu suchen brauchen — während die Menschen meist erst durch viele Zusammenstöße mühsam lernen, in ihren Bewegungen darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie nicht allein in der Welt sind — und mancher, der es nicht lernen will, der wird schließlich so zerschellt durch die vielen Zusammenstöße, daß er überhaupt nicht mehr weiter kommt.

Darum sprechen wir hier über diese Sache, damit ihr die richtige Bahn findet, bevor es große Zusammenstöße gibt, bei denen man nie weiß, ob man heil wieder herauskommt.

Habt ihr schon einmal in der Naturgeschichte davon gehört, wie in der Tierwelt und in der Pflanzenwelt alle diejenigen zugrunde gehen, die nicht angepaßt sind an ihre Umgebung und ihre Nahrung und nur diejenigen übrigbleiben, die am besten mit allen nötigen Organen ausgerüstet sind? Stellt euch vor, daß der Löwe blau wäre statt gelb, so würde er in der Wüste von weither gesehen und könnte sich an kein Wild heranschleichen. Wäre die

Lerche rot, so könnte sie nicht über das Ackerfeld laufen, ohne sofort von den Raubvögeln gesehen zu werden. Sogar die Eier der Vögel sind so der Umgebung angepaßt. Oder denkt an die wunderbar scharfen Augen der Raubvögel. Ein Raubvogel mit trüben Augen würde bald verhungern. In der menschlichen Gesellschaft aber gibt es auch solche Anpassung. Was für den Löwen das Gebiß, für den Raubvogel das Auge, für den Vogel die Flügel, das ist für den Menschen die Selbstbeherrschung. Wer diese Fähigkeit nicht hat, der geht in der menschlichen Gesellschaft irgendwie zugrunde — genau so wie jemand im Wasser versinkt, der nicht schwimmen kann. Freilich ist die menschliche Gesellschaft nicht so grausam wie die Natur. Wer zu wenig Selbstbeherrschung hat, der wird nicht gleich fallen gelassen. Man sucht ihn nachträglich noch zu erziehen.

Er kommt ins Besserungshaus oder in Pension zu einem strengen Lehrer und wenn er erwachsen ist, so hat man auch noch viel Geduld mit ihm — aber rechte Achtung hat man nicht mehr vor ihm. Und schließlich hört auch die Geduld auf: Wer sich dauernd gehen läßt und sich nicht selbst in der Gewalt hat, der ist bald vereinsamt und niemand will viel mit ihm zu tun haben. Die Gesellschaft scheidet ihn aus, so wie das Blut einen Fremdkörper ausstößt, oder so wie der Gletscher die Steine an seinen beiden Seiten herauswirft. Ihr seht es ja schon in der Schule. Wer sich da keinen Zaum anlegt aus Rücksicht auf das Behagen und die Wünsche der anderen, der hat bald keine Freude mehr. Er ist schlecht ausgerüstet für das Leben, und wenn er das nicht rechtzeitig merkt und das Versäumte nachholt, dann kann man ihm ein elendes Leben prophezeien.

Ihr seht also: Für das menschliche Zusammenleben braucht man Selbstbeherrschung genau so notwendig, wie der Vogel seine Flügel für die Luft und der Schwan seine Schwimmhäute für das Wasser und der Fisch seine Kiemen. Wenn also jemand sagen wollte: Ich lege mir keine Zügel an, ich mache was ich will, so wäre das genau dasselbe, als wenn ein Adler sagen würde: „Ich kann auch ohne Flügel in der Luft schweben."

Wir wollen aber hier nicht bloß von der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen sprechen, und warum man Selbstbeherrschung braucht, um in ihr geduldet zu werden, sondern auch von einzelnen Fällen im Leben, wo man es ganz besonders bereut, wenn man sich nicht in der Gewalt hat. Ihr müßt euch dazu einmal vorstellen, wie es einem Menschen geht, der keine Gewalt über seine Muskeln hat. Ein Kind fällt ins Wasser; er möchte es retten, aber die Arme werden ihm müde, wie er nur noch zwölf Meter von dem Kind entfernt ist — er muß selbst um Hilfe rufen, während das Kind vor seinen Augen ertrinkt. Noch viel mehr Elend und Mißlingen aber widerfährt demjenigen Menschen, der nicht Kraft genug hat, seine Leidenschaften und seine schlechten Neigungen im Zaum zu halten, und Sklave jeder kleinen

Regung ist, die in ihm auftaucht. Könnt ihr mir ein Beispiel nennen? Das bekannteste Beispiel ist gewiß der Trinker, der ganz genau weiß, daß sein Weg ins Verderben führt und der doch zu schwach ist zu widerstehen. Aber wählt lieber einige Beispiele aus eurem eigenen Leben. Ihr alle wollt doch fürs Leben gern einen guten Freund oder eine Freundin gewinnen. Wie gewinnt man nun einen solchen Freund? Etwa durch ein Inserat in der Zeitung: „Gesucht wird ein Freund"? Ihr wißt: man muß eine Anziehungskraft bekommen für die andern. Wie bekommt man diese? Mancher hat sie von Natur — aber das hält nicht vor, wenn schließlich doch herauskommt, daß man ein Egoist ist. Nein — die anderen müssen das Vertrauen fassen, daß man nicht bloß an sich denkt, sondern ein Herz für die andern hat; das muß man also beweisen. Und das kann man oft an Kleinigkeiten. Wenn ich z. B. sehe, daß der andere kein Obst mit zur Schule bekommen hat und ich habe einen schönen saftigen Apfel, so kann ich ihm die Hälfte abgeben oder gar den ganzen Apfel. Da sieht der andere, daß ich ein Herz für ihn habe, und vielleicht schenkt er mir seine Gegenliebe, und aus kleinen Anfängen ersteht eine Freundschaft. Überlegt euch, wie es kam, daß ihr euch einen Kameraden zum Freund aussuchtet — es war gewiß eine Kleinigkeit, die euch an ihm gefiel. Aber wir waren beim Apfel. Leider findet sich da oft ein unübersteigliches Hindernis, weshalb man den Apfel nicht verschenken kann. Man möchte gern und doch kann man nicht. Warum nicht? Was braucht man, um den Apfel hergeben zu können? Man muß Selbstbeherrschung haben. Daß man den Apfel selber gern essen möchte, und sich nicht von ihm trennen mag: das ist das größte Hindernis der Freundschaft. Darum ist es gut, sich schon recht früh darin zu üben, einmal seinen Appetit und seine Naschhaftigkeit zu besiegen, damit man Gewalt hat über sich, wenn es einmal darauf ankommt, einen Freund zu gewinnen.

Oder ein anderer Fall. Vor zwei Jahren war in meinem Unterricht ein kleiner Franzose, der sich redliche Mühe gab, Deutsch zu sprechen, aber dabei sehr komische Fehler machte. Die anderen Kinder brachen dann immer in ein schallendes Gelächter aus, und das machte ihn so scheu, daß er gar keine Antwort mehr geben mochte. Als er einmal fehlte, sagte ich den Kindern, sie sollten sich einmal hineinversetzen, wie ihnen zumute wäre, wenn sie im fremden Lande so ausgelacht würden, sie sollten lieber alles tun, um den Kleinen zu ermutigen. Sie sahen es ein — aber das nächste Mal platzten wieder einige heraus. Es war ihnen selber furchtbar unangenehm und tat ihnen leid — aber sie konnten es nicht verkneifen. Die Lachmuskeln gehorchten dem Kommando des Herzens nicht, und so mußten die Kinder lachen, obwohl sie sich selbst darüber schämten.

Wißt ihr, wozu man vielleicht die größte Selbstbeherrschung braucht, und wo es einen am meisten reut, wenn man sich nicht in der Gewalt hat?

Wenn man jemand versprochen hat, ein Geheimnis nicht weiterzusagen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wird der Emma etwas gesagt — sie verspricht hoch und heilig, es bei sich zu bewahren — und kaum ist sie zu Hause, da sitzt sie schon mit ihrer Schwester zischelnd in einem Winkel, und man hört gerade noch: Aber daß du um Gottes willen keinem Menschen etwas weitersagst! Die Schwester aber hat es natürlich schon an demselben Abend ihrer Freundin weitererzählt und die sagte es ihrem Bruder, und der verkündet es ganz laut in seiner Klasse, und so ist es herum. Wißt ihr aber auch, daß schon manches Mädchen und mancher Knabe sich beklagt hat, sie fänden nie einen rechten Freund oder eine Freundin — und dabei haben sie keine Ahnung davon, daß nur ihre Schwatzzunge daran schuld ist. Beobachtet es nur bei euch selbst — wer einen Freund haben will, der will einen Menschen, dem er ganz und gar vertrauen kann. So sicher, wie er weiß, daß die Sonne jeden Morgen aufgeht, so sicher muß er darauf zählen können, daß der Freund schweigt, wenn er ihm etwas anvertraut hat. Beobachtet er einmal, daß der auch nur eine Kleinigkeit weitergesagt hat, so ist es wie ein Riß in seinem Herzen — er sieht: das ist kein Mensch, dem man vertrauen kann. Denn wenn er in einem Punkt keine Selbstbeherrschung hat, so wird man auch in anderen Dingen nicht auf ihn bauen können. Und wie leid tut es nachher dem, der das Geheimnis nicht bei sich behalten konnte. Aber er hatte die Kraft der Selbstbeherrschung nie geübt — da war natürlich die Lust am Klatschen stärker als die Freundestreue.

Darum ist es noch nötiger, sich im Schweigen zu üben und Kraft darin zu bekommen, als die dicksten Waden im Velofahren zu erzielen. Denn mit den Waden kann man nur einen Preis im Wettfahren gewinnen, mit der Selbstbeherrschung aber kann man Vertrauen gewinnen — und ohne das ist man ein armer einsamer Mensch!

Noch viele andere Beispiele werden euch einfallen, aus denen man sehen kann, wozu wir Selbstbeherrschung brauchen im Leben. Wir können hier nicht alle aufzählen. Selbstbeherrschung heißt im Grunde, daß der Mensch im Hause seines Körpers der alleinige Hausherr ist und nicht den Dienstboten und Hausknechten darin zu gehorchen braucht, den Lachmuskeln, den Magennerven, den Kaumuskeln, der Zunge und wie die Dinge alle heißen. Die Dienstboten und Hausknechte sollen sich vom Herrn leiten lassen, weil er die Überschau über das Ganze hat und Einnahme und Ausgabe berechnet und darüber nachdenkt, wie jede einzelne Handlung ins Ganze stimmt. Wer seinen Trieben und Leidenschaften, seinem Kitzel und seinen Launen untertan wird, der wird stets die bitterste Reue kosten, denn was diese ohne den Kopf tun, das stimmt nie zum Ganzen und wird darum immer Unordnung und Verwirrung anrichten.

F. W. Foerster

Bleib fest!

Bleib fest! Es eilt mit nichts: gut Ding
Will Weile!
Nur sei dir klar, wohin du zielst
Und wisse, ob du Wohnhaus oder Wirtshaus
Oder Kirche bauen willst!
Dann aber weg- und waggemut ans Werk
Von Berg zu Berg!

Und wenn sie kommen, und sie kommen immer
Und wissen immer besser, was du sollst,
Als je du selbst:
Baust du ein Wohnhaus, wollen sie ein Wirtshaus!
Baust du ein Wirtshaus, wollen sie eine Kirche!
Und ihre Gründe, o! sind immer gut:
Für sie ist's ein Geschäft, das du bezweckst!
Für dich ein Teil von dir!

Laß sie und lach!
Und bau und mach
Getrost, was du für gut hältst, weiter!
Nur hüte dich vor Schnörkelei'n!
Die großen Linien sind es, die entscheiden!
Die halte rein!

Mir selbst aber will ich über den Schreibtisch hängen:
Es kommt nicht darauf an, was man will ...
Es kommt nicht darauf an, was man kann ...
Es kommt darauf an, was man durchzusetzen, was man zur Tat umzuschaffen vermag! Und wie und zu welchem Ziel!
Was man will, wollen hundert andere auch!
Was man kann, können hundert andere vielleicht noch besser!
Was man möglich macht, entscheidet!
Richte dich danach! Dein Leben! deine Kunst!

Cäsar Flaischlen

Gegenseitige Hilfe

Glücklicherweise ist Konkurrenz weder im Tierreich, noch in der Menschheit die Regel: sie beschränkt sich unter Tieren auf Ausnahmezeiten. Bessere Zustände werden geschaffen durch die Überwindung der Konkurrenz, durch

gegenseitige Hilfe. In dem großen Kampf ums Dasein sucht die natürliche Auslese fortwährend ausdrücklich die Wege aus, auf denen sich die Konkurrenz möglichst vermeiden läßt. Die Ameisen vereinigen sich in Haufen, in Völkern, sie stapeln ihre Vorräte auf, sie halten sich ihr Vieh und vermeiden so die Konkurrenz, und die natürliche Auslese wählt aus der Familie der Ameisen die Arten aus, die es am besten verstehen, die Konkurrenz mit ihren unabwendbaren, verderblichen Folgen zu vermeiden. Die meisten unter unseren Vögeln wenden sich langsam nach Süden, wenn der Winter kommt, oder versammeln sich in zahllosen Gesellschaften und unternehmen lange Reisen — und vermeiden so die Konkurrenz. Viele Nagetiere fallen in Schlaf, wenn die Zeit kommt, wo die Konkurrenz eintreten würde, und wieder andere Nagetiere stapeln Nahrung für den Winter auf, und sie versammeln sich in großen Kolonien, um den nötigen Schutz zu haben, während sie an der Arbeit sind. Die Renntiere wandern, wenn die Flechten im Innern des Landes vertrocknet sind, gegen die See, die Büffel durchqueren ungeheuere Landflächen, um reichlichere Nahrung zu finden. Und wenn die Biber an einem Fluß zu zahlreich werden, teilen sie sich in zwei Parteien und gehen die Alten flußabwärts, die Jungen flußaufwärts, und vermeiden so die Konkurrenz. Und wenn die Tiere weder in Schlaf verfallen, noch auswandern, noch Vorräte sammeln, noch selbst ihre Nahrung züchten können, wie die Ameisen, dann tun sie, was die Meise tut, sie gehen zu einer neuen Art Nahrung über und vermeiden so ebenfalls die Konkurrenz. Streitet nicht! Streit und Konkurrenz ist der Art immer schädlich, und ihr habt reichlich Mittel, sie zu vermeiden! Das ist der Sinn der Natur, der nicht immer wirksam ist. Das ist die Parole, die aus dem Busch, dem Wald, dem Fluß, dem Ozean zu uns kommt.

Daher vereinigt euch, übt gegenseitig Hilfe! Das ist das sicherste Mittel, um all und jedem die größte Sicherheit, das beste Unterpfand des Lebens und des Fortschrittes, zu geben, geistig und sittlich.

Das ist es, was die Natur uns lehrt.

Peter Krapotkin

Erkenntnis

Willst du, o Herz! ein gutes Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuhn,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen!

Du frei und offen, was du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Und ruhig geh den anderen entgegen;
Kannst du dein Ich nun fest zusammenfassen,
Wird deine Kraft die fremde Kraft erregen.

Gottfried Keller

Sparsamkeit

Die Methode der Sparsamkeit ist sehr einfach. Man gebe weniger aus als man einnimmt — das ist die erste Regel. Ein Teil der Einnahmen sollte immer für die Zukunft zurückgelegt werden. Wer mehr ausgibt, als er einnimmt, ist ein Tor. Das bürgerliche Gesetz stellt den Verschwender fast einem Verrückten gleich und entzieht ihm nicht selten die Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten.

Die nächste Regel lautet: Bezahle stets bar und bleibe nie etwas schuldig! Wer Schulden macht, kann leicht betrogen oder gar selber zur Unredlichkeit verleitet werden. „Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Vermögensumstände."

Man muß sich ferner hüten, einen noch ungewissen Gewinn als sicher anzunehmen und daraufhin Ausgaben zu machen. Der erwartete Nutzen bleibt vielleicht aus, und man hat eine Schuldenlast auf sich genommen, die man so leicht nicht wieder los wird, und die einem so schwer auf dem Nacken sitzt wie der Greis im Märchen auf den Schultern Sindbads, des Seefahrers.

Auch dies ist eine Regel der Sparsamkeit, daß man über alle Einnahmen und Ausgaben gewissenhaft Buch führen muß. Ein ordentlicher Mensch weiß im voraus, wie viel er braucht, und verschafft sich beizeiten die notwendigen Mittel. Sein häusliches Budget ist geregelt, und seine Ausgaben stehen im richtigen Verhältnis zu seinen Einnahmen.

John Wesley hielt streng an dieser Methode fest. Obgleich er nur ein kleines Einkommen hatte, verwaltete er doch seine Angelegenheiten mit größter Gewissenhaftigkeit. Ein Jahr vor seinem Tode schrieb er mit zitternder Hand in sein Ausgabenbuch: „Seit mehr als sechsundachtzig Jahren habe ich pünktlich Buch geführt. Hinfort brauche ich es nicht mehr zu tun; denn ich weiß, daß ich jetzt alles sparen werde, was ich einnehme — und alles hingeben werde, was ich hingeben kann: nämlich alles, was ich habe."

Auch muß das Auge des Herrn oder der Herrin darüber wachen, daß nichts vergeudet werde — daß alles seine rechte Anwendung oder seinen rechten

Platz erhalte — und daß alles schicklich und ordentlich hergehe. Es gereicht selbst dem Höchststehenden nicht zur Unehre, wenn er sich persönlich um seine Angelegenheiten kümmert; und wo die Verhältnisse bescheiden sind, ist es durchaus notwendig, daß der Herr oder die Herrin die Führung des Geschäfts oder Hauswesens selbst in die Hand nimmt.

Die Grenzen der Sparsamkeit lassen sich schwer feststellen. Nach Bacons Ansicht sollte ein Mann, der sich mit seinem Einkommen verständig einrichten möchte, nicht mehr als die Hälfte desselben verbrauchen und das übrige sparen. Aber das ist vielleicht zuviel verlangt! Bacon selbst hat nicht nach dieser Vorschrift gehandelt. Welchen Teil seines Einkommens sollte man in Renten anlegen? Das hängt von den Umständen ab: in der Provinz etwa ein Zehntel, in London ein Sechstel! Es ist in jedem Fall besser, zu viel zu sparen als zu viel auszugeben. Der erste Fehler läßt sich leicht gutmachen, der zweite ist schwer zu verbessern. Besonders wer eine große Familie hat, müßte sich bemühen, möglichst viel Geld zurückzulegen, um ein Kapital zu sammeln.

Die Sparsamkeit ist für den mäßig begüterten ebenso notwendig wie für den verhältnismäßig Armen. Ein Verschwender kann nicht großmütig sein. Er ist außerstande, an den Wohltätigkeitsbestrebungen der Welt teilzunehmen. Da er alles ausgibt, was er verdient, vermag er keinem zu helfen. Er kann seinen Kindern weder eine angemessene Erziehung geben, noch ihnen zu ihrem Fortkommen behilflich sein. An Bacon können wir sehen, daß selbst die erhabensten Geister die Gebote der Sparsamkeit nicht ungestraft vergessen dürfen; aber anderseits werden wir täglich durch tausend Beispiele darüber belehrt, daß schon die bescheidensten geistigen Fähigkeiten es einem Menschen möglich machen, jene Tugend mit Erfolg auszuüben.

S. Smiles

Der Schatzgräber

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.

Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten:
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze:
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

J. W. Goethe

Geiz und Verschwendung

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Übels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht, diesen der Kummer.

Nicht selten wird ein jugendlicher Verschwender ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

Joh. Peter Hebel

Luxus und Sparsamkeit

Luxus und Sparsamkeit sind zwei Begriffe, die eigentlich die beiden Pole des wirtschaftlichen Lebens überhaupt bilden. Erzeugung und Aufspeicherung von Werten auf der einen Seite und ihr berechtigter oder wirtschaftlich und sittlich verwerflicher Gebrauch auf der andern Seite.

In der Wissenschaft hat man immer von neuem versucht, eine erschöpfende Begriffsbestimmung des Luxus zu geben. Man hat ihn bezeichnet als die, als etwas sittlich Gleichgültiges, vorgenommene unproduktive Verwendung des freien Einkommens, als einen Verbrauch, der das durch das Bedürfnis gegebene Maß von Aufwand überschreitet. Diese wissenschaftlichen Erklärungen geben aber den Begriff des Luxus im einzelnen nicht wieder, da der Luxus ein Teil des Lebensstandes eines Volkes oder einer Gesellschaftsklasse ist und der Lebensstand jedes Volkes und jeder Gesellschaftsklasse sich nach ihrem allgemeinen Kulturstande, nach klimatischen Verhältnissen, nach überlieferten Sitten und Gebräuchen richtet. Was in vergangenen Zeiten als Luxus galt, ist häufig demnächst ein allgemeines Volksbedürfnis geworden, und man behauptet mit Recht, daß es ein Zeichen wachsender Wohlhabenheit und entsprechender Hebung des Lebensstandes eines ganzen Volkes sei, wenn Bedürfnisse, die früher nur von wenigen befriedigt werden konnten, sich zu einem allgemein als berechtigt anerkannten Volksbedürfnisse auswachsen. Im gewöhnlichen Leben pflegt man vielfach auch Ausgaben anderer für Luxus zu halten, die man selbst sich nicht gewähren kann oder nicht gewähren will.

Der Begriff des Luxus ist hiernach kein unbedingter, sondern ein nach Ort, Zeit und Individuum verschiedener, wie auch die Verwandlung der

natürlichen Rohstoffe in Lebensbedürfnisse des Menschen immer umfangreicher und verwickelter geworden ist. Die Umgestaltung der wirtschaftlichen Kulturverhältnisse verschiebt eben fortwährend in allen Schichten der Gesellschaft die Grenzlinie zwischen dem unbedingt Notwendigen und dem streng genommen Entbehrlichen; in diesem Sinne hat die Wissenschaft den Luxus als einen tastenden Versuch bezeichnet, der zivilisatorischen Entwicklung auch auf dem Gebiete des Genusses einen angemessenen Ausdruck zu verleihen. Hieraus folgt, daß es volkswirtschaftlich und ethisch verkehrt wäre, in dem Luxus etwas an sich Verwerfliches zu sehen, volkswirtschaftlich schon deshalb verkehrt, weil ein Rückgang zum Naturzustand der Menschheit, wie ihn Jean Jacques Rousseau befürwortete, selbst in abgeschwächter Form bei unserer schnell wachsenden Bevölkerung und der Leistungsfähigkeit unserer Technik Millionen von Menschen die Möglichkeit der nützlichen Verwendung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte und damit ihre Existenzmöglichkeit nehmen würde. Gegenüber der Auffassung Jean Jacques Rousseaus kann man auf den sog. Luxus unserer Zeit, glaube ich, das Wort Schleiermachers anwenden, daß ein Volk oder Stand, die geschichtlich eingreifen, keine idyllischen Sitten haben dürfen.

Ein den Verhältnissen angemessener verständiger Luxus steht in keinem Gegensatze zur Sparsamkeit, vielmehr ist vorsorgende Sparsamkeit mit edlem Luxus sehr wohl vereinbar. Luxus bedeutet keineswegs immer Verschwendung. Dagegen wird es sicher ein tadelnswerter Luxus sein, wenn die Ausgaben für Kleider in einem Mißverhältnis zu den übrigen Ausgaben für notwendige Lebensbedürfnisse, für Nahrung, Wohnung usw. stehen. Wo aber dieses Mißverhältnis nicht obwaltet, muß man sich freuen, welcher gewaltige Kulturfortschritt unseres Volkes auch in der äußeren Erscheinung der minderbemittelten Volksklasse Deutschlands liegt. Wer englische und französische Fabrikstädte besucht hat, erkennt, welchen offensichtlichen Fortschritt gerade die deutsche Arbeiterbevölkerung in dieser Beziehung gemacht hat.

Es gibt auch einen verletzenden Luxus, dem man es nachfühlt, daß er nur getrieben wird, um vor anderen hervorzustechen, um andere zu übertrumpfen, einen Luxus, der dem Genießenden nur die Befriedigung der Eitelkeit bieten, aber keinen höheren Genuß gewähren kann. Es gibt auch einen Luxus, der zu seelischer und körperlicher Entartung führt; an diesen Luxus denkt wohl Paulus bei seiner Ermahnung: Römer, Kap. 13, Vers 14. Ein zu verurteilender Luxus des einzelnen ist es auch, wenn er seine Ausgaben nicht abstuft nach dem Grade ihrer inneren Notwendigkeit, wenn er einen Scheinluxus treibt, infolgedessen notwendige Ausgaben unbefriedigt bleiben müssen. Benjamin Franklin hat einmal gesagt: „Wer das Überflüssige kauft, wird sehr bald das Notwendige verkaufen müssen", und ein slavisches Sprichwort drückt diesen Gedanken drastischer aus, indem es von

einem Verschwender sagt: „Er kauft sich einen Frack und verkauft die Hosen." Einen schädlichen Luxus, der von Mangel an sittlicher Kraft und sittlichem Ernst zeugt, treibt jedenfalls der, der mehr verausgabt, als er besitzt.

Sparsamkeit in jenem Sinne ist die vernünftige normale und sittlich berechtigte Verwendung des Einkommens. Dem Luxus im schädlichen Sinne steht nicht die Sparsamkeit, sondern der Geiz gegenüber, den man mit Recht für häßlicher hält als die Verschwendung, und der, weil er Vermögensmassen wie in einer toten Hand aufspeichert, für den volkswirtschaftlichen Verkehr vielleicht schädlicher ist als die Verschwendung. Die Sparsamkeit bezeichnet man mit Recht als eine Tugend. Sparsamkeit ist ein Zeichen innerer Selbstzucht, eine tägliche Befolgung des biblischen Gebotes: „Du sollst nicht begehren"; sie macht den Menschen unabhängig und hebt seinen inneren Wert. Wir finden, daß bedeutende Männer fast stets auch die Tugend der Sparsamkeit übten, weil sie ihr Leben nicht in dem Kleingeld schädlichen Luxus verausgabten, sondern sich ernsten, ihre Zeit in Anspruch nehmenden Aufgaben widmeten. Jean Jacques Rousseau sagt: „Seiner Hände Kraft, die Verwendung seiner Zeit und seine strenge Sparsamkeit sind die Schätze des Genfers!" In der Sparsamkeit spricht sich auch der wahre Familiensinn aus, der Wunsch, den Lebensstand der Familie auch in kommenden Geschlechtern zu erhalten. Familien, die ohne rechtlich zwingende Form ihr väterliches Erbe im Laufe der Jahrhunderte erhalten, werden stets eine lange Reihe tüchtiger, verläßlicher Männer aufweisen. Der unangenehmste gesellschaftliche Typus ist jedenfalls der geizige Verschwender, d. h. jener Charakter, der zu seinem Wohlbefinden Luxus treibt, aber seinen Mitmenschen, der Allgemeinheit gegenüber, der Mann mit den ewig zugeknöpften Taschen ist.

A. v. Posadowsky-Wehner

Gesundheit und Mäßigkeit

Nur andeuten will ich, daß der Alkohol Blut und Magen, Nerven und Muskeln, Lunge und Gehirn, kurz alle Funktionen des Körpers auf das Nachteiligste beeinflußt, daß Männer wie Helmholtz und Johannes Müller an ihrem eigenen Leibe konstatiert haben, daß die kleinsten Mengen alkoholischer Getränke die guten Einfälle, durch die ihre Wissenschaft so ungeheuer bereichert worden ist, verscheuchten. Jedermann weiß, daß auch ein einmaliger Alkoholrausch für Tage die Arbeitsfähigkeit mindert, daß bei fortwährendem reichlichen Alkoholgenuß Nieren und Herz, Arterien und Venen, Leber und Milz, Kehlkopf und Lunge, alle Organe des Leibes in ihrer Gesundheit gefährdet sind. Das Zentral-Nervensystem und alle Nervenstränge werden durch den Alkohol in eine Aufregung versetzt, die, zuerst

unbemerkt, uns schließlich die Zügel völlig aus der Hand reißt. In der Krankheits- und Sterblichkeits-Statistik spielt der Alkohol eine furchtbare Rolle. Irrenhäuser und Gefängnisse wissen davon zu erzählen, was der Alkohol vermag. Glückliches Familienleben und Wohlstand ist ihm zum Opfer gefallen, und manches armselige Kind, das uns aus blöden Augen anschaut und mit verkrüppelten Gliedern daherschleicht, sagt es uns, daß sein Vater ein Trinker gewesen sei.

Alles das ist bekannt, und es muß noch bekannter werden, denn auf die Dauer wird kein Volk gegen besseres Wissen an sich sündigen wollen. Aber wir dürfen nicht warten, bis die Erkenntnis der Alkoholgefahr in diejenigen Volkskreise eindringt, in denen die meisten Opfer von ihr verschlungen werden. Wir jungen Männer haben vielmehr die Aufgabe, der gewonnenen Erkenntnis praktischen Ausdruck zu geben.

Wenn wir nun wissen, daß der Alkohol den Willen lähmt, die Klarheit des Denkens trübt, das sittliche Empfinden sowie den ästhetischen Geschmack verdirbt, wenn wir wissen, daß der Alkohol der Unzucht Schlepperdienste leistet, und daß mancher zuerst seine Nüchternheit und sodann seine Unschuld verloren hat, und wenn wir hinter diesen einzelnen, immer wieder reifenden Früchten des Alkohols die große allgemeine Gefahr sehen, in die er Menschen und Völker stürzt, sollten wir dann nicht den Entschluß fassen, ihm zum mindesten die Herrschaft über uns zu entreißen?

Ich bin nicht abstinent und werde es vermutlich nie werden, denn ich gebe dem alten Spruchdichter recht: „Der Wein erfreut des Menschen Herz.“ Ich bin Student gewesen und kenne daher auch etwas von der Poesie des Trinkens. Ich denke gar nicht daran, uns alle zu Selterswasser zu verurteilen. Aber den Willen möchte ich wie ein Feuer anzünden, das von Mann zu Mann, durch alle unsere Altersgenossen hinbrennen soll, daß wir im Genuß des Alkohols seiner Herr bleiben. Ist der Wille schon so schwach, daß jede Berührung mit geistigen Getränken ein Unterliegen zur Folge hat, dann bleibt keine Wahl übrig, dann kann nur völlige Abstinenz helfen und retten. Unseren 16- und 17jährigen Burschen mag es ein Ruhm sein, möglichst viel vertragen zu können, wir reiferen jungen Männer wollen unsere Ehre vielmehr darin suchen, uns unsere Nüchternheit zu bewahren, so daß wir jederzeit die volle Verantwortung für unser Reden und Tun auf uns nehmen können, und wir wollen dabei nur nicht meinen, wir täten etwas Besonderes, sondern uns bewußt bleiben, daß wir unsere Pflicht tun, und nicht mehr.

Wenn wir Alkohol zu uns nehmen, so ist es, als ob wir eine Anleihe machten, die wir mit Zins und Zinseszins zurückzahlen müssen. So wenig eine Anleihe unter allen Umständen verwerflich ist, so wenig soll der Alkoholgenuß auf jeden Fall verworfen werden. Unser Körper, besonders das Herz, wird durch Alkoholzufuhr in erhöhte Tätigkeit versetzt. Ich meine, wir müßten

mit unserem Körper gleichsam auf so freundschaftlichem Fuße stehen, daß wir (nicht erst an der Benommenheit des Kopfes) merken, wieviel dieser vermehrten Arbeit wir ihm zutrauen dürfen. Da uns nichts von den Schulden, die wir beim Alkohol machen, geschenkt wird, so ist es Pflicht der Selbsterhaltung, daß wir die Zahlungsfähigkeit unseres Körpers nicht überschätzen. Der Lohn kann nicht ausbleiben. Ein gesunder Magen, der uns die Stimmung nicht verdirbt, und gesunde Nerven, die wir wie Zügel zur Hand nehmen, um unseren Leib nach unserem Willen zu dirigieren, ein klarer Kopf und ein starkes fröhliches Herz, das ist der Preis einer nüchternen Jugend. Ich kenne viele, die in ihrer Jugend nicht von Bacchus und darum auch nicht von der Venus überwältigt wurden, und nie bin ich fröhlicher gewesen, nie übermütiger, nie mutwilliger als in ihrem Kreise. Bis an mein Ende werde ich ihnen danken, daß sie mir halfen, Kraft, Reinheit und Jugend zu bewahren.

Was vom Alkohol gilt, gilt mutatis mutandis auch vom Tabak, zumal Alkohol- und Tabakgenuß fast immer miteinander verbunden sind. Es braucht nicht immer erst bis zur Nikotinvergiftung zu kommen, bis die Schädlichkeit übermäßigen Rauchens sich bemerkbar macht. Der Schaden des Nikotins, der uns hier am meisten interessiert, ist der, daß er die Sinnlichkeit anregt. Wenn ich das weiß, wenn unterrichtete Ärzte mich dessen versichern, ich müßte ja ein Tor sein, wenn ich diese Warnung mir nicht zunutze machen wollte.

Wie die Geschlechtskraft gleichsam die Kulmination aller leiblichen Kräfte ist, wie sie durch alle Adern, Nerven und Gefäße unseres Leibes verteilt ist, so muß jede unnatürliche Stoffzuführung auf sie einwirken, den Trieb beruhigen oder beunruhigen. Alle Unnatur, alles Unmaß ist unrein. Darum, wenn wir dem Rufe folgen: „Kehrt zur Natur zurück", wollen wir anfangen beim Essen und Trinken. Und es ist eine anerkannte Tatsache, daß die Menschen im allgemeinen viel zu viel essen, daß mehr an Überladung des Magens zugrunde gehen als am Hunger.

Hans Wegener

Gewohnheiten — Reinlichkeit

Sagt einmal, Kinder, möchtet ihr wohl beim Tode eines geliebten Freundes in einem bunten Kleide und mit einem Kranz auf dem Haupte herumgehen — oder möchtet ihr an einem Weihnachtstage ein schwarzes Trauerkleid mit einem schwarzen Schleier anlegen? Warum nicht? Nicht wahr, man möchte immer gern in seinem Äußeren auch das ausdrücken, was man in seinem Herzen fühlt. Der Anzug soll sozusagen ein Zeichen sein, ein Bild von dem Zustand des Herzens. Auch sollen die Leute sehen, wie

man gestimmt ist, damit sie nicht Späße mit uns machen, wenn uns ein schwerer Trauerfall betroffen hat. Ich erinnere mich wenigstens aus meiner Schulzeit, daß diejenigen, die in Trauer erschienen, von den anderen nicht gehänselt, sondern mit einem gewissen scheuen Ernst behandelt wurden. Und wie schön ist es auf der andern Seite, wenn auch die Freude in der Kleidung verkündigt wird. Da nehmen auch die andern teil an der seligen Stimmung. Wenn so ein Haufen Kinder in weißen Kleidern und bunten Hüten einen Ausflug macht und singt und jubelt, da bleiben die Alten stehen und sagen mit Heimweh im Gesicht: „Ach ja, die Jugend —" und die Zeit wird ihnen lebendig, wo auch sie einst so hinauszogen — und noch lange sehen sie den Kindern nach. Ja — die Jugend!

Ich finde überhaupt diejenigen Menschen am glücklichsten, welche die Gabe haben, alles, was ihr Herz bewegt, auch äußerlich auszudrücken — z. B. ein Maler, der seine schönsten Stimmungen und Träume in der Farbe gestalten kann, oder ein Bildhauer, der seine Seele durch den Marmor reden läßt, oder der Musiker, der seinen Gefühlen in wunderbaren Tönen Ausdruck verleiht. Glücklich darum, wer auch nur ein wenig musizieren oder singen kann — glücklich der ärmste Dorfspieler, der abends auf seiner Ziehharmonika spielt, was ihm die Stimmung eingibt.

Im Mittelalter wurde einmal ein englischer Edelmann auf Lebenszeit vom König ins Gefängnis geworfen. Zuerst war er ganz verzweifelt und tobte in seiner Zelle wie wahnsinnig — dann aber kam stille Ergebung und Geduld über ihn und man fand ihn oft in tiefem Gebet mit gefalteten Händen. Da kam eine Sehnsucht über ihn, seine fromme Stimmung irgendwie auszudrücken — er erflehte einen Meißel von seinem Kerkermeister und meißelte monatelang das Bild des Gekreuzigten in die Gefängnismauer, bis es eines Tages so rührend und so voll erhabener Geduld auf den Gefangenen herabschaute, daß er meinte, es sei ein Wunder geschehen und die Gestalt habe Leben angenommen. Aber es war nichts geschehen, als daß sein eigenes tiefes Gefühl Gestalt angenommen hatte in dem kalten, grauen Stein — und das machte ihn so selig.

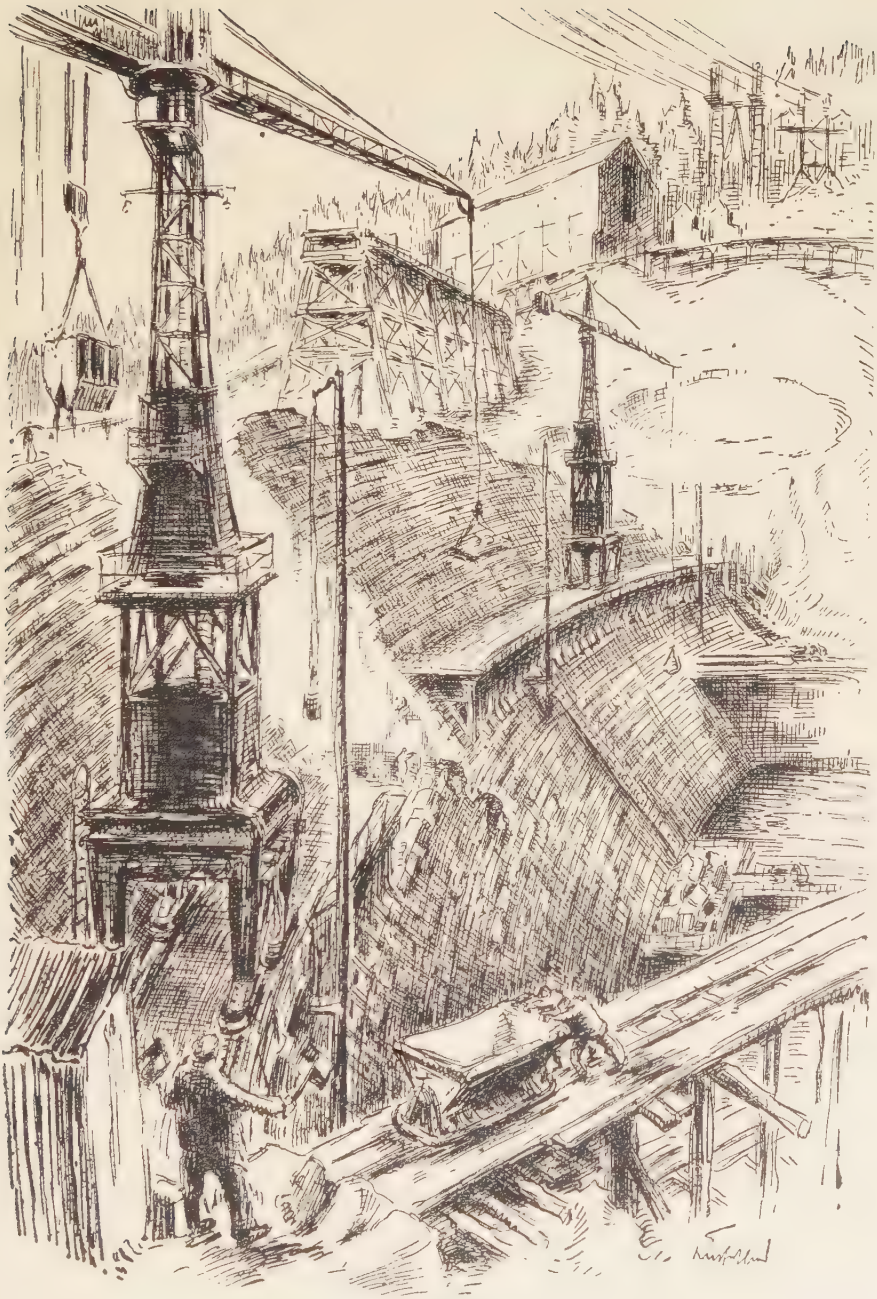
Nun gibt es aber noch andere Mittel, sich auszudrücken, als Sprechen, Malen, Singen, Musizieren und die Farbe der Kleidung. Man kann sich auch in seinen Gewohnheiten ausdrücken. Es gibt z. B. Menschen, die den Wunsch größter Demut haben, und diese werden versuchen, das allmählich in allen ihren täglichen Gewohnheiten, ihrem Gruß, ihren Antworten, ihrer Haltung zum Ausdruck zu bringen — bis endlich ihr ganzes Wesen Demut atmet — so wie es dem Künstler endlich nach vielen Meißelschlägen gelingt, sein Bild so zu gestalten, daß sein Gedanke darin ganz und gar verkörpert ist. Nun sagt einmal, wie würdet ihr den Wunsch nach Reinheit auszudrücken suchen? Es gibt wohl keinen Menschen auf der Welt, sei er noch so verwildert,

der nicht einmal ganz in der Tiefe diesen Wunsch gehabt hat — den Wunsch, rein zu sein. Vielleicht weiß man selber gar nicht bestimmt, was man eigentlich damit meint — aber es ist so ein Sehnen, frei zu sein von allen Flecken, schneeweiß im Herzen, unberührt von allem, was schmutzig ist in Worten und Gebärden und Gedanken. Wie wird man das nun in seinem Wesen ausdrücken? Durch schmutzige Hände, ungekämmte Haare und Flecke auf dem Anzug oder dadurch, daß man recht viel schmutzige Worte gebraucht? Ich denke das Gegenteil. Wer nicht aus natürlicher Angewohnheit reinlich ist, der sollte es sein, um das Verlangen seines Herzens nach fleckenloser Reinheit recht künstlerisch auszudrücken. Seine ganze Erscheinung kann ein Mittel für ihn werden, das zu verkörpern, genau so wie der Stein dem Bildhauer als Mittel dient. Ich meine nicht, daß man deshalb kostbare Kleider zu tragen braucht. Aber der ärmste Mensch findet Wasser zum Waschen und zum Reinigen seines Anzuges. Es kommt nur darauf an, daß man den rechten Willen hat und die Sehnsucht, etwas Höheres auszudrücken durch seine Gewohnheiten — ein Künstler der Reinheit zu sein.

Wer einmal damit angefangen hat und wachsam geworden ist, auf jeden Staub und jeden Fleck an Gesicht, Händen und Anzug — der wird zu seiner Freude noch eine wichtige Entdeckung machen. Wie nämlich unsere eigene Musik beruhigend und erhebend auf unser Herz wirkt, so hat auch die Gewohnheit der Reinlichkeit einen großen Einfluß auf unser Inneres. Wir verlieben uns in die Reinheit und werden ungeduldiger nicht nur gegen die Flecke auf unserer Jacke, sondern auch gegen die Flecke auf unserem Charakter und gegen schmutzige Worte, die aus unserm Munde kommen, und schmutzige Gedanken, die sich in unserer Seele herumtreiben.

Wenn ihr darüber nachdenkt, so werdet ihr verstehen, warum die Stifter von großen Religionen so viel Gewicht legten auf regelmäßige andächtige Waschungen. Sie wußten, daß diese Gewohnheit auch nach innen wirkt, daß es eine Hilfe ist für den Menschen, eine Erinnerung daran, auch rein zu denken und zu reden.

Auf der andern Seite ist die äußere Unreinlichkeit eine große Gefahr, weil sie ansteckend wirkt nach innen. Habt ihr einmal davon gehört, daß Flecke von Vitriol so gefährlich sind, weil sie nicht nur den ganzen Anzug durchfressen, sondern sogar bis zum Menschen selber durchdringen und das Fleisch verwunden können? So gehts aber eigentlich nicht nur mit den Vitriolflecken, sondern mit allen Flecken. Sie fressen sich durch bis zum Menschen, bis in sein Innerstes. Wer tagelang mit einem großen gelben Eierflecke auf seinem Anzug herumlaufen mag, der wird auch in seinem Innern nicht so schnell mit der Seife bei der Hand sein. Er verliert den Ekel vor dem Schmutzigen. Es wird ihm leichter mit Flecken zu leben. Und wer sich vor seinen eigenen schmutzigen Händen und Nägeln nicht schämt,



Schwarzenbachtalsperre im Bau

der wird sich auch vor seinen schmutzigen Reden nicht schämen und schließlich auch schmutzige Gedanken zu seinem täglichen Umgang wählen.

Gute Menschenkenner sehen sich darum zuerst immer einen Menschen auf seine Reinlichkeit hin an, wenn sie wissen wollen, ob sie Vertrauen zu ihm fassen dürfen. Ein amerikanischer Neger, der als Kind noch Sklave war und jetzt ein hochangesehener Lehrer und Redner in Amerika ist, hat kürzlich seine Lebensgeschichte veröffentlicht: darin erzählt er, wie er als ganz armer Junge von 12 Jahren drei Tage lang zu Fuß gelaufen sei, um Aufnahme zu finden in eine große Schule für Neger. Geld hatte er keins, um die Schule zu bezahlen, aber er hoffte es durch Nebenarbeit zu verdienen. Als er die Vorsteherin um Aufnahme bat, da stellte sie ihm zuerst die Aufgabe, zwei Zimmer zu reinigen. Das tat er denn mit solcher Sorgfalt, daß kein Stäubchen mehr zu sehen war. Als sie das sah, nahm sie ihn auf. Sie hatte Vertrauen zu ihm gefaßt. Sie dachte: Macht er das so, dann wird es wohl auch in seinem sonstigen Wesen ordentlich und reinlich aussehen. Er wird es zu etwas bringen. In demselben Buch erzählt er auch, das erste und wichtigste, um die Schwarzen zu Menschen zu erziehen und zu bilden, sei, daß man ihnen den Gebrauch der Zahnbürste beibringe. Das sei wichtiger als Lesen lehren. Denn solange sie nicht gründlich Reinlichkeit lernen, ist ihr Lesen auch unreinlich und unordentlich. Die Zahnbürste gibt ihnen überhaupt erst den Halt. Haben sie das Zahnbürsten gelernt, so steckt diese Gewohnheit allmählich ihr ganzes übriges Benehmen an und macht es sauberer und geordneter.

Ihr seht also, daß die Reinlichkeit nicht etwas Nebensächliches ist, was man so schnell wie möglich, und mit so wenig Wasser wie möglich abmacht, so daß schon am Montag das ganze Handtuch voll schwarzer Finger ist — sondern daß es eine Angelegenheit ist, von der vieles Große im Leben abhängt. Manchmal denkt so ein Bub, ob er einmal vorwärts kommt in der Welt und Glück hat, das hängt vor allem davon ab, daß er irgendwo einen mächtigen Onkel oder eine reiche Tante hat und durch deren Hilfe mit Geld und guten Worten vorwärts geschoben wird. Ich sage euch: die Reinlichkeit ist die reichste und mächtigste Erbtante in der Welt — und wer mit ihr auf gutem Fuße steht, über den schüttet sie ein Füllhorn von segensreichen Gaben aus und ihre Fürsprache öffnet die Türen der größten Herren. Schmierfinken aber können noch so reiche und mächtige Onkels haben — wer die große Fleckenstraße auf ihrem Anzuge sieht und die fettigen Papiere und die unsauberen Hände, der wischt sich die Hände ab und sagt: „Bedaure sehr — leider augenblicklich kein Platz", und zu seiner Frau sagt er nachher: „Gott sei Dank, glücklicherweise augenblicklich kein Platz — brrrr."

F. W. Foerster

Der Beruf

Jeder Mensch, der körperlich und geistig imstande ist, etwas zu leisten, sollte einen Beruf haben. Das heißt: er soll, was er tut und schafft, sich nicht bloß vom Zufall anweisen lassen, sondern sich von Jugend auf für ein bestimmtes Arbeitsfeld vorbereiten und dann eine Aufgabe seines Lebens darin sehen, vorzugsweise auf diesem Arbeitsfeld sein Bestes zu leisten.

Die Wahl des Berufes ist eine entscheidende Tat fürs Leben, bei den meisten Menschen sogar die entscheidendste Tat. Und diese Tat muß vollbracht werden in einem Alter, in welchem der Mensch eigentlich noch viel zu wenig Erfahrung besitzt, um beurteilen zu können, welcher Beruf am besten für ihn tauge und ob er die Fähigkeiten habe, einen gewählten Beruf auszufüllen.

Es gibt junge Leute, die so glücklich sind, die eigentliche Berufswahl bis in reifere Jahre hinausschieben zu können, etwa bis zum zwanzigsten Jahre. Bis dahin können sie sich allgemeine Bildung aneignen und im Leben umsehen, welches Arbeitsfeld ihnen am besten zusagt. Man möchte vielleicht meinen, das sei ein unberechenbarer und nicht mehr einzuholender Vorteil. Aber man soll diesen Vorteil doch nicht überschätzen. Söhne aus wohlhabenden Häusern, die mit ihrer Berufswahl so lange warten können, büßen dabei leicht an Willenskraft ein, wiegen sich zu lang in Zweifeln und lassen schließlich doch irgend eine Zufälligkeit über ihren Beruf entscheiden.

Die meisten müssen diese Entscheidung früher treffen. Und welche Mächte sind es dann, die diese Entscheidung herbeiführen?

Zunächst die Mittel der Eltern oder Ernährer. Sind diese Mittel nur bescheiden, so schließen sie von vornherein gewisse Berufsarten aus. Der Sohn eines armen Arbeiters wird gut tun, sich nicht etwa den Beruf eines Offiziers oder eines Diplomaten einzubilden. Ausnahmsweise ist es vorgekommen, daß auch aus der Arbeiterklasse Söhne zu hohen militärischen und staatlichen Würden aufgestiegen sind. Feldmarschall Derfflinger war ein Bauernsohn; Feldmarschall Ney, Herzog und Pair von Frankreich, hatte einen Böttcher zum Vater; Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten, war der Sohn eines bescheidenen Farmers und in seiner Jugend Bootsteuerer. Solcher Beispiele ließen sich zahllose anführen.

In Deutschland ist es für den Sohn armer Eltern insofern schwierig, emporzukommen, als die höheren Berufsstellungen eine langwierige Ausbildung auf mittleren und höheren Schulen voraussetzen. Dafür ist auch dem Ärmsten, wenn er besonderes Talent und Fleiß mitbringt, diese Vorbildung mit Hilfe der allerorts bestehenden Stipendien ermöglicht. Dies geht soweit, daß selbst junge Leute mit nur mäßiger Begabung mittels dieser Hilfe durch alle Schulen sich hindurcharbeiten können.

Ein anderes, was sehr häufig den Beruf des angehenden Mannes bestimmt, ist der Beruf des Vaters. Wo nicht eine besondere Lust oder Befähigung für einen neuen Beruf im Sohne liegt, scheint es als das Vernünftigste, daß er den Beruf des Vaters wählt. Aber doch nur dann, wenn dieser Beruf ein solcher ist, der dem Sohne gestattet, wirtschaftlich oder gesellschaftlich emporzusteigen. Der Sohn eines Geschäftsmanns, welcher neben dem Geschäfte auch die ganze geschäftliche Erfahrung des Vaters erben kann, wird, wenn er nicht besondere Ausnahmetalente besitzt, in keinem andern Berufe so rasch vorwärts kommen, als im väterlichen, wo ihm eine Lebensstellung schon aufgebaut wird, ehe er selbständig zu denken anfängt.

Aber es darf nicht bloß aus Trägheit, aus Mangel an Spürkraft und an eignem Willen der väterliche Beruf ergriffen werden. Dies führt sonst leicht dazu, daß der Sohn stehen bleibt, statt vorwärts zu kommen. Und das Altersverhältnis zwischen Vater und Sohn spielt hierbei auch mit. Ist der Sohn reif genug, um selbständig ein Geschäft zu führen, so wird es ihm auf die Dauer schwer erträglich, unselbständig zu bleiben; während man es auch dem Vater, der sich noch rüstig fühlt, nicht verdenken kann, wenn er selber noch Herr seines Geschäftes bleiben möchte.

Dem Sohn eines Taglöhners wird es niemand verdenken, wenn er was andres werden will, als sein Vater war. Das liegt in dem Gesetz der Entwicklung, welches alles Leben beherrscht. Der Junge will mindestens um eine oder ein paar Staffeln höher hinauf auf der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stufenleiter. Ebenso wird auch der Sohn eines Schreibers, eines untergeordneten Beamten sich nicht damit begnügen, den Beruf seines Vaters zu ergreifen. Denn in diesen Fällen stellt ja dieser Beruf nicht wie bei dem Sohne eines Geschäftsmannes eine schon zugerichtete Grundlage einer gesellschaftlichen Existenz vor, die ausgebaut werden kann.

In manchen Fällen ist's auch der bloße Zufall, der über die Berufswahl entscheidet: die Not oder Verlegenheit des Augenblicks. So bei jenen jungen Leuten, die eines Tags im Leben ohne Ernährer dastehen, oder deren Eltern die Mittel nicht mehr haben, um ihr Kind einen begonnenen Bildungsgang fortsetzen zu lassen. Da heißt es dann, die nächste Gelegenheit zu benützen, die sich darbietet, um in irgend einen Beruf hineinzukommen. Da ist's ein Verwandter, ein Freund der Eltern oder irgend ein Wohltäter, der dem jungen Menschen einen Beruf empfiehlt und ihm Gelegenheit bietet, sich darin auszubilden.

Eine unumschränkte freie Berufswahl gibt es für die wenigsten Menschen. Auch die Söhne wohlhabender Eltern sind bei weitem nicht so frei in der Wahl ihres Berufes, als man gewöhnlich meint. Auch bei ihnen sind's immer gewisse Fäden, die sie stark nach dem einen oder andern Berufe hinziehen: der elterliche Besitz, die genossene Erziehung, Standesvorurteile

und dergleichen. Rechnet man dazu noch die Möglichkeit, daß auch der wohlerzogene Sohn wohlhabender Eltern sich in der Wahl seines Berufes irren kann, so schrumpfen jene Lebensvorteile, die aus der freien Berufswahl erwachsen, erheblich zusammen. Das heißt: derjenige, welcher glaubt, seinen Beruf frei wählen zu können, ist durchaus nicht unter allen Umständen demjenigen voraus, dem das Schicksal einen bestimmten Beruf zugewiesen hat.

Wirkliches Genie schafft sich neben oder aus seinem Beruf heraus eine ihm entsprechende Tätigkeit und Lebensstellung. Dafür gibt es Gelegenheit genug. Wer zum Redner, zum Leiter öffentlicher Angelegenheiten wirklich befähigt ist, findet, auch wenn ihn sein Lebensschicksal in irgend eine Werkstatt oder in ein kleines Geschäft gestellt hat, später immer Gelegenheit, seine politische Begabung vor den Augen seiner Mitbürger tätig werden zu lassen. In Vereinen, Gemeindevertretungen, Landtagen kann er an öffentlichen Angelegenheiten genugsam Anteil nehmen.

Und wen etwa das Geschick in irgend ein prosaisches Geschäft warf, während er den inneren Beruf zum Künstler oder Dichter verspürt: auch der vermag diesem inneren Berufe zu folgen, falls er ein wirkliches Genie und nicht bloß ein halbes Talent ist. Der Nürnberger Schuster Hans Sachs ist heute und für alle Zeiten ein berühmter deutscher Dichter geblieben, während die Schuhe, die er machte, längst zu Staub zerfallen sind. Und wie viele große Maler, Musiker und Schriftsteller waren in ihren Knabenjahren Lehrlinge bei irgend einem Handwerker oder Kleinkaufmann!

Freilich — wer seinen Beruf wechseln will, darf doppelt achthaben, ob er für den neuen Beruf ausreichende Geistesgaben in sich trägt; denn er verzichtet ja auf etwas, das er gelernt hat, zu Gunsten von etwas Neuem. Nicht mit Unrecht sagt ein altes deutsches Sprichwort: Sieben Handwerke und das letzte ist Betteln. Berufswechsel ist eine höchst verantwortliche Tat. Um so zweifelhafter ist sein Erfolg, in je spätere Jahre er fällt. Aber verdammen darf ihn niemand im voraus. Die besten Namen, welche die Geschichte kennt, waren in ihren späteren Jahren in ganz anderen Berufen tätig, als in ihrer ersten Wirkungszeit. Der Beruf ist ein Teil des menschlichen Schicksals; aber kein unabänderlicher.

Max Haushofer

Ehre der Arbeit

Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
Wer im Felde mäht die Ähren,
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,
Wer stroman den Nachen zieht,

Wer bei Woll' und Werg und Flachse
Hinterm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse:
Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen;
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Mühsam pflügt, sei nicht vergessen!

Ferdinand Freiligrath

Meister Breugnon

Also in summa: Weib, Kinder, Haus. Habe ich hiemit alles meine aufgezählt? Nein, das Beste stehet noch aus, das habe ich bis zuletzt aufgespart; mein Handwerk ist noch übrig. Ich gehöre zur Zunft von St. Annen, bin Schreiner. Bei Leichenbegängnissen und Prozessionen trage ich den Stab, mit Zirkel und Leier gezieret, darob die Großmutter unseres lieben Herrn zu sehen ist, wie sie ihre Tochter, die holdselige Jungfrau, da sie ein Kind war, im Lesen unterweist.

Bewaffnet mit Hacke, Stemmeisen, Meißel und Hobel, schalte ich an meinem Werktisch nach meinem Willen mit der knorrigen Eiche und dem glatten Nußbaum. Was werde ich daraus erstehen lassen? Das bestimmt nur meine Laune und das Geld meiner Kunden. Wie mannigfache Formen schlummern wartend und verborgen darinnen! Um Dornröschen zu wecken, tut nur vonnöten, gleich dem Prinzen weit genug ins Gehölz vorzudringen. Aber die Schöne, so ich unter meinem Hobel hervorzaubere, ist kein Zierpüppchen. Lieber denn eine dürre Diana, dran hinten und vorn nichts ist, wie sie jene Italiener darstellen, ist mir ein dunkel gebeiztes, wuchtiges Burgunder Hausgerät, üppig und quellend, mit Früchten beladen gleich einem Weinberg, eine schöne bauchige Truhe, ein geschnitzter Schrank, in der herben Art des Meisters Hugues Sambin. Ich bekleide die Zimmerwände mit Paneelen und Gesimsen. Ich lasse Wendeltreppen sich ringeln und geräumige kernfeste Möbel gleich Äpfeln aus einem Spalier aus den Wänden herauswachsen; die passen prächtig an den Platz, allwo ich sie aufpfropfe. Jedoch meine Erquickung und beste Herzfreude ist, so ich die fröhlichen Gebilde meiner Phantasie zu Papier bringen kann, eine Bewegung, eine Gebärde, einen gebeugten Rücken, einen schwellenden Busen, blühende

·Voluten, eine Girlande, irgendwelche Grotesken, oder, so es mir glückt, die Fratze eines Vorüberwandernden, die ich im Fluge auffange und auf meinem Zeichenblatt festnagle.

Wie wonnesam ist es, mit dem Werkzeug in der Hand am Arbeitstisch zu stehen, wie herrlich, den schönen, festen Werkstoff, so da widerstrebet und sich dennoch formen läßt, zu sägen, zu schneiden, zu hobeln, zu stutzen und auszuhöhlen, wieder zusammenzusetzen, zu feilen, zu zerreiben und von neuem zu binden; also das weiche feste Nußholz, das unter der Hand wie ein Feenleib bebt, gleichermaßen jeder Hülle bloß, die blonden und rosigen, die braunen und goldigen Körper der Nymphen unserer Wälder, die die Axt gefällt hat. Welche Freude verschafft die sichere Hand, welche Freude die geschickten Finger, diese groben Finger, aus denen emporsteiget das zarte Werk der Kunst. Welche Freude für die Seele, die Elemente der Erde zu beherrschen, dem Holz, dem Eisen, dem Stein, den Stempel ihrer edlen Einfälle aufzudrücken. Ich fühle mich gleich dem Herrscher eines Feenreiches. Mein Feld nähret mich mit seiner Kraft, mein Weinberg tränket mich mit seinem Blut, alle Geister guter Säfte lassen meiner Kunst zuliebe die schön gegliederten Bäume, so meine Finger kosen werden, heranwachsen, lassen sie länger und stärker werden, sich strecken und glätten. Meine Finger sind willfährige Diener, regiert von meinem Obergesell, meinem alten Gehirn, das selbsten mir untertänig, nur das Spiel leitet, das da meinen Träumen gefällt. Wer war je besser bedient als ich? O welch trefflicher, kleiner König! Sollte ich da nicht mein Wohl trinken? Aber vergessen wir derweil nicht (ich bin nicht undankbar) meine braven Untertanen. Gesegnet sei der Tag, der mich geboren. Gar herrliche Dinge hat diese runde Erde, so da fröhlich anzuschauen, und mit Behagen zu genießen sind. Herrgott, wie ist das Leben schön. Ich mag mich noch so voll damit stopfen, immer noch hungert mich danach. Immer noch lechze ich danach. Ich muß krank sein. Zu welcher Stunde des Tages es sei, immer läuft mir das Wasser im Munde zusammen, so ich an den Tisch denke, den mir Erde und Sonne gar herrlich gedeckt haben.

Romain Rolland

Meister Martin, der Küfner, über sein Handwerk

„Mein Handwerk halt' ich für das herrlichste, was es auf der Welt geben kann. Glaubt Ihr denn, daß es genug ist, die Bänder aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zusammenhalte? Ei, ist es nicht schon herrlich und schön, daß unser Handwerk den Verstand voraussetzt, wie man die schöne Himmelsgabe, den edlen Wein, hegen und pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Mäßigkeit, wie ein wahrer blühender Lebensgeist uns durchdringe?

Aber dann der Bau der Fässer selbst. Müssen wir, soll der Bau gelingen, nicht erst alles fein abzirkeln und abmessen? Wir müssen Rechenmeister und Meßkünstler sein, denn wie möchten wir sonst Proportion und Gehalt der Gefäße einsehen. Mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich solch ein tüchtig Faß auf den Endstuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeisen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Gesellen die Schlägel schwingen und klipp, klapp, klipp klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! Das ist lustige Musik. Da steht nun das wohlgeratene Gebäude, und wohl mag ich ein wenig stolz umschauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeistern, in des Fasses Boden einreiße. Gott lobe mir mein Handwerk! —"

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann

Handarbeit und Kopfarbeit

In unserem persönlichen Fleiße ruht der Kern unserer wahren sozialen Würde. Mag der beneidete und gehaßte Glückliche, welcher müßig von ererbten Renten lebt, mittelbar noch so befruchtend auf fremden Fleiß wirken, man dankt es ihm nicht, und das Volk wird die äußeren Ehren, worin es glänzt, im stillen Sinne doch für unverdiente Ehren halten. Nicht weil jener so viel hat, haßt der Besitzlose einen solchen Glücklichen, sondern weil er so wenig tut.

Die allgemeine Anerkennung der sittlichen Tatkraft des Fleißes in allen Berufen ist darum ein Grundpfeiler des inneren Friedens der bürgerlichen Gesellschaft. Denn den Gedanken, daß Gedeihen, Lohn und Erfolg der Arbeit ungleich verteilt sind, erträgt der Vernünftige leicht, nicht aber, daß irgend einer ungestraft faulenzen dürfe auf Kosten fremden Fleißes.

Trotz aller Kultur sind wir aber noch gar weit entfernt, fremden Fleiß überall zu erkennen und im Vergleiche mit dem eigenen gerecht zu werten. Aus dieser Befangenheit quillt Unruhe und Unfriede in der Gesellschaft, ja sie ist die Mutter mancher sozialen Revolution.

Fast jeder Beruf glaubt, ihm sei der Fluch schwerster Mühsal der Arbeit zugefallen; denn die Plage unseres Schaffens ergründen wir freilich zu jeder Stunde, bei dem fremden dagegen sehen wir meist nur die Frucht des Tagewerks und den Feierabend. Am höchsten steigt solche gegenseitige Ungerechtigkeit bei grundverschiedenen Berufen und ist hier gewiß so alt wie die Teilung der Arbeit selber. Wer sich durch seiner Hände Arbeit nährt, der glaubt kaum, daß Geistesarbeit den gleichen Schweiß kosten könne, er ahnt nicht, daß der Geistesarbeiter inwendig schwitzt; umgekehrt achtet der Mann des

geistigen Berufes die Mühen des Handarbeiters oft viel zu klein. So erwächst dort Neid, hier Hoffart, überall aber ein höchst ungerechtes Urteil über die Ehre fremder Arbeit.

Es ist fast lustig, dies gegenseitige Verkennen im einzelnen zu belauschen. Der echte Bauer begreift nicht, daß mit Gedanken arbeiten ein so schwer und sauer Ding sei und durcharbeitete Gedanken ordnen und aussprechen ein kunstvolles Werk. In dunkleren Zeiten hält er den Geistesarbeiter für einen Hexenmeister und in helleren für einen Tagedieb. Ihm deucht, der Pfarrer habe es doch besonders bequem, da er vornehmlich nur zu denken und zu reden habe.

Das Schreiben ist dem Bauern schon eine etwas gearbeitetere Arbeit; denn er selber schüttelt die Buchstaben nicht so leicht aus dem Ärmel wie die Gedanken und Worte. Darum mißt er auch die Mühsal geistiger Arbeit oft genug nach dem Außenwerk des Schreibens. Der Pfarrer, welcher eine geschriebene Predigt abliest, dünkt vielen Gemeinden fleißiger, als wenn er doppelt so erbaulich „aus der Faust spricht". Man sieht, jener Mann hat doch am Samstag etwas getan! Der Anwalt, welcher in weitspuriger Advokatenschrift Bogen auf Bogen türmt, ist solchem Bauernurteil schon ein strengerer Arbeiter als der Pfarrer; dagegen meint unser Bauersmann, wenn der Doktor ein paar Worte Apothekerlatein kritzele und für so ein Rezept gleich einen Sechsbätzner einstecke, so sei dies doch ein leichter Verdienst. Kein Wunder, daß 1848 so viele Bauernpetitionen um Minderung der ärztlichen Taxen an die Kammern kamen!

Wie der Bauer hier nur den letzten und leichtesten Zug der Arbeit kennt und diesen für die volle Arbeit hält, während er den ganzen jahrelangen Aufwand von Kapital und Arbeitskraft übersieht, der dem Schreiben des Rezeptes vorhergehen mußte, so unterschätzt der Handarbeiter überhaupt darum so leicht den Fleiß des Geistesarbeiters, weil ihm der Blick in das Ganze solcher Arbeit fehlt.

Der Maler mag in wenigen Stunden eine treffliche Skizze vollenden, indes der Schnitzer tagelang hobelt und schnitzt, um einen Rahmen darum zu machen. Dennoch kann in der aus dem Ärmel geschüttelten Skizze zehnmal mehr Fleiß stecken als in dem langsam und mühevoll zusammengebosselten Rahmen, weil so viel mehr Lernfleiß vorangehen mußte, bis der Maler die Skizze, als bis der Schnitzer den Rahmen zu machen gelernt hatte.

Doch nein! So will das Volk nicht gewertet haben. Es rechnet den vergangenen Fleiß nicht, wenn es ein Lob für die gegenwärtige Tat ausmißt. Aber wer will sich unterfangen, den Fleiß zu wägen, in welchem der schaffende Geist ringt. Die bloße Wahl, ob wir einen Zug im Werke so oder anders

setzen wollen, kann, indem wir scheinbar nichts tun, einen unendlich größeren Aufwand von Tatkraft fordern und unser Gehirn ärger zermartern als tagelange Handarbeit. Schöpferische Naturen arbeiten oft inwendig am heißesten, wenn sie müßig umhergehen und ihr Werk äußerlich keinen Fortgang nimmt. Der Handwerker setzt der Arbeit das Spazierengehen entgegen; er ahnet nicht, daß der Gelehrte beim Spazieren aufreibend fleißig sein kann, nachgehends beim Schreiben aber sich leidlich ausruht.

Es sind aber nicht bloß die Bauern und Handarbeiter, welche solchergestalt fremden Fleiß unterschätzen, weil ihnen der Hellseherblick des geistigen Auges fehlt. Nur tiefere Bildung hilft jeglichem hier zu gerechtem Urteil.

Wilh. Heinrich Riehl

Lied der Freundschaft

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann;
Wenn er mit seinesgleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
Und fern von Menschen sein;
Wir sollen uns befragen
Und seh'n auf guten Rat,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der ingeheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich gibt.
Mit diesen Bundsgesellen
Verlach' ich Pein und Not,
Geh' auf den Grund der Hellen
Und breche durch den Tod. Simon Dach

Gemeinschaftsarbeit

Organisation erfordert höchsten Einsatz frischer Kraft! Grundbedingung muß es daher sein — sollen die Reibungen im Betrieb vermindert werden —, überall ehrliche Mitarbeiter erstehen zu lassen, die Wollen und Können in sich tragen, gemeinsam ihre ganze Kraft zur harmonischen Gestaltung des Betriebes einzusetzen! Zwecklos ist eine Betriebsänderung, die diese Bedingung übersieht, zwecklos jede Arbeitsbetrachtung, die verkennt, daß der Mensch Träger der Arbeit ist. Tausendfach sind die Fälle, in denen technisch gut durchdachte Verbesserungen versagten, weil man vergaß, die Anteilnahme der Mitarbeiter zu erwecken, weil man übersah, daß Werkarbeit Gemeinschaftsarbeit ist!

Gemeinschaftsarbeit aber, in Werk, Gemeinde, Volk oder Menschheit, trägt eigene Bedingungen. Unmöglich ist es, widerstrebende Kräfte zu einem Handeln zusammenzuschließen, unmöglich, Wertarbeit zu leisten, wenn die Kräfte sich in innerer, gegenseitiger Reibung vernichten!

Gemeinschaftsgeist tut not!

Nicht im Sinne einer Gleichmacherei, die äußerlich erscheinen will, der eigene Regungen, eigenes Denken und Wollen verpönt sind. Sondern Gemeinschaftsgeist, der gleichgerichtet ist im Streben nach Harmonie, nach organischem Ablauf und reibungsfreiem Zusammenspiel der Kräfte.

Allzuviel tritt Kritik in den Vordergrund, allzuwenig die Absicht des Helfens. Parteihader und Feindschaft, unerquickliche Auseinandersetzungen in Praxis und Wissenschaft sind Auswirkungen einer Einstellung, der die elementare Kraft des Positiven fehlt. Jeder Mensch trägt seine Aufgabe, muß sie von seinem Standpunkt aus betrachten und lösen. Ist es wirklich notwendig, den sogenannten Gegner herabzerren zu wollen, seine Wertigkeit anzuzweifeln, um sich selbst zu behaupten? Wenn Mitarbeiter in der Praxis sich bei der Werksleitung gegenseitig zu erniedrigen suchen, wenn Ernstdenkende in öffentlichen Auseinandersetzungen und Diskussionen den Mitmenschen herabzusetzen trachten, dann hat dies nichts gemein mit dem Gedanken helfender Anpassung.

Anpassung und Ausgleich aber zählen zu den Grundbedingungen der Gemeinschaftsarbeit! Und ihre Erfüllung bringt nicht nur der Gesamtheit Erfolg, sondern ganz besonders auch dem einzelnen, der tatkräftig ausgleichend wirkte. Lücken ausfüllen, in die Bresche springen, wo noch Mängel sind, ist wahre Tat. Ausgefahrene Wege wandeln ist reizlos, nutzlos für den einzelnen. Mit der ganzen Persönlichkeit, mit aller Kraft gilt es sich einzusetzen, wo Fehlstellen erkannt werden, zu helfen und zu bessern, um Vollendung zu erreichen!

Vielen erscheint Kampf und Reibung als notwendige Grundlage lebendiger Arbeit. Gegenseitiges Ausspielen der Mitarbeiter, drakonische Maßnahmen sind Kennzeichen der Organisationen, die auf solchem Grunde aufgebaut wurden. Rücksichtsloses Geltenwollen jedes einzelnen ist Regel, und notwendige Folge eine Zerrissenheit, die Gegensatz organischer Gemeinschaftsarbeit ist. Wo aber Menschen zusammen leben, zusammen arbeiten, ist Angleichung Gesetz. Arbeiten in einem Getriebe Kräfte gegeneinander, so gehen sie der allgemeinen Auswirkung verloren. Unser Streben geht nach lebendiger mitreißender Arbeitstat, und wir wissen, daß oft ein frischer, ja scharfer Wind wehen muß. Aber er soll — und hierin liegt die Hauptbedingung — wie der Sturm die Schiffsmannschaft, die Mitarbeiter zusammenschweißen zu einer Tat, zu höchster Hilfe. Unmöglichkeit ist es, die Schiffsmannschaft in höchster Seenot sich gegenseitig abschleifen zu lassen in der kühnen Erwartung, dadurch beste Auslese und Leistung zu erhalten, Unmöglichkeit, weil hier Gegeneinander Verderben ist.

In höchster Not aber sind wir alle. Kein Unternehmen wüßte ich, das es sich leisten kann, ein Gegeneinander des Kräftespiels gutzuheißen, noch lange Zeit weiterzupflegen. Was wir aber jetzt noch vielfach treiben, ist Kräftevergeudung, Kraftverschwendung in höchstem Ausmaße. Als ein Grundfehler muß es angesprochen werden, Menschen gegeneinander zu schalten, um sie wechselseitig anzufeuern. Nichts ist einzuwenden gegen einen gesunden Wettbewerb, der Anreiz und Freude bietet. Wenn aber schon immer wieder der Vergleich mit sportlicher Betätigung gewählt wird, dann vergesse man nie die dortige Achtung vor dem Unterlegenen, die immer und immer wieder zur Geltung kommt, um — soweit es irgendwie möglich ist — Neid und Haß auszuschalten, um dem Unterlegenen den Mut zu sich selbst zu bewahren, ihm das Selbstvertrauen zu erhalten, sich stets von neuem einzusetzen. Um keinen Preis dürfen wir dem Menschen den Glauben an sich rauben, um keinen Preis Minderwertigkeitsgefühle stärken, durch die die meisten belastet sind.

Wenn wir nun zusammengeschlossen sind zu einem Arbeiten und Ringen — und wir sind es in der Tat —, dann muß unser Streben sein, an den

. inneren Wert des Mitmenschen zu glauben. Wie wir an die Schönheit eines Edelsteins auch in ungeschliffenem Zustande glauben, so wissen wir, daß es Schlacken und Belastungen sind, die den Menschen auf schiefe und falsche Bahnen bringen, die ihn anecken lassen, Einseitigkeiten verursachen. Einseitigkeiten aber und Belastungen müssen behoben werden. Nur, wenn die einzelnen Getriebeteile aufeinander abgestimmt sind, läuft die Maschine ruhig und reibungslos. Die Bearbeitung jedes einzelnen Teils nach seinen eigentümlichen Bedingungen vor dem Zusammenbau, das Lehren und Abschleifen vor dem Zusammenlaufen der Getriebe betrachten wir als technische Selbstverständlichkeit. Und wir lassen auch dann noch die Maschine auf dem Versuchsstand einlaufen, bessern und vollenden, bis sie nahezu reibungslos läuft, bis sie eingefügt werden kann in den Ablauf erzeugender Arbeit.

Würden wir der Zusammenarbeit der Menschen dieselbe Liebe und Sorgfalt, dieselbe Überlegung widmen, die wir dem Kräftespiel einer Dieselmaschine, einer Fräsbank, ja aller technischen Gebilde zubilligen — in der Tat! — wir wären weiter!

Und wir werden es, weil wir es müssen! Aufgabe der Führer ist es, in ständiger Arbeit die positive Einstellung der Mitarbeiter untereinander, der Untergebenen zum Führer zu erwirken. Ich weiß, es ist nicht leicht und an vielen Stellen liegen Hemmungen und Spannungen vor, die nur langsam zu lösen sind. Indessen — ein gehemmter Körper ist nicht arbeitsfähig, und seine Leistungen sind kümmerlich gegenüber denen eines gesunden. So muß hier eingesetzt werden. Muß es schon deshalb, weil Arbeitsbetrachtung und Arbeitsuntersuchung, die ich als Beginn lebendiger Organisation bezeichnete, sich nur auswirken können bei positiver Einstellung der Mitarbeiter. Bejahung der Mitmenschen aber bringt nicht nur die Gemeinschaft, sondern ganz besonders auch den positiven Menschen selbst höher. Wer in negativem Kritizismus nur Schlechtes sehen will, wer nur nach Schwächen und Fehlern sucht in der Absicht, den andern zu verkleinern, raubt sich selbst Anregung und Gewinn. Derjenige aber, der das Gute in allem sucht, wird es erkennen, wird Kraft aus ihm in immer steigendem Maße schöpfen. Der Führer aber, der so eingestellt ist, wird Stärke und Zielstrebigkeit in Fülle besitzen, seinen Untergebenen Helfer und Berater zu sein. Wohl wird er — um der Gesamtheit willen — die Schwächen der einzelnen erkennen, er wird aber den einzelnen helfen, die Mitarbeiter unter sich ausgleichen, vermeiden, Menschen öffentlich an den Pranger stellen, Schwächen andern gegenüber betonen. Denn jeder, der Schwächen des andern zu kennen glaubt, soll ihm in der Stille helfen: die Grundeinstellung ist es jedes wahrhaft helfenden Menschen. Ist indessen Zielrichtung und Arbeitsvermögen von Mitarbeitern noch nicht

so weit, oder vollkommen anders gerichtet, als daß sie sich in der Werksgemeinschaft auswirken könnten, so hilft auch Schelten und Schimpfen keinen Schritt weiter. Hier setzt die Aufgabe derjenigen Führer, Helfer und Berater ein, die in größeren Gemeinschaften ausgleichend zu wirken haben zwischen Werkstatt und Werkstatt, Werk und Werk, Stadt und Land.

So ist gegenseitige positive Einstellung Rückgrat produktiver Gemeinschaftsarbeit. Der Führer aber soll bejahend und stark sein, um in allen Wirren und Schwierigkeiten das Gute, d. h. die Kräfte zu erkennen, harmonisch zusammenzureihen und dadurch im höchsten Sinne erfolgreich zu sein. Nicht das Kräftespiel sich selbst zu überlassen, sondern mit elementarer, positiv gerichteter Kraft immer wieder helfend in die Bresche zu springen, das ist Kennzeichen wahren Führertums. Aus ihm allein werden Werksgemeinschaften, ja wird eine Gemeinschaft schlechthin erstehen, die Arbeit bejaht und tatenfroh das Leben erringt.

A. Friedrich

Kraft ist die Parole des Lebens

Weichheit ist gut an ihrem Ort,
aber sie ist kein Losungswort,
kein Schild, keine Klinge und kein Griff,
kein Panzer, kein Steuer für dein Schiff,
du ruderst mit ihr vergebens.
Kraft ist die Parole des Lebens!
Kraft im Zuge des Strebens,
Kraft im Wagen,
Kraft im Schlagen,
Kraft im Behagen,
Kraft im Entsagen,
Kraft im Ertragen,
Kraft bei des Bruders Not und Leid,
im stillen Werke der Menschlichkeit.

Fried. Theod. Vischer

Aus dem Handwerksleben vergangener Tage

Daß der Meistergesang im allgemeinen große dichterische Leistungen nicht gezeitigt hat, kann niemanden in Verwunderung setzen. Wer die Dichtung wie das Handwerk für etwas Erlernbares hält, muß ja ihr innerstes Wesen völlig verkennen, und wer die schöpferische Phantasie in unverbrüchliche, ewig geltende Satzungen einzuzwängen sich vermißt, muß ihr Gewalt antun. Ein wahres, frisches und kräftiges Talent muß über die engen Schranken der „Tabulatur" hinausstreben. Der Gewinn, der unserer Literatur aus dem Meistergesang erwuchs, ist gewiß nicht allzu hoch anzuschlagen, für die Entwickelung unseres Volkslebens aber ist er hochbedeutsam gewesen. Der Meistergesang ist trotz allen seinen Irrtümern ein Ehrendenkmal deutschen Bürgertums. Die Beschäftigung mit der Sangeskunst wirkte als ein heilsames Gegengewicht gegen den Materialismus des gewerblichen Schaffens und des sinnlichen Lebensgenusses. Sie erzeugte in dem Handwerker jene schöne Feiertagsstimmung, die ihn die Sorgen und Händel des Werktags vergessen ließ, seinen Geist und Sinn in eine höhere Welt erhob. Bibel und Weltchronik wurden ihm vertraut, und seine Seele füllte sich mit neuen Bildern und erhabenen Gedanken. Die biederen Meister fühlten sich durch eine höhere Weihe gehoben und vermieden gerade darum die Berührung mit der Masse jener Wildlinge, die wir uns als die Erben der fahrenden Leute des Mittelalters und als die Herzenskündiger des Volkes im Volksliede zu denken haben. Ihre Meistergesänge, meist lyrisch-epische Gedichte religiösen Inhalts, waren von der volksmäßigen Lyrik und Epik weit verschieden und sollten es sein. Wie die Meister einer Zunft jeden „Unredlichen" aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen, so hielten auch die Meistersinger aus ihrer Mitte fern, was ihnen roh und gemein erschien. Mit ihrer Kunst alle Schichten des Volkes durchdringen zu wollen, fiel den meisten unter ihnen nicht ein. Was in ihrem ehrbaren Kreise gesungen ward, sollte gegen Entwürdigung gefeit sein. Deshalb hatte ein jeglicher Genosse zu geloben, „kein Meisterlied oder Ton auf öffentlichen Gassen, so tags, so nachts auch nicht bei Gelagen, Gastereien oder anderen üppigen Zusammenkünften, wie auch nit, wann er sollte bezecht sein," zu singen und hierdurch der Gesellschaft einen Schandfleck anzuhängen. Es ist denn auch bezeichnend, daß die Augsburger Reichspolizeiordnung (1548), welche gegen alle landfahrenden „Sänger und Reimensprecher" wie gegen „Schalksnarren" eifert, hinzusetzt: „Doch

wollen wir diejenigen, so Meistergesang singen, hierin ausgeschlossen haben." Und doch ist aus den Reihen der Meistersinger der Mann hervorgegangen, der, ein echter Handwerksmeister und ein wahrer Herzenskündiger unseres Volkes, berufen schien, die Kluft zwischen Volksgesang und Kunstgesang kühn zu überbrücken, die neue Geistesrichtung der Renaissance mit dem deutschen Volksgeiste zu versöhnen: Hans Sachs. Das ist das Große, Herzerhebende an diesem herrlichen deutschen Manne, daß er die alte Zucht seines Standes und das Gesetz seiner Kunst hochhält, dem neuen Geiste aber freudig sein Herz öffnet. Über die Schranken des Meistergesanges weit hinausreichend, wußte er nicht den Zunftbrüdern allein, sondern den Volksgenossen ans Herz zu greifen. Vorab seine dramatischen Werke schienen durch ihre volkstümliche Kraft bestimmt, eine Blütezeit des deutschen Schauspiels einzuleiten, wie sie das glückliche England zu William Shakespeares Zeit erleben durfte. Daß es anders kam, dafür ist Hans Sachs nicht verantwortlich. Sein Ruhm bleibt ihm gewiß. „Er war ein Volksdichter im edelsten Sinne des Wortes. Er spricht die Sprache des gewöhnlichen Lebens voll schlichter Kraft, dabei ansprechend verständlich, und erfaßt die Natur mit ungekünstelter Frische. Aber Hans Sachs spricht nicht etwa, um der großen Menge zu schmeicheln, er redet ihr vielmehr ernstlich ins Gewissen, wenns not tut. Nie und nirgends findet man bei ihm eine Spur von Buhlen um die Volksgunst. Gewiß war ihm die Poesie Hüterin der Schönheit, aber erst in zweiter Linie, zuerst kämpfte er in seinen Dichtungen für das Gute. Er predigte — denn alle Dichtung des 16. Jahrhunderts ist lehrhaft — die Tugend müsse um ihrer selbst willen geübt werden, auch wenn es keinen Gott im Himmel gäbe. Seine Geschichten fordern unablässig zum treuen Beharren in der alten Zucht auf, zu allen Tugenden, die dem Gemeinwesen, wie dem Hausstande zugute kommen. Und ein Hauch unversiegbarer Fröhlichkeit übergießt die ehrbarsten Gestalten und die heiligsten Vorgänge, so daß sie allenthalben in jedem Stande von jung und alt mit stets erneuter Lust betrachtet werden können. Dabei vertraut er wie ein echter Reformator auf die unverwüstliche Tüchtigkeit der Menschennatur, die sich zum Rechten zurückfinden wird, wenngleich er viel zu tadeln findet. Darum spricht er nicht mit Zornesmut von den Schäden, die das Lebensglück gefährden. Wie ein echter Reformator ist er aber auch nicht voll Kleinmut, sondern hart und rücksichtslos, wenn es gilt, Gewissensachen zu verteidigen." (Götze.) Wie der Kunstfreund und Geschichtsforscher mit tiefer Ehrfurcht die Werke betrachtet, die der Kunstfleiß unserer alten Handwerksmeister in der Blütezeit des deutschen Gewerbes geschaffen, so blicken wir auf zu dem echtgeborenen Kinde seiner kunst- und gewerbereichen Vaterstadt. Schlicht und hoheitsvoll zugleich ragt sein Bild, das Vorbild deutscher Schaffensfreude, deutscher Zucht und deutscher Sangeslust. Der Sitte der Väter treulich zugetan, festhangend

an altem guten Brauch und doch weitherzig genug, im Neuen das Tüchtige und Notwendige anzuerkennen, mit der Geschichte früherer Tage vertraut und doch kein Fremdling in seiner eigenen Zeit, mit hellen Augen in die Wirklichkeit hineinschauend und doch dem Idealen zugewandt, am Werktage in fleißiger Arbeit durch seiner Hände Werk sich nährend, am Feierabend und Feiertag der holdseligen Kunst hingegeben, voll inniger Frömmigkeit und doch voll derber, gesunder Lebenslust, bald ernst und sinnig, bald schalkhaft scherzend in fröhlicher Laune, der Heimatstadt und dem großen Vaterlande treu ergeben, ein mutiger Wortführer des ehrbaren Handwerks und doch in neidloser Anerkennung von der Notwendigkeit aller Stände als der „ungleichen Kinder Evä" fest überzeugt, so steht er vor uns, der treffliche Nürnberger Schuhmacher und Meistersinger, ein leuchtendes Vorbild für den Handwerker unserer Zeit. Wer auf ihn blickt, dem wird er im Lebenskampfe ein Helfer und Führer sein, und auch dem deutschen Handwerke gelte sein trostmütiger Sang:

Wacht auf, es nahet gen dem Tag!
Ich hör singen im grünen Hag
eine wunnigliche Nachtigall,
ihr Stimm durchklinget Berg und Tal.

Die Nacht neigt sich gen Okzident,
der Tag geht auf von Orient.
Die rotbrünstige Morgenröt
her durch die trüben Wolken geht.

Ernst Otto

Hans Sachs

Aus der Schule ging's mit fünfzehn Jahren in die Lehre, wie es Brauch war bei den Meistersöhnen im alten Nürnberg. Hans wählte das derbere und wuchtigere Handwerk des Schusters. Zwei Jahre wurde er in die Kunst eingeweiht, Pfriem und Ahle zu handhaben, und wenn ihm das Schelten des Lehrherrn, die Püffe der Gesellen und die schwere Hausarbeit zuviel wurden, dann konnte er immer einmal ins gemütliche Elternhaus flüchten zu Mutters Kochtöpfen und auf die Ofenbank. Hier fand sich auch um die Abendstunde manchmal der Gevatter Sponn ein und erzählte ihm viel von dem hohen Beruf der Meister, die allein in diesen wirren Zeitläuften noch die alte Reimkunst der edlen Minnesinger in reichem Flor erhielten. Was einst Herr Walter von der Vogelweide, der liebliche Singer, und Herr Wolfram von Eschenbach, der kühne Sager, geschaffen, der überaus künstliche Bau der Strophen, der Wechsel viel verschlungener Reime, der ernste

Wohllaut der Töne, das lebe nun fort in der Singeschule der ehrsamen Handwerker. Freilich schwer seien die Regeln und Gesetze über die Maßen, die in der Tabulatur, dem Regelbuch, aufgezeichnet ständen; der Hans'l könne froh sein, wenn er aus einem Schülerlein allmählich ein Schulfreund werde, der sich in den Regeln auskenne. Er selbst, Meister Andreas, habe es bis zum Singer gebracht und könne etliche Töne berühmter Lehrer ziemlich fehlerlos vortragen. Wer zu den fremden Melodien eigne Verse zu machen vermöge, der werde ein Dichter genannt. Wer aber zu den selbstgedichteten Strophen eine eigne Musik, wer einen neuen Ton erfinde, der werde zum Meister gekrönt und könne beim Preissingen herrliche Gaben und Ehren erringen.

Der Schusterlehrling lauschte begierig den Worten des Paten und wußte gar bald alles, was der Messerschmied mitzuteilen hatte. Der kraute sich nachdenklich hinter dem Ohr: „Du bist freilich ein geschwinder Lerner", sagte er, „und wirst deinen alten Gevatter rasch hinter dir lassen. Ich will dich bei einem bessern Lehrer einführen. Du hast den Meister Lienhard Nunnenbeck, den Leineweber, schon oft gesehen, das kleine Männchen mit dem Ziegenbart, der hohen Stimme und den großen runden Gläsern, die er sich vor die Augen hält, wenn er etwas genau sehen will. Das ist jetzt der besten einer in der Singschul'. Hat er doch auf der letzten Festschule für seine Hammer-Weis mit siebenundzwanzig Reimen in jeder Strophe das Schulkleinod erhalten, das schöne Gehänge, den „David", der ihn zum Aufseher und Regenten macht für dieses Jahr! Ich will ihn bitten, dich zu unterweisen." Und wirklich nahm Meister Nunnenbeck den vielversprechenden Jüngling als Schüler an und teilte ihm vieles mit von der hohen Kunst, wenn er auch freilich seiner Jugend wegen noch im Vorhof des meisterlichen Singetempels bleiben mußte.

So verging die Zeit im Fluge, und der große Tag kam heran, da der 17jährige, ein kräftiger, hoch aufgeschossener Gesell, die Fahrt ins Leben antreten sollte, die Wanderschaft nach altem Handwerksbrauch. Vater und Mutter, Gevatter und Lehrherr, auch manch guter Kumpan gaben ihm das Geleite zum Frauentor hinaus bis auf die Straße, die nach Regensburg führte, und als letzter nahm Meister Nunnenbeck von ihm Abschied, nachdem er ihn ermahnt, der tugendreichen Poeterei treu zu bleiben, und ihm noch ein Empfehlungsbrieflein an die Brüderschaft der Meistersinger in Regensburg mitgegeben hatte. Es war ein warmer Frühlingsmorgen des Jahres 1511, da Hans Sachs, den wohlgefüllten Ranzen auf dem Rücken, den Degen wehrhaft an der Seite, kräftig mit seinem Knotenstock ausschritt. Fünf Jahre sollte er nun auf den Straßen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation umherwandern, gar manche Stadt mit prächtigen Bauten und andere Merkwürdigkeiten kennenlernen, manch Abenteuer bestehen und sich den Wind der Welt recht tüchtig um die Nase wehen lassen.

Mannheim — Mühlauhafen

„Gott grüß' die Kunst!" Mit diesen Worten trat der wandernde Gesell in die Herberge, erhielt Unterkunft vom „Herrn Vater" als frommer Sohn, und nachdem er mit einem Willkommentrunk begrüßt war, ging der „Zuschickgesell" für ihn bei den Meistern herum, ihm Arbeit zu verschaffen. Bei der Gesellenbrüderschaft fand er Rat und Hilfe, und schied er aus der Stadt, gab ihm der Altgesell das Geleite. So durchwanderte Hans Sachs Bayern, Franken, Österreich und die Rheingegend. In vielen Städten übte er sein Handwerk, und nicht immer fand er freundliche und freigebige Aufnahme. Mit Schaudern erinnerte er sich noch später eines Abends in Erfurt, wo er bei dunkler Nacht ohne Geld anlangte und im Gasthaus einkehren mußte, weil die Gesellenherberge schon längst geschlossen war. Als es aber ans Bezahlen ging, da konnte er nur stottern, er habe seinen Geldbeutel verloren. Der vierschrötige Wirt winkte dem handfesten Hausknecht, der einen großen Sack brachte, und in diesen steckten sie den armen Schuster, der darin eine lange, bange Nacht zappeln mußte. Anderwärts ging's desto lustiger zu. Da gab es Trinken und Spiel und ausgelassene Kumpanei; da übten sich die Burschen im Fechten und Ringen, Singen und Springen und andrer Kurzweil, da tat man „Geld zählen und Bier zappen, wo die schönen Mädchen mit den Krügen klappen." Hans Sachs ist in den ersten beiden Jahren seiner Wanderschaft gar manchmal der Verführung der Frau Welt erlegen, wie er wehmütig in seinen Gedichten gesteht. Aber es kam bald für ihn eine Zeit der Einkehr und Abkehr. Die Streitgespräche zwischen Frau Wollust und Frau Ehre, zwischen Reichtum und Armut, die er später aufgezeichnet, schildern diesen Zwiespalt, zeigen ihn am Scheidewege „zwischen Tugend und Laster". Doch so sehr ihn auch die heidnischen Göttinnen umschmeicheln und locken — er folgt doch schließlich Frau Philosophia auf dem rauhen steilen Weg, der zu dem lachenden Blumengefild der zwölf edlen Tugenden führt. Und wie er vor ihnen steht, da tritt Frau Wahrheit auf ihn zu und drückt ihn herzlich an ihre Brust . . .

Hans Sachs erwähnt in seinen Dichtungen fast nie die hochberühmten Künstler, deren Werke noch heute in unvergänglicher Herrlichkeit von dem Schönheits- und Schöpfergeist jener Tage zeugen. Dürer, der gefeiertste Meister starb schon, als er mit seinem Schaffen eben erst hervorgetreten war. Mit ein paar Versen gedachte er seines Todes in einem Spruch, indem er von dem „kunstreichen Manne" sagt: „Dessen Hand hat übertroffen weit alle andern Meister seiner Zeit." Im allgemeinen trat der Ruhm des Künstlers in jenen glücklichen Tagen hinter seinem Werk zurück. Er war ein Handwerker wie Schneider und Schuster auch, die sich ebenfalls als Angehörige der „freien Kunst" bekannten. Der Erzgießer Peter Vischer, der Steinmetz Adam Krafft, der Holzschnitzer Veit Stoß, der Goldschmid Wenzel Jamnitzer — diese erlauchtesten Namen neben den Malern, Kupferstechern

und Holzschneidern — sie alle waren nur einfache Handwerker, wie unser Hans Sachs auch. Die Herren des Rats, die Söhne der vornehmen Geschlechter ließen sich nicht zum Verkehr mit ihnen herab, und es ist eine seltene Ausnahme, wenn der gelehrte Patrizier Willibald Pirckheimer Dürer einer gönnerhaften Freundschaft würdigte; sicherlich war es auch mehr der Verfasser wissenschaftlicher Werke über Befestigungskunst, Anatomie und Kunstlehre, der ihn interessierte, als der eigentliche Künstler. Hans Sachs war ein ungelehrter Mann ohne humanistische Bildung. Das schied ihn wie die andern Meister von der Gelehrtenwelt und den Vornehmen. Aus der Schusterwerkstatt führte kein Weg in den Saal des Patriziers, mochte der Schuhmacher auch noch so großen Ruf durch seine Verse errungen haben. Der Meister verkehrte mit seinesgleichen und das konnte ihm völlig genügen, wenn er so ausgeprägte Persönlichkeiten fand wie den alten Peter Vischer und seine Söhne oder die auf allen Gebieten des Kunstgewerbes heimischen Meister Augustin Hirschvogel und Peter Flötner, sowie die geschickten „Kleinmeister" Georg Pensz und Jost Amman, die zu seinen Versen Holzschnitte schufen, und deren Bilder er durch seine Reime erklärte. Übrigens hat der so unterhaltsame, vielbelesene und liebenswürdige Schuhmacher doch auch Freunde in der nächsthöheren Gesellschaftsschicht gehabt, unter den gebildeten wohlhabenden Bürgern, die nicht zu den „regierenden" Familien gehörten. Das zeigt seine herzliche Freundschaft mit dem von der Gicht geplagten Niclas Praun, der in seinem Gespräch vom „podagrischen Traum" anschaulich darstellt, wie Hans Sachs ihn tröstet, belehrt und aufheitert.

In Nürnberg hat es Zünfte nie in dem Sinne gegeben, wie in den anderen deutschen Städten des Mittelalters. Ursprünglich war jedes Handwerk eine „freie Kunst", ein Können, das der einzelne ausüben durfte, ohne sich um die anderen, die die gleiche Hantierung hatten, zu kümmern. Ganz auf sich selbst gestellt, mußte er sich durch sein Talent, seine Tüchtigkeit durchsetzen, wie es heute noch der „Künstler" tut. Als sich dann im Reich die Handwerker zu Gemeinschaften zusammenschlossen, die ihren Mitgliedern das alleinige Recht der „Kunstausübung" verbürgten und ihnen Schutz gegen die außenstehenden „Böhnhasen" boten, da wurden diese Zünfte sehr mächtig, erlangten sogar Anteil am Stadtregiment, aber ihre starre Zucht duldete keine freie Betätigung und zwang alle in die gleiche Form der Arbeit wie des Lebens. Der Nürnberger Rat jedoch, der ebenso mächtig wie klug war, gestattete keine Zunftbildung unter seinen Handwerkern, sondern hielt sie bis ins 16. Jahrhundert hinein in der „freien Kunst", in einem unorganisierten Handwerk ohne Ordnung und Gesetz, das jeder betreiben konnte. Natürlich bildeten sich auch hier feste Meister- und Gesellenverbände; sie hatten aber keine Rechte wie sonst die Zünfte, die selbst Gericht hielten über ihre Mitglieder, Steuern erhoben und um ihr Banner im Fall eines

Krieges eine streitbare Schar versammelten. Die Nürnberger Gewerke waren ganz vom Rat abhängig, der sie durch eine besondere Behörde, das Rugsamt, regierte und jede leise Auflehnung gegen die Staatsgewalt streng ahndete.

Diese einzigartigen Verhältnisse erschwerten freilich den Handwerken in vielem das Leben; aber sie spornten auch die Kräfte an, entflammten einen edlen Ehrgeiz, es allen andern zuvor zu tun, unterdrückten den Kastengeist und die Selbstsucht. Hier konnten sich Meister und Gesellen nicht in langen Kämpfen untereinander oder mit den herrschenden Geschlechtern erschöpfen und ihre höchsten Anstrengungen auf andere Dinge als ihre Arbeit verwenden — hier wurden sie einzig und allein auf ihre Werke hingedrängt, mit denen sie ihre Nebenbuhler übertreffen und reiche Anerkennung ernten durften. Aus der „freien Kunst" heraus entstanden auch die Erfindungen, auf die man in den Zünften als auf etwas Neues scheel sah, und es ist kein Zufall, daß so viele denkwürdige Neuerungen und Neuigkeiten des Handwerks von der rührigen Pegnitz-Stadt ausgingen. Der durch die ganze Welt bekannte „Nürnberger Witz" zeigte sich in der Erfindung des Drahtziehens, des Messinggusses, der Taschenuhren, die man „Nürnberger Eier" nannte, des Feuerschlosses usw. Der mächtige Handel der Stadt, ihre politische Stellung, die eine Menge geistlicher wie weltlicher Fürsten und reicher Kaufherrn aus aller Herren Ländern anzog, begünstigte die Blüte des Handwerks, durch die Nürnberg zum „Herrenmarkt von ganz Deutschland" wurde. Weit bekannt waren die Plattner, die die herrlichen Prunkrüstungen schmiedeten, und die Goldschmiede, die das Vollendetste an künstlerischem Schmuck und Gerät schufen, ebenso die Trompeten- und Posaunenmacher oder die Weber und Pfefferküchler. Nürnberg war auch ein Mittelpunkt der Buchdruckerkunst, die durch den bedeutenden Verleger Anton Koberger gefördert wurde; dieser zog für seine großen buchhändlerischen Unternehmungen die besten Maler und Formschneider heran. Bald blühte das Geschäft der Holzschneider und „Briefmaler", die die bunte Jahrmarktsware der Flugblätter, Bilderbogen und Spottschriften überallhin verbreiteten. Hans Sachs hat ihnen mit Druck und Schmuck der Einzelausgaben seiner Dichtungen viel zu tun gegeben.

Wahrlich, unser Schuster durfte stolz sein auf solche Genossen in der „freien Kunst" der Handwerke. Er hielt auch getreu fest an den alten Nürnberg'schen Formen, die mit dem strengen Zwang soviel fruchtbare Freiheit verbanden, und klagt bitter über die Jagd nach Gewinst, die allmählich unter den Handwerkern um sich griff:

Lernen viel Buben in allen Sachen,
nehmen Geld, sie zu Meistern zu machen,
und wo jetzt soll ein Werkstatt sein,

sind allmal drei wohl für ein',
als dann Jung mit Jungen hinwudeln,
und viel Haufen Werks obenhin sudeln,
all's auf die Eil', wohlfeil und schlecht,
man find't wenig Arbeit mehr gerecht,
auf Märkten, Messen, wo sie's hinführen,
in Krämen oder im Hausieren,
geben wohlfeil aus Neid einander,
bis sie verderben alle selbander.
Also durch Eigennutzes Schlund
gehen jetzt viel Handwerk gar zugrund.

Die ideale Seite des Handwerks, die das Werk des Schneiders und Schusters in eine gewisse Nähe zu den höchsten Schöpfungen der Kunst eines Albrecht Dürer oder Peter Vischer rückte, bietet die Grundlage für das Erblühen des Meistergesanges und damit zugleich für das Schaffen unseres Hans Sachs. Die Befreiung von der gleichmachenden Enge der Zunft, das Emporstreben in ein geistiges Schaffen, wie es sich in der Beschäftigung der Nürnberger Handwerker mit gelehrten und technischen Dingen zeigt, führte zu einer besonderen Blüte der handwerklichen Dichtung in der Reichsstadt an der Pegnitz.

Paul Landau

Prologus

zur Festaufführung der „Meistersinger" aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Handwerkskammer Mannheim

Wie einst in Nürrenberg der Meister Schar
Zu Rat und Tat jährlich versammelt war,
Sind deutschen Handwerks ernste Hüter heute
Vereinigt unter frohem Festgeläute.

Der Zeiten Not und Weh ist ihre Not,
Der Zeiten Hoffnung liegt auf ihrem Wege;
Der Zukunft Losungswort ist ihr Gebot,
Und was der Krieg verdarb, harrt ihrer Pflege.

Was deutscher Fleiß und deutscher Wille schufen,
Baut sich gleich einem Dome vor uns auf,
Wir stehen dankerfüllt vor seinen Stufen;
Denn eine neue Aera steigt herauf.

Der deutsche Fleiß holt nach, was wir verloren;
Der alte Handwerksgeist ist neu erwacht,
Und war der Krieg ein Wahn verführter Toren,
So liefern wir der Welt die Geistesschlacht.

Der deutsche Werksinn kommt zu neuer Blüte;
Sein froher Kampf gilt allem falschen Schein,
Sein Schutzgeist ist der Geist der Kraft und Güte;
Den Vorsprung holt die Welt nicht wieder ein.

*

Drum habt ihr euch zu frohem Fest gefunden;
Ihr habt ein Recht auf frohe Feierstunden,
Die in das Dunkel eurer Tage glänzen.
Wer sittlich fühlt, der kennt auch hier die Grenzen.

Die Kunst will uns im Drang der Erdentage
Die Antwort geben auf des Lebens Frage,
Wenn wir hintaumelnd zwischen Gut und Böse,
Nicht wissen, wie des Zweifels Spuk sich löse.

Sie will nicht nur die Wirklichkeit uns spiegeln;
Sie will des Traumlands hohes Tor entriegeln.
Kunst ist Gebet, ist Lachen, ist Erlösen,
Kunst ist der Ausgleich alles Dunklen, Bösen.

*

So wendet denn den Blick vom Land der Sinne
Für einen Augenblick zu höh'rer Minne.

Gefühl ist alles, — wenn sein Kompaß löge,
Verlöre auch die Kunst ihr Diadem.
Der Geist der Zwietracht hätte es bequem;
Denn alles stürbe, was euch aufwärts zöge.
Hier sang die Muse Mozarts dir und mir,
Und eines Tags stand Friedrich Schiller hier.

Drum hört sein Wort: es ist ein Wort der Pein:
Der letzte Weg muß zu dir selber sein!
Denn diese Stätte lieb ich, ohne Maßen,
Trotz aller Schmerzen, die sie mir gebracht.

Hier habe ich ein Flammenmeer entfacht,
Als auf den Fürstenthronen Prasser saßen;
Hier habe ich der Willkür von Despoten,
Vom heil'gen Geist beflügelt, Halt geboten.

*

Und heute steigt aus der Versenkung Schacht
Altmeister Sachs, Schuhmacher und Poet.
Ein Mann, der über alles nachgedacht,

Was bei Ovid, Homer zu lesen steht,
Ein Mann, der selbst Petrarcas Werk gelesen,
Ist unsers Handwerks Schutz und Schirm gewesen.

Er hat nicht nur manch übermüt'gen Schwank
Gezimmert auf der schmalen Schusterbank:
Seit er das deutsche Singespiel begründet,
Sind Lied und Kunst und Handwerk eng verbündet.
Der „Wittenbergisch Nachtigall" zum Ruhm
Sang er „Wacht auf, es nahet gen den Tag" ...
So hat er schlicht und treu dem Menschentum
Gedient mit seines Herzens reinem Schlag.

Drum hört das Wort, das Goethe ihm geweiht,
Als grünes Lorbeerreis der Ewigkeit:

„Wie er so heimlich glücklich lebt
Da droben in den Welten schwebt,
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpfuhl alles Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt."

Das sagte Goethe. Und nun hört den Spruch,
Den Meister Sachs heut an uns alle richtet,
Damit des deutschen Handwerks Bannertuch
Nicht werde durch der Zwietracht Hand vernichtet,
Damit ihr nicht des Lebens Reingewinn,
Beckmessernd euch vergällt mit Merkersinn.

*

Das Herz dem Meister auf, der euch entflammt
Und werdet seine Schüler allesamt.

Den Ring schließt fester, der euch heute bindet,
Daß euch die Welt stets auf der Warte findet,
Die über allen Zinnen der Partei
Ein Hort des Friedens und der Wohlfahrt sei.
Das sei die Losung, die sich heut erneue:
Der Meister Glauben und der Meister Treue.
Drum: wenn des Lebens Mühsal euch beschwert,
Denkt an das Wort, das euch Hans Sachs gelehrt:

Verachtet mir die Meister nicht,
und ehrt mir ihre Kunst!

Was ihnen hoch zum Lobe spricht,
Fiel reichlich euch zur Gunst.

— — —

Daß unf're Meister sie gepflegt,
grad' recht nach ihrer Art,
nach ihrem Sinne treu gehegt,
das hat sie echt bewahrt:
blieb sie nicht adlig, wie zur Zeit,
wo Höf' und Fürsten sie geweiht,
im Drang der schlimmen Jahr'
blieb sie doch deutsch und wahr.

— — —

Was deutsch und echt wüßt keiner mehr,
lebt's nicht in deutscher Ehr'.
Drum sag ich euch:
ehrt eure deutschen Meister:
dann bannt ihr gute Geister!
Und gebt ihr ihrem Wirken Gunst,
zerging in Dunst
das heil'ge röm'sche Reich,
uns bliebe gleich
die heil'ge deutsche Kunst!

Fritz Droop

Eine Rede von Hans Sachs

„Liebwerte Bürger und Stadtgenossen! Wollet auch heute wiederum gute Miene zu unserm Spiel machen. Insofern der heutige Frühlingstag viel zu schön ist, zum Schimpfen oder schief Maul ziehen, oder mit armem, fahrendem Volke zu hadern. Wir wollen auch diesmal — des dürft ihr gewiß sein! — unser Bestes geben, und der ist ein Lumpenhund, wie ihr wisset, der mehr gibt, als er hat. Wollet also nit zu viel verlangen, sondern bedenket, daß nicht Halbgötter, wie weiland zu Homeri und der alten Griechen Zeiten, auf der Bühne stehen, sondern schlichte Menschen mit Fehlern und Schwächen wie Hannes Holzschuher, Martin Behaim oder ich selber. Guckt also einem solchen Gesellen nicht allzu scharf aufs Maul und verargt es ihm nicht, wenn er sich einmal versprechen sollte — auch der Herr Bürgermeister kann einmal stolpern — oder ein Verslein falsch spricht — auch die Frau Bürgermeisterin kann einmal beim Strumpfstricken eine Masche fallen lassen.

Wenn einer sein Handwerk ernst nimmt und nimmer denkt, daß er nicht noch besser in ihm werden könnte, soll man ihn nicht schelten. Und so ist es

bei dem Maulwerk, so wir betreiben, auch bestellt. Wer aber zufrieden mit sich ist und sich für einen ausgemachten Meister hält, dem soll man einen Mühlstein und ein sattes Schwein an den Hals hängen und ihn in die Pegnitz werfen, dort, wo sie mehr denn zween Meter tief ist. Ich selbst, wiewohl ich schon über tausend Paar Stiefel geflickt und mehr denn fünfhundert neu aus dem Leder geschnitten habe, halte mich noch nit vollendet in dieser Kunst des heiligen Crispinus, vielmehr gucke gern noch manchem jungen Gesellen, der in Böhmen oder gar in Welschland gewesen ist, seine Sächelchen ab, wenn sie fein sauber sind. Vollends nun gar in der Reimerei oder der Pegasusreiterei, wie die alten Heiden sagten, bin ich aufs Lernen versessen wie ein junges Mädchen unter Zwanzig, so noch keinen Mann gefangen hat, aufs Tanzen. Lasse mir auch gern von jedem Mann und jeder Frau die Wahrheit sagen, selbst wenn es nur ein einfacher Bader ist, der mir den Bart rundschneidet, oder ein altes Weiblein, das mir die gelb gewordenen Kragen wieder weiß wäscht. Nur muß es auch die Wahrheit sein, und nit bloß grobes, unmanierliches Zeug. Einem solchen Stoffel und Schimpfpeter, der seine Tage damit zubringt, unserm Herrgott die Fehler vorzuhalten, die er bei der Schöpfung gemacht hat, möchte ich am liebsten zeitlebens das Maul mit Senfpflaster zukleben oder ihm einen Papageien kaufen, der ihm bei Tag und Nacht in die Ohren schrie: „Schimpfen ist leichter als loben."

So, liebe Stadtgenossen, wollt' ich itzo, daß ihr die beiden Stücklein entgegennehmen möchtet, die Apollo, der Gott der Schalkheit, mir letzte Weihnachten, da ich zwei Tage lang meine Schusterwerkstatt schließen und auf den Dichterberg Parnassus klettern konnte, beschert hat: Nicht als das Gewaltigste, was je in Reime gebracht worden ist, noch aber auch als etwas, allzu Geringes, wie etwa einen Bierschwank oder eine Saupoße, die ins rechte Ohr hineinschlüpft, um gleich aus dem linken wieder hinauszuspringen, und bei der man zuerst zwar lacht, aber gleich hinterdrein zu sich denken muß: „Alter Schafskopf warum lachst du über solche Narrenspossen?" Sondern ihr sollt die Stücklein hinnehmen als zween Leckerbissen und in euer Gedächtnis einschließen wie zwo Goldstücke, die man später in Stunden der Not und der schlechten Laune noch hervorholen kann, um sich zu erheitern und wieder ein paar lustige Augenblicke zu machen.

Seid auch heute nicht ungehalten, wenn wir ein Frauensmensch mit auf die Bretter bringen. Sintemal ich es für ein Mädchen nit für lästerlich halte, falls sie Witz dafür hat, zum fahrenden Volk zu gehen und mit den Mannsleuten um die Wette zu agieren. Solch eine dient Gott ebenso, wie eine, die gut spinnen kann, ihm am Rocken dient, und wenn auch die meiste Welt anderer Ansicht ist, kann ich doch von dem Glauben nicht lassen, und will ihn gegen den besten Vater und die fleißigste Mutter vertreten. Freilich,

wer die Kunst, andere nachzuahmen und Menschenaffe zu sein, nicht versteht, der soll ruhig hinter dem Ofen oder dem Schraubstock bleiben. Denn der Dienst bei den neun Musen ist schwerer als bei einer zänkischen Herrin, und ich habe — das könnte ich mit den härtesten Eiden beschwören! — beim Reimschmieden viel mehr geschwitzt denn beim Schuhmachen.

Aber des wollen wir heute nicht gedenken, vielmehr ein jeder sein Arbeit vergessen und lustig sein, wie es sich für einen Sonn- und Feiertag geziemt. Denn niemand weiß, wie es mit unsereinem nach dem Tode wird. Drum wollen wir, solange wir leben, bedenken, daß der Mund den Menschen um dreierlei Dinge gegeben wurde, um zu essen, um zu küssen und um zu lachen. Man kann nur drüber streiten, was das köstlichste von den dreien ist.

Daß euch viel Lust durchs Maul erwachs',
Wünscht heut' wie immer euch Hans Sachs."

Herbert Eulenberg

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Die Arbeit der Handwerker — Gebräuche des Handwerks

Nicht in der Poesie und nicht in der Wissenschaft ja vielleicht nicht in Geselligkeit und Familienleben jener Jahre gewannen die liebenswerte Innigkeit des deutschen Gemütes und die opfervolle Hingabe an frei erwählte Pflicht ihren höchsten Ausdruck. Sie gewannen ihn aber in der Werkstatt, wo der Deutsche meißelte, schnitzte, in Formen goß und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geschaffenen, in das er eigentümliches Leben sinnig hineinbildete, das war auch eine echte Poesie. Und wenn es nur ein neues Hufeisen oder ein Radbeschlag war, die ein anderer verfertigt hatte, es ziemte ihm nicht achtlos darauf zu treten. An einfache Waren und schmuckloses Gerät gaben Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hin, aber sie taten es mit dem Gefühl eine Kunst zu besitzen, die sie vor den meisten voraus hatten, sie saßen als Bewahrer feiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe, die kein anderer kannte als ihre Brüderschaft und die der übrigen Welt so unentbehrlich waren. Sie waren stolz darauf, unter ihren Genossen die tüchtigsten zu sein, und sie wußten, daß ihre Kunst, redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben sichere, Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt. Und wenn ihnen Gelegenheit wurde, die erworbenen Geheimnisse ihrer Kunst an einem besonderen Stück zu erweisen, da schufen sie, gehorsam den alten Gesetzen und doch mit einziger sinnvoller Erfindung, ein Werk, in dem wir noch heut die Sorgfalt und Liebe der Arbeit und eine sichere Zweckmäßigkeit bewundern, welche zu-

weilen zur Schönheit wird. Der Türbeschlag eines bedächtigen Schlossers, der Löffel eines Nürnberger Goldschmieds, der Tonkrug, den ein alter Töpfer mit Figuren versehen und bunt glasiert hat, zeigen diese Poesie des alten Handwerks. Denn während die gewöhnlichen Erzeugnisse jeder einzelnen Handwerkerindustrie nach Stoff, Form und Preis aufs genaueste bestimmt und die schöpferische Kraft des einzelnen völlig in die Überlieferungen seiner Stadt und Innung gebannt war, kam eine eigentümliche Originalität bei allem zur Erscheinung, was einer sorgfältigeren Behandlung wert schien. Und daneben eine erstaunliche Vielseitigkeit der technischen Kenntnisse. Noch rieb der Maler seine Farben selbst, kochte den Firnis, aber er schnitt auch in Holz und gravierte Kupferplatten; Albrecht Dürer verkaufte in der Marktbude Bilderbogen mit Holzschnitten, zu denen er vielleicht selbst den Text gemacht hatte. Der Goldschmied war auch Zeichner und Modelleur, es war seine Freude, aus jedem wertvollern Stück ein kleines Kunstwerk zu bilden, in welches er einen Teil seiner Seele hineinlegte. Wenn die Einrichtung der Häuser, der Kirchen in allen Grundformen bis auf das Verhältnis der Maße feststand, zeigt sich um die Arabesken der Steinarbeit in zahllosem, oft überreichem Detail das Behagen, mit welchem die Seele des Erbauers, wo ihr freies Schaffen erlaubt war, dem Drang folgte, eigentümliches Wesen auszudrücken. Gerade in dieser Verbindung von beengender Tradition und von freier Erfindung wurde die Handarbeit den Städten zum Segen, überall höheren Wohlstand, Gesittung, Bildung entwickelnd. Und die Städte standen durch das ganze Land als zahllose Knotenpunkte eines Netzes freier Genossenschaften, zwischen denen das flache Land, in seiner Entwicklung zurückgeblieben, fast feindlich lag.

Nur selten haben wir Gelegenheit, an solcher Arbeit eines einzelnen Handwerkers aus dem 14. Jahrhundert die Tüchtigkeit der Kleinen zu schauen und uns zu erinnern, daß unsere gesamte Produktion, die nicht nach jeder Richtung jener Zeit überlegen ist, auf den Werkstätten beruht, in welchen das deutsche Handwerk zuerst stolzes Selbstgefühl gewann. Wir wissen auch wenig von dem Treiben in der Werkstatt und von der allmählichen Ausbildung der Handwerksordnung. Wie der Arbeiter lebte bei seinem Gerät, unter seinen Genossen, möchten wir gern aus den spärlichen Trümmern alter Handwerkersitte erraten, welche uns überliefert sind. Was uns davon wie durch einen Zufall bewahrt wurde, ist freilich nicht in jener alten Zeit niedergeschrieben. Erst um das Jahr 1700 kam ein Konrektor in Altenburg auf den Einfall, einiges Zeremoniell des Handwerks, das zu seiner Zeit noch vorhanden war, aufzuzeichnen. Das wenige, was er drucken ließ, weist alten Brauch in verkommenem Zustande durch spätere Zusätze entstellt, aber an einigen Stellen vermag man leicht den guten Kern auszusondern. Und darum soll hier ein Stück der mittelalterlichen Handwerksgewohnheit

nach dem Buch des Frisius: Der vornehmsten Künstler und Handwerker Zeremonial-Politika, Leipzig 1708, mitgeteilt werden.

Es ist die Ansprache, welche einer der alten Handwerksknechte dem Jungen hält, der in die Brüderschaft der Schmiedeknechte aufgenommen wird. Das Zeremoniell beim Freisprechen wurde früh possenhaft und roh, die Gebräuche der Deposition auf den lateinischen Schulen waren ganz nach dem Geschmack der Zeit und drangen auch in das Handwerk; hier durften wenige Stellen, welche durch ihren anderen Ton als spätere Zusätze kenntlich sind, weggelassen werden.

Wenn die Meister und Knechte versammelt waren, den jungen Gesellen freizusprechen, so ging der Altknecht, nachdem er mit Gunst um Erlaubnis gebeten hatte, in die Schmiede und setzte den Blasebalg in Bewegung; denn allen Schmieden, welche an der Esse arbeiteten, ziemte die Herdflamme bei ihrer Vorsorge, aber den Kessel- oder Kaltschmieden nicht. Sobald die Kohlen auf dem Herde glühten, wurde „der jung Gesell in die Versammlung eingeführt, und der Altknecht begann mit diesen Worten seine Vorsage“:

Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk. Mit Gunst! Meister und Gesellen, stillet euch ein wenig, Jung Gesell, ich will dir Handwerksgewohnheit sagen, wann gut wandern ist; zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es fein warm ist und die Bäume Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittage nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: „Lehrmeister, ich sag Euch Dank, daß Ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden.“ Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß Ihr mich in der Wäsche frei gehalten, so ich heut oder morgen möchte wieder kommen, stehet es um Euch wieder zu verschulden.“ Willtu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, so sprich den Meister an, sage: „Meister, ich will Euch angesprochen haben, ob Ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen.“ Danach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderschaft, bedanke dich bei ihnen und sprich: „Gott behüte euch, saget mir nichts Böses nach.“ Wenn du dann Geld hast, trinke Valet mit ihnen und frisch an und wandere zum Tor hinaus.

Wenn du aus dem Tor kommst, so nimm drei Federn in die Hand und blase sie auf die Höhe, die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere über das Wasser, die dritte gerade hinaus; stoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Wasser fährst, wirf einen Stein hinein, trägt's den Stein, dann trägt's auch dich. Frisch an und ziehe gerade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehst, wirst du kommen an einen dürren Baum, darauf sitzen drei schwarze Raben und schreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin.“ Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken: „Ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen.“ — Dann wirst du kommen an ein Dorf, an des End steht eine Mühle, die wird immer gehen und sagen: „Kehr um, kehr, kehr, kehr um.“ Du aber sollst fortziehen und sagen: „Mühle, geh zu deinem Klang, ich will gehen meinen Gang.“ Und wenn du weiter kommst, da werden drei alte Frauen sitzen und sagen: „Jung Gesell, weich von dem Wald, die Winde wehen sauer und kalt“; du aber wirst weitergehen und sagen: „Im grünen Wald, da singen die Vögelein jung und alt, ich will mich ihnen lustig erweisen.“

Und wenn du in den dicken Wald kommst, da wird ein Reiter geritten kommen in rotem Samtmantel und sprechen: „Wie so lustig, Landsmann?“ Darauf wirst du sagen: „Soll ich nicht lustig sein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir.“ So wird er dir einen Tausch anbieten, tu es aber nicht flugs zum erstenmal, das anderemal auch nicht, bietet er dir aber das dritte Mal Tausch an, so bist kein Tor und gib ihm deinen Rock zuerst, sondern laß dir seinen Mantel zuerst geben. Wenn du nun von ihm erlöst bist, so geh immer fort und sieh nicht um, denn er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wohl um dein Leben bringen.

Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen, die Winke die Wanke, die Klinke die Klanke, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen und du wirst gedenken: „Ach wär' ich daheim bei der Mutter geblieben.“ Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Schmied, schlag hierher!

Bist du aus dem Wald hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit schönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, schüttle den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein andrer guter Gesell unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrat findet. Danach wirst du kommen vor einen großen Berg, da wirst du denken: „Lieber Gott, wie werd ich mein Bündel hinaufbringen auf den hohen Berg“. Hänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und schleppe es hinter dir her, sondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, so nimmt dir's niemand. Wenn du nun fortgehst, so wirst du kommen vor einen Brunnen, da wird dich sehr dürsten; wenn du nun trinkest, so lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken, denn wenn du trinkest, möchte das Bündel den Schwang nehmen und dich hinab-

reißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, sonst möchte einer kommen und dir's wegnehmen, so kämest du um dein Bündel. Und wenn du trinkst, so halte dich sauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein andrer guter Gesell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, schlag hierher!

Fasse dein Bündel auf und gehe immer fort, so wirst du sehen einen Galgen. Du sollst dich nicht darum freuen noch traurig sein, daß dort einer hanget, sondern du sollst dich darum freuen, daß du auf eine Stadt oder Dorf kommst. Wenn du nahe hinzu bist, setze dich eine Weile nieder, lege ein gut Paar Schuh' an und geh' in die Stadt hinein.

Da wird dich der Torwart anrufen: „Woher, jung Gesell?" So nenne dich nicht von weit her, sondern sprich immer daher: „vom nächsten Dorf", so kommst du am besten aus. Nun ist an manchen Orten der Brauch, daß der Torwart einen nicht zum Tor hineinläßt, man lege denn sein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und sprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister ist wohl die Herberge?" Danach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommst, so sprich: „Guten Tag. Glück herein. Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen. Herr Vater, ich bitt', ihr wollet mir doch ein Gesellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Tore hereinbringen." Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeisen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirstu das Zeichen aufweisen, so werden sie dir das Bündel folgen lassen.

Danach mußtu wieder auf die Herberge gehen und sprechen: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß Ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich Euch angesprochen haben um das Handwerk, ob Ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte, der Herr Vater setze mir nicht den Stuhl vor die Tür, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichen Gesellen zukömmt."

Dann wird der Herr Vater sagen: „Wenn du willst ein frommer Sohn sein nach Handwerksbrauch, so geh hinein in die Stube und lege dein Bündel ab in Gottes Namen". Wenn du nun in die Stube kommst und die Frau Mutter ist drinnen, so sprich: „Guten Abend Frau Mutter", hänge dein Bündel aber nicht an die Stubenwand, sondern lege es fein unter die Hammerbank; verliert der Herr Vater seine Hämmer nicht, so wirst du dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt hast und der Bruder arbeitet, so schlage ein- oder zweimal mit und frage dann, ob hier der Brauch ist, daß man aufs Geschenk geht.

Wenn du auf das Geschenk gehst um Gabe und Trunk, so gehe nicht zuerst in die nächste Werkstatt, sondern gehe fein in die weiteste Werkstatt,

damit du der Herberge immer näher und näher kommst. Wenn du auf dem Geschenk in eine Werkstatt kommst und ein Stück Schmiedearbeit im Hause liegt, so hüte dich, mit Füßen darauf zu treten oder zu spucken, sonst möchten die Schmiede sprechen: „Ei, wer weiß, ob er's selber so gut machen kann als das ist". Wenn du nun ein- oder zweimal getrunken hast, so sprich, wenn der Meister in der Werkstatt ist: „Meister, ich sage Dank Eures Geschenkes, Eures guten Willens, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden". Danach bedanke dich bei den Knechten auch und sprich: „Schmied, ich sage dir Dank deines Geschenkes, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommst und ich in Arbeit stehe, will ich dir wieder ausschenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen soll sein".

Wenn du nun wieder auf die Herberge kommst, so wird der Bruder sprechen: „Wie ist's Bruder, haben dir die Knechte auch geschenkt?" Sprich immer „ja", wenn du gleich keinen Trunk gesehen hast.

Wenn sie nun des Abends zu Tische gehen, so setze dich an die Stubentür. Spricht der Herr Vater: „Schmied, komm her und iß mit", so lauf nicht flugs hinzu, sondern kannst sagen: „Herr Vater, ich sag Euch Dank davor"; spricht er's aber zum andernmal, so geh immer hin und iß mit. Wenn du nun satt bist, so stecke dein Messer nicht ein, ehe die andern satt sein, sonst möchten sie sprechen: „Das ist ein kleiner Essenschmied, er will gewiß einen ausstechen, weil er so wenig ißt". Wenn dir's hernach der Herr Vater zutrinkt, so kannst du wohl trinken; hastu aber Geld, so kannst du austrinken und sprechen, ob man einen Boten kann haben, du wolltest auch eine Kanne Bier geben.

Wenn es nun auf den Abend kömmt, so wird dir der Herr Vater lassen das Bett weisen. Wenn dir nun die Schwester auf den Boden leuchtet und du das Bett gewahr wirst, so wünsche ihr eine gute Nacht und sprich: sie soll in Gottes Namen hinabgehen, du willst dich schon ins Bett finden. Am Morgen steh zur Zeit auf, und wenn du in die Stube kömmst, so wünsche allen guten Morgen, da werden sie dich vielleicht fragen, wie du geschlafen hast; so sage ihnen auch, was dir geträumet hat.

Wenn du nun wieder fortläufst, so sprich: „Herr Vater, ich sag' Euch Dank, daß ihr mich und mein Bündel habt geherbergt, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden". Lauf also fort. Wenn du nun in das Tor kommst, so werden sie dich fragen „wo zu?" Sprich nur, du weißt es selbst nicht. Und lauf immer zu. —

Alles mit Gunst. Ich wünsche dir Glück zu Wege, zu Stege, zu Wasser und Land, wo dich der liebe Gott hinsendet. Und wo du heut oder morgen möchtest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, so hilf sie aufrichten.

Hilf Handwerksgewohnheit stärken und nicht schwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann sein; wo es aber nicht kann sein, so nimm dein Bündel und lauf davon.

Soweit die Vorsage der Schmiedegesellen.

Durch ähnliche Vorsage der Zucht ist das ganze Leben des Handwerkers in seiner Innung gefestigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zusammenkunft der Meister und Knechte geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meisters. Wenn die Lade geöffnet ist und Handwerksgebrauch geübt wird, steht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder tue. Auch der Tagesverkehr des Meisters und seiner Knechte, alle Leistungen, ja alle Gunst und Gefälligkeit ist in herkömmlicher Weise geordnet, durch Spruchwort und Wechselrede bestätigt.

Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, welches die harten Gesellen aneinander fesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm sein Herrengefühl in der Welt geben; der sonst in der Fremde rechtlos und schutzlos wäre, er findet damit, soweit die deutsche Zunge reicht, überall solche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in der er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der solche Vorteile bot, immer künstlicher wurde. Ebenso wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwang erstarrte, wurde auch mit den Ansprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben, der Formelkram zuletzt den Gescheiten lästig. Es kam die Zeit, wo die Arbeit der Privilegierten nicht mehr dem Bedürfnis der Nation genügte, wo neue Staaten mit größerer Sicherheit des Verkehrs, besserer Schule und freierer Intelligenz auch die höhere Idee der freieren Konkurrenz und Arbeit vertreten konnten. Jene alten Formeln und Bräuche des deutschen Handwerks sind dem Geschlecht der Gegenwart veraltet. Wir aber denken daran, daß sie dem deutschen Handwerksgesellen einst die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Tal, durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern ziehen und dort auf fremder Erde in der Gemeinschaft mit seinen Brüdern so lange zu hämmern, zu messen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unserer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutschen Volke zugemessen, angehämmert und eingenäht waren.

Gustav Freytag

Der Handwerker

Nichts Schön'res weiß ich, und es rührt mich immer
das Handwerkszeug, gerichtet an der Wand
in eines Schreiners sauberem Arbeitszimmer:
die helle Säge mit gezahntem Rand,
der Maßstab hier, die schnurgerade Elle,
der Hobel mit dem schöngebog'nen Griff.
der Bohrer, Meißel und mit blankem Schliff
die Zahl der Äxte. Alles an der Stelle,
wo es zur Hand. Man sieht, wozu es fromme,
an jedem Stück. So oft ich dorthin komme —
ich gehe gern zu jedem Handwerksmann —,
seh ich mir alles immer wieder an
und sage: „Ja, da weiß man, was man treibt!
Das edle Holz, Werkzeug, geschickte Hand.
O Meister, segnet euch! Doch wir? Was bleibt
von unsrem Tun? Ein Vers, ein Traum, ein Tand!"

Will Vesper

Volks- und Privatwirtschaft

Das Wesen der Volkswirtschaft gegenüber der Privatwirtschaft vergegenwärtigt man sich am besten, wenn man einmal festzustellen versucht, von wo eine Arbeiterfamilie unter unseren Verhältnissen ihren Hausbedarf bezieht. Zur Kleidung lieferten die Vereinigten Staaten Amerikas die Baumwolle, das Kap oder Australien die Wolle, Rußland das Leinen, Brasilien das Sohlenleder. Alle Weltteile steuerten das Rohmaterial für die Kleidung bei. Ebenso lieferten zur Nahrung Argentinien Weizen, Indien Reis und Gewürze, Java Kaffee, Norwegen Heringe. Die Baumwolle wurde eventuell in England versponnen, in der Schweiz verwebt, in Eilenburg bedruckt, um noch durch die Hände verschiedener Zwischenhändler zu gehen, bevor der fertige Stoff in den Haushalt des Arbeiters gelangt. Jeder, durch dessen Hand derselbe ging, heftete Arbeit daran, erhöhte den Wert und erhielt von dem folgenden die Bezahlung. Die Verwertung fiel schließlich in unserem Beispiel dem einfachen Arbeiter zu, der heutigen Tages mitten im Weltgetriebe steht und in jedem Moment genießt, was Tausende in den verschiedenen Himmelsgegenden für ihn geschafft haben.

Weit komplizierter wird das Bild, wenn wir in Betracht ziehen, was sonst zur Kleidung gehört, Nadeln, Knöpfe, Haken und Ösen, die aus vielen verschiedenen Fabrikationszweigen hervorgingen, und was sonst jetzt in dem

Haushalt des Arbeiters allgemein zu finden ist, Möbel, Betten, Töpfe, Gläser, Messer, Gabeln, Löffel, Lampe, Feder, Tinte, Uhr usw. Hunderte von Fabriken arbeiteten, um seine Häuslichkeit auszustatten, während der Neger, was er gewöhnlich braucht, sich selbst beschafft, nur ausnahmsweise etwas von auswärts erhält. Er steht daher nicht in der Volkswirtschaft, sondern in einer Einzelwirtschaft, wie dies auf unserem heimischen Boden noch vor $1^1/_2$ Jahrtausenden bei den Germanen ebenso der Fall war.

Daß unser Arbeiter aber die Produkte anderer Länder genießen kann, ist nur durch viele Vorbedingungen möglich. Nur der rege Schiffsverkehr, die Eisenbahnen verbilligen den Transport derart, daß seine Kaufkraft zum Bezuge der Artikel ausreicht. Aber diese wurden erst möglich durch bedeutsame Erfindungen als Ergebnisse Jahrhunderte alter Kultur, von der jeder von uns in jedem Momente Nutzen zieht, meist ohne es sich zu vergegenwärtigen. Mit Recht sagt Frédér. Bastuat einmal: Der Kulturmensch müßte Jahrhunderte arbeiten, wenn er das selbst herstellen wollte, was er an einem einzigen Tage genießt; und die Sozialdemokraten sind sehr im Irrtume, wenn sie behaupten, der Arbeiter habe nicht Anteil an den Segnungen der Kultur.

Wie der Kulturmensch so verwertet, was andere für ihn geschafft haben, arbeitet er auch für andere, evtl. in fernen Gegenden, vielleicht noch für spätere Jahrhunderte. Der Maurer baut an einem Hause, das er nicht bewohnen wird, der Schlosser in einer Fabrik an einer Maschine, die vielleicht für Japan bestimmt ist, der Erdarbeiter schafft an einem Tunnel, der noch nach Jahrhunderten den Verkehr erleichtern soll, den er selbst aber vielleicht nie durchfährt. Aber jeder erhält schon hier sofort den Lohn für seine Arbeit, die einem anderen Weltteil oder noch nach 100 Jahren seinen Nachkommen zugute kommt.

Ebenso bezahlt der Arbeiter mit seiner Karre Erde das Brot des Bäckers wie das Getreide und damit evtl. den Landwirt in Australien oder Nordamerika, der es gebaut hat; der Maurer mit seiner Arbeit trägt nicht nur die Schuld bei dem Händler für das Kleid seiner Frau ab, sondern entschädigt den Schiffskapitän, der die Baumwolle von New Orleans herüberbrachte, wie den Farmer, der sie baute, und er bezahlt noch nachträglich den Auswanderer für die Kultivierung des Bodens vor mehr als 200 Jahren. So wird auf diese Weise die Tätigkeit nicht nur von verschiedenen Weltteilen, sondern auch von Generationen miteinander verbunden. Das Vorausgenießen von Leistungen, die erst später nutzbar werden, und das Heimzahlen für Nutzungen an frühere Generationen durch die Vermittlung des Kredites gehört zu den interessantesten Kapiteln unserer Wissenschaft.

Es ergibt sich aus allem, daß heutigen Tages jede Privatwirtschaft der Kulturländer mitten im Strome des großen Weltverkehres steht. Sie

ist zu vergleichen mit einer Masche eines großen weitverzweigten Netzes oder dem Zahn eines Rades in einem komplizierten Mechanismus oder richtiger mit der Zelle eines tierischen Organismus, welche durch Osmose und Endosmose eine selbständige Lebenstätigkeit entfaltet, durch beständigen Austausch mit den Nachbarzellen Nahrung aufnimmt und wieder abgibt, während sie isoliert zugrunde geht, und nur im Zusammenhange als Teil eines lebenden Organismus Höheres zu leisten vermag.

Der oberflächliche Beschauer ahnt hier ebensowenig den inneren Zusammenhang der Tätigkeiten der Privatwirtschaften, wie bei dem Hin- und Herlaufen der einzelnen Tiere in einem Ameisenhaufen, und es bedarf einer tiefgreifenden Untersuchung, um den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erkennen.

J. Conrad

Die Naturbedingungen der Volkswirtschaft in Baden

Das Wirtschaftsleben in Baden zeigt ein ungemein mannigfaltiges Bild. Dies bringt schon die große Verschiedenheit der Bodengestaltung und des Klimas mit sich. Gunst und Ungunst der Natur sind sehr ungleich verteilt, und sie haben in den verschiedenen Zeiten sich verschieden geäußert. Dies ist vor allem dem Einfluß der Verkehrsverhältnisse zuzuschreiben, sie haben je nach der Gestaltung des Weltmarkts und nach dem Stande der Transporttechnik den Oberrhein bald begünstigt, bald zurückgedrängt, bald der einen, bald der andern Landschaft die überwiegenden Vorteile zugewandt. Aber auch die Produktionsbedingungen, wie sie die Natur der menschlichen Arbeit stellt, haben sich verschoben. Sind doch gerade die ertragreichsten Ländereien erst durch die Arbeit von Jahrhunderten vor dem Rhein und den Seitenflüssen gesichert, dann in ihrer Fruchtbarkeit erhöht oder an den Berghängen durch Rodung dem Weinbau gewonnen worden. Der Anbau der Handelsgewächse, der so lange für unsere Landwirtschaft kennzeichnend war, hat, weil vom Handel abhängig, die größten Schwankungen durchgemacht. In den Gebirgen hat bald der Körnerbau, der sich dem Wald notdürftig anpaßte, bald die Viehzucht, bald die Forstwirtschaft, und in dieser wieder haben verschiedene Nutzungen und Holzarten die führende Rolle gespielt. Die Mineralschätze der Berge, der Goldsand und der Fischreichtum des Rheines, einst für die Besiedlung und die Wirtschaft des Landes von großer Bedeutung, haben sie eingebüßt; die großen Wasserkräfte, früher unbewältigt, werden dagegen jetzt täglich wertvoller, während die früher benutzten schwächeren beim Erliegen der Kleinmühlen jetzt vernachlässigt werden. Leicht verschiebbar hat vollends die Industrie bald in der überwiegenden Verarbeitung heimischer bald ausländischer Stoffe ihre Aufgabe gesehen.

Die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der Naturbedingungen wird noch übertroffen durch die Vielgestaltigkeit und den Wechsel der politischen Entwicklung der Gebiete, aus denen sich das heutige Gebiet des Landes Baden zusammensetzt. Keines der vielartigen Staatengebilde, die das alte Reich umschloß, geistlicher und weltlicher Art, von der Provinz des Kaiserreiches und dem Kurfürstentum an bis zum Reichsdorf, fehlte hier. Auch in dem wirtschaftlichen Leben des Volkes hat das tiefe Spuren hinterlassen. Man meint außerhalb Badens so oft, daß durch die Schaffung des neuen badischen Staats die Bevölkerung nivelliert sei, daß, weil die historischen Erinnerungen an den früheren Zustand allerdings nur geringe Kraft besitzen, auch sein Einfluß ausgelöscht sei. In Wirklichkeit wurzeln vielmehr die alten Verschiedenheiten kaum in einem deutschen Gebiete so tief wie in Baden; und selbst im Beamtentum und der Verwaltung Badens ist die Herkunft aus der alten Markgrafschaft unverkennbar. Vor allem wird das geistige Leben noch jetzt durch die Vergangenheit wesentlich beherrscht; denn die Verteilung der Konfessionen ist genau so geblieben wie sie das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation hinterlassen hat.

Das 19. Jahrhundert hat diese verschiedenen Gebiete zu einer politischen Einheit zusammengefügt, und sie sind verhältnismäßig bald, nachdem sie nur eine schwere Erschütterung durch die Revolution von 1848 und 1849 durchgemacht haben, zu einer wirklichen, von einem starken Staatsbewußtsein getragenen Einheit zusammengewachsen. Die Gründung des Reichs, die den Einzelstaaten erst den Boden wirklich fruchtbarer Tätigkeit abgrenzte, konnte dies nur fördern. So ist auch in seinem Wirtschaftsleben Baden trotz seiner langgestreckten, schmalen Gestalt als eine Einheit aufzufassen. Es ist zwar überall Grenze und deshalb überall mit der Wirtschaft der Nachbargebiete eng verflochten; es ist auch eines der wichtigsten Durchgangsgebiete und schon hierdurch ebenso wertvoll für das Ganze der deutschen Volkswirtschaft wie abhängig von ihm; aber es ist zugleich durch sein höchst entwickeltes Verkehrswesen in allen seinen Teilen eng verbunden, es ist durch eine einheitliche Wirtschaftspolitik nach gleichen Zielen gewiesen, und auch die sozialen Voraussetzungen sind vergleichsweise einheitlich.

Eberhard Gothein

Die Gewerbe in Baden

In einem so altkultivierten Gebiete, wie es das heutige Baden ist, hat sich frühzeitig städtisches und gewerbliches Leben entwickelt, obwohl die größeren Bischofs- und Reichsstädte meist auf dem linken Ufer lagen. Aber auch unsere Städte, Konstanz, Freiburg, Pforzheim, Baden haben ihre selbständige Zunftentwicklung, und Konstanz hat auch erbitterte Zunft-

kämpfe gesehen. Neben der großen Mehrzahl der Gewerbe, die für den Lokalbedarf arbeiten, gibt es frühzeitig Exportgewerbe, die des Kaufmanns, den man jedoch ängstlich vom Gewerbebetrieb selber fernhält, bedürfen: so die Leineweber in Konstanz, die Granatenschleifer und Bohrer in Freiburg, später auch, schon unter fürstlicher Fürsorge, die Tuchmacher in Pforzheim. Vor dem 30jährigen Kriege ist dann überall das allgemeine Zunftrecht durchgeführt; Landeszünfte werden zumeist nach württembergischen Vorbild gegründet, der Verkehr der Einzelzünfte mit den Mutterladen in den Reichsstädten wird unterbrochen. Die Innungen sind dadurch der Reglementierung der Landesobrigkeiten unterworfen, dafür aber auch vor der Beunruhigung durch die Gesellenverbände geschützt. Das der Selbstbestimmung entbehrende Handwerk verfiel in Erstarrung; für den Bau und die Ausschmückung der prächtigen Schlösser bedurfte man Künstler, meist fremder Herkunft. Im 17. Jahrhundert machte dann Kurfürst Karl Ludwig das bedeutsame Experiment mit völliger Gewerbefreiheit in Mannheim. Zwar gelang es in dieser modernen Musterstadt, aber es blieb zu isoliert, um größere Bedeutung zu erlangen. So wurde auch im 19. Jahrhundert bei der Bildung des badischen Staates die Zunftverfassung beibehalten, wenn auch vielfach gemildert. Man wagte hier nicht, das französische Vorbild nachzuahmen. Auch die Stürme von 1848 überdauerte sie; als man jedoch endlich im Jahre 1864 die Gewerbefreiheit einführte, geschah es mit allgemeiner Billigung, da man nur noch wenig mehr als lästige Schranken von ihr verspürte.

Längst aber war neben dem Handwerk eine von diesen Beschränkungen freie Industrie, die wie überall zunächst die Absatzwege in die Ferne einschlug, erwachsen. Im Schwarzwald hatten sich selbstwüchsig auf Grund uralten Hausfleißes Gewerbe entwickelt, die durch Hausiererkompagnien Absatz fanden. Aus ihnen erhob sich jene merkwürdige Hausindustrie der Uhrmacherei samt ihren Hilfs- und Nebengewerben, die hier ihren dauernden Standort bis zur Gegenwart nahmen. Sie blieb unreglementiert und hat erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jene Hilfe des Staates erhalten, über deren Nützlichkeit nirgends ein Streit besteht: den Fachunterricht und die technische Beratung. Andere Industrien hingegen erhielten von Anfang an eifrige Staatsunterstützung; es waren meistens solche, von denen man Beschäftigung oder Nebenbeschäftigung einer dürftigen Bevölkerung in dünnbewohnten Gegenden, also wiederum meistens im Schwarzwald, erwarten konnte. Die staatliche Begünstigung hat der Strohhutflechterei nochmals in der Mitte des 19. Jahrhunderts einen vorübergehenden Aufschwung gegeben. Die Handspinnerei der Baumwolle hatte schon im 18. Jahrhundert eine Verschiebung der Erwerbsverhältnisse des südlichen Schwarzwalds mit sich gebracht; sie mußte der Maschine erliegen. Die Tabakindustrie, veranlaßt durch den Anbau des Rohmaterials, hat in der Pfalz im 18. Jahr-

hundert manche Reglementierung, namentlich einen verunglückten Monopolversuch über sich ergehen lassen müssen, aber sie hat sich damals schon hier wie in Lahr unvertilgbar eingebürgert. Ebenso hat damals die Bijouterie in Pforzheim nach vielen Experimenten und noch mehr Krisen, die ihr auch im 19. Jahrhundert nicht erspart blieben, festen Fuß gefaßt. Meistens waren die Bemühungen der Obrigkeit als Anstoß unentbehrlich, ihr Erfolg aber immer unsicher. Zwei Dinge schienen dabei immer nötig: Heranziehung des privaten Kapitals für die Unternehmung und Einbürgerung der Arbeitsart in der Bevölkerung. Oft hat man, bald notgedrungen, bald überzeugt, selbst eine solche Tätigkeit ausländischer Kapitalisten, die wir jetzt eher als eine Ausbeutung der Arbeit bezeichnen würden, als eine ihr erwiesene Wohltat angesehen.

Die Revolutionskriege brachten einen jähen Zusammenbruch der bereits ziemlich entwickelten Anfänge der Industrie. Der Neuaufbau im Großherzogtum, das doch für sich viel zu klein war, um einer Industrie einen genügenden heimischen Markt zu gewähren, ging langsam vonstatten. Der neuen Bedingungen: Dampfkraft und Arbeitsmaschine, konnte sich das kapitalarme Zeitalter nur langsam bemächtigen und auch den Hausindustrien und Manufakturen, soweit sie technisch noch nicht überholt waren, fehlten die starken Antriebe. Aber es blieb eine an industrielle Nebenbeschäftigung gewohnte Bevölkerung; nur die Landschaften, in denen sie schon das 18. Jahrhundert herangezogen hatte, sind Industrielandschaften bis auf unsere Tage geblieben; ja die alten Industrien selber haben im wesentlichen auch ihren alten Standort behalten: Breisgau und Wiesental die Textilindustrie, der Schwarzwald die Uhrmacherei, die Pfalz und Lahr die Tabakindustrie, Pforzheim die Bijouterie.

Die Befreiung des Rheines durch die erste Rheinschiffahrtsakte 1832, der nicht einmal gerne vollzogene Anschluß Badens an den Zollverein 1835 gaben der badischen Industrie erst die Möglichkeit, sich freier zu regen. Neue Industriezweige, die bis dahin ausgeschlossen erschienen, wurden schrittweise gewonnen. Wie die deutsche Industrie überhaupt, deren Schicksale sie teilt, hat sich die badische zeitweilig langsam, dann beinahe sprunghaft schnell entwickelt. Vor andern deutschen Industriegebieten zeichnet sich Baden durch eine relativ gleichmäßige Verteilung der Industrie und noch mehr der industriellen Bevölkerung aus. Wenn man im Osten von einer Industrialisierung der Volkswirtschaft spricht, so bedeutet das eine immer steigende Anhäufung der Arbeiterbevölkerung und der Unternehmungen in großen Städten. Auch Baden sind in seinen beiden Großstädten diese Erscheinungen nicht fremd. Namentlich Mannheim übt eine starke Anziehungskraft auf die ländliche Bevölkerung, und zwar weniger auf die der fruchtbaren und selbst mit Industrie versehenen Nachbarschaft als auf weiter entlegene Distrikte, die sogar teil-

weiser Entvölkerung verfallen. Aber es ist das nicht das eigentlich Charakteristische unserer Volkswirtschaft; denn selbst jene Hauptstädte, vollends aber die dritte Industriestadt Pforzheim und die Textilindustrie im Oberland belassen einen beträchtlichen Teil der in ihnen beschäftigten Arbeiterschaft den ländlichen Wohnplätzen, was durch die Arbeiterzüge und durch das Fahrrad ermöglicht wird. Zugleich zeigt sich, daß sie geringgelohnte Industrien geradezu aufs Land hinaus abstoßen und nur die geschäftliche Leitung bei sich behalten.

Eberhard Gothein

Am Schraubstock

Backen aus Eisen,
Packt, bis ihr brecht!
Zähne, die beißen,
Halten nicht schlecht.

Härte den Meißel,
Halte ihn scharf,
Schleife ihn öfter,
Als er's bedarf,

Fasse den Hammer
Am Ende des Stiels,
Freu' dich am Takte
Des klingenden Spiels.

Drücke drauf! 's ist um die
Feile nicht schad'.
Was du auch tun magst,
Feile gerad! —

Hart ist das Eisen,
Härter der Stahl,
Am härtsten die Stunden
Gar manches Mal.

Tropft von der Stirne
Schwarz dir der Schweiß,
Wird es dem Hammer,
Der Feile zu heiß.

Kannst du nicht biegen
Stahl oder Guß,
Will dir nicht brechen,
Was brechen muß.

Bist du nur selber
Nicht daran schuld:
Wahre dir, wahre
Mut und Geduld!

Max Eyth

Schwarzwälder Uhren

Von ihren Wanderungen brachten die Glasträgerkompagnien mancherlei neue Waren heim, die der bäuerliche Gewerbefleiß herstellen, und die sie selber vertreiben konnten: die Strohhüte, die Blechlöffel, die Holzuhren. Und diese letzteren gaben den Anstoß zu einer höchst mannigfaltigen Industrieentwicklung. Mit gewandter Hand schnitzte der Bauer die Bestandteile der Uhr nach; er vereinfachte sie seinem Zweck gemäß, er brachte Verbesserungen an, er wußte eine Menge Dekorationen zu erfinden. Die Freude am Seltsamen, die Lust, Rätsel aufzugeben und zu lösen, führt ihm dabei die Hand; und deshalb zeigt sich sein Scharfsinn am glänzendsten in den Erfindungen von Automaten und Spieluhren.

Eben weil der Uhrmacher, mit einem starken Selbstgefühl ausgerüstet, durchweg als mechanischer Künstler arbeiten will, bleibt die Arbeitsteilung unvollkommen und zu jener Exaktheit der Technik, wie sie die Taschenuhr erfordert, dringt man hier, wo sich niemand einem gemeinsamen Arbeitsplan unterordnen will, auch niemals durch. Die Arbeitsteilung besteht nur in der Absonderung der künstlerischen und technischen Hilfsgewerbe. Bei ihrer Ausbildung geben Scharfsinn und Talent der Schwarzwälder, aber ebenso auch ihre ganze individualistische Gesinnung wiederum die deutlichsten oft glänzenden Proben. Wirtschaftlich aber wird hierdurch erreicht, daß sich die Schwarzwälder Uhrenindustrie nach und nach auch in bezug ihrer Materialien von auswärtigen Plätzen wie Nürnberg völlig freimacht.

Die ersten Uhrmacher erhielten Anregung und Beispiel vor allem vom Ausland; sie lauschten Fremden den Mechanismus der Werke und die Verwendung der Instrumente ab und bildeten das richtig erfaßte Prinzip aus. Bald fanden sie die unentbehrliche wissenschaftliche Unterstützung und künstlerische Belehrung in der Heimat selber. Die Benediktiner der Schwarzwaldklöster erwarben sich in dieser Hinsicht die größten Verdienste um ihre Landsleute. Sie brachten ihnen mit mathematischen und musikalischen Kennt-

·nissen auch die aufrichtigste Bewunderung entgegen. Der Abt von St. Peter, Ph. Steyrer, ist der erste Geschichtsschreiber der Schwarzwaldindustrie geworden; und er faßte seine Aufgabe dahin auf, der Verkünder des Ruhmes der Erfindungsgabe seiner Landsleute zu sein.

Der Lebensnerv dieser Industrie blieb aber immer der Handel. Mit richtigem Gefühl hatten das die Schwarzwälder erfaßt. Sie arbeiteten nicht für den fremden Kaufmann, sondern sie verstanden es, die Absatzwege selber aufzusuchen und zu beherrschen. Schwache Versuche der Produzenten, selber, sei es einzeln oder genossenschaftlich, den Verkauf an den Konsumenten in die Hand zu nehmen, wurden frühzeitig aufgegeben. Aber auch die alten Glasträgerkompagnien, die über den Oberrhein und Schwaben nicht hinauskamen, genügten nicht. Nach dem Muster ihrer inneren Verfassung, aber ohne ihre geographische Beschränkung und Abgrenzung entstehen nun allerwärts große und kleine Kompagnien von Uhrenhändlern, die binnen weniger Jahrzehnte alle Länder der zivilisierten Erde durchstreiften und für die Schwarzwälder Uhr gewannen. Der Hausierhandel blieb die Grundlage des Betriebes. Waren, die der wandernde Händler gleichzeitig unterbringen konnte, und die vom Zunftzwang freigelassen waren, verband er miteinander, und stets war er bedacht, keinen Weg umsonst zu machen, Einkauf und Verkauf zu kombinieren.

Der Wechsel der Absatzbedingungen in den einzelnen Ländern, Verbote und Zollschwierigkeiten, die ihnen bereitet wurden, veranlaßten die größeren Uhrenkompagnien, sich planmäßig in verschiedenen Gebieten festzusetzen. Je nach den Kenntnissen und Fähigkeiten ward jeder einzelne „Kamerad" für einen Platz, für einen Zweig des Geschäftes bestimmt. Der Anfänger, der Uhrenknecht, erhielt wohl einen Kasten mit Uhren für sich persönlich; aber er ward verpflichtet, die Kenntnis der Sprache und der Korrespondenz des Landes, in welches man ihn schickte, sich anzueignen. Fast unmerklich gestalten sich die ansehnlichsten dieser halbbäuerlichen Genossenschaften zu modernen Aktiengesellschaften um.

Freilich soll man nicht meinen, daß in ihnen jemals viel von einer patriarchalischen Verfassung zu spüren gewesen wäre. Die harten Köpfe der Schwarzwälder fügten sich nicht leicht dem Zwange der Genossenschaft. Parteiungen, Familieneifersucht, vor allem der Ehrgeiz einzelner unternehmender Mitglieder, die den Vorsichtigeren, Langsameren ihren Willen aufdrängen, machen die Geschichte jeder einzelnen dieser Kompagnien zu einem interessanten psychologischen Gemälde. Die Spekulation im fremden Land, wobei die Kühnheit doch oftmals den Überblick nicht ersetzte, untergruben nur zu oft die Solidität des Geschäftes. Dann suchte der Händler die Einkaufspreise aufs äußerste zu drücken; nur der, welcher als wirklicher Künstler schuf, konnte dauernd auf lohnenden Absatz rechnen. Zeitweise war

der Gegensatz zwischen Händlern und Uhrmachern der schärfste, zumal auch hier Mittelsmänner, Speditoren oder Packer, sich unentbehrlich zu machen wußten.

Um solchen Mißständen vorzubeugen, war für die zuverlässigen Uhrenkompagnien die strenge innere Verfassung noch notwendiger als für die Glasträger. Durch den Beschluß aller Kameraden ward bestimmt, wer aufgenommen werden sollte; auch von den Söhnen der Mitglieder wurde selten mehr als einer zugelassen. Gemeinsam ward bei der Rechnung der Gewinnanteil des einzelnen festgestellt. Jeder mußte sich auf den Platz begeben und ihn verlassen, wie die Kompagnie es anordnete. In der Regel sollte ein jeder im Verlaufe bestimmter Zeit nach der Heimat zurückkehren, und nur dort durfte er Weib und Kind haben, damit er auch wirklich echter Schwarzwälder bleibe. Die Abgefallenen, die oft im Auslande zu den gefährlichsten Konkurrenten der heimatlichen Industrie wurden, sah man schlechthin als Verräter, als Verbrecher an. Und lange Zeit blieb das Ziel erreicht: in allen Hauptstädten, auf allen Landstraßen Europas und bald auch Amerikas waren die Söhne des Schwarzwaldes zu finden; aber immer behielten sie den Gedanken im Herzen, im Alter in behäbigem Wohlstand in ihren heimischen Bergen zu weilen.

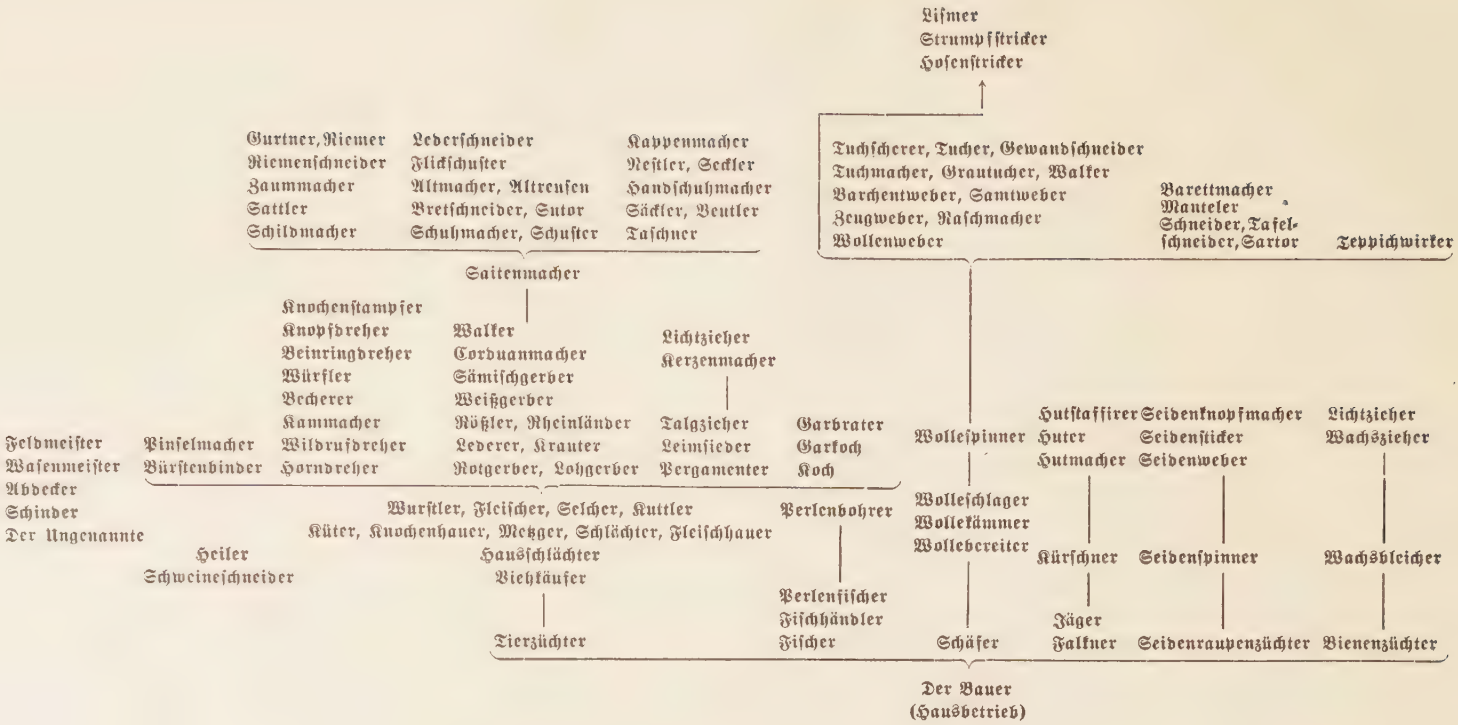
Eberhard Gothein

Ein Stammbaum des deutschen Handwerks und Gewerbes

Es ist eine Eigenart des Handwerkers — aber keine schlechte —, daß er bei der Arbeit gerne „sinniert". Das heißt, wenn sein Geist bei einem etwas weniger kurzweiligen, mehr mechanischen Teile seiner Tätigkeit nicht voll und ganz in Anspruch genommen wird, wendet er seine Gedanken Dingen zu, die mit dem Stück, das er eben unter der Hand formt, recht wenig zu tun haben.

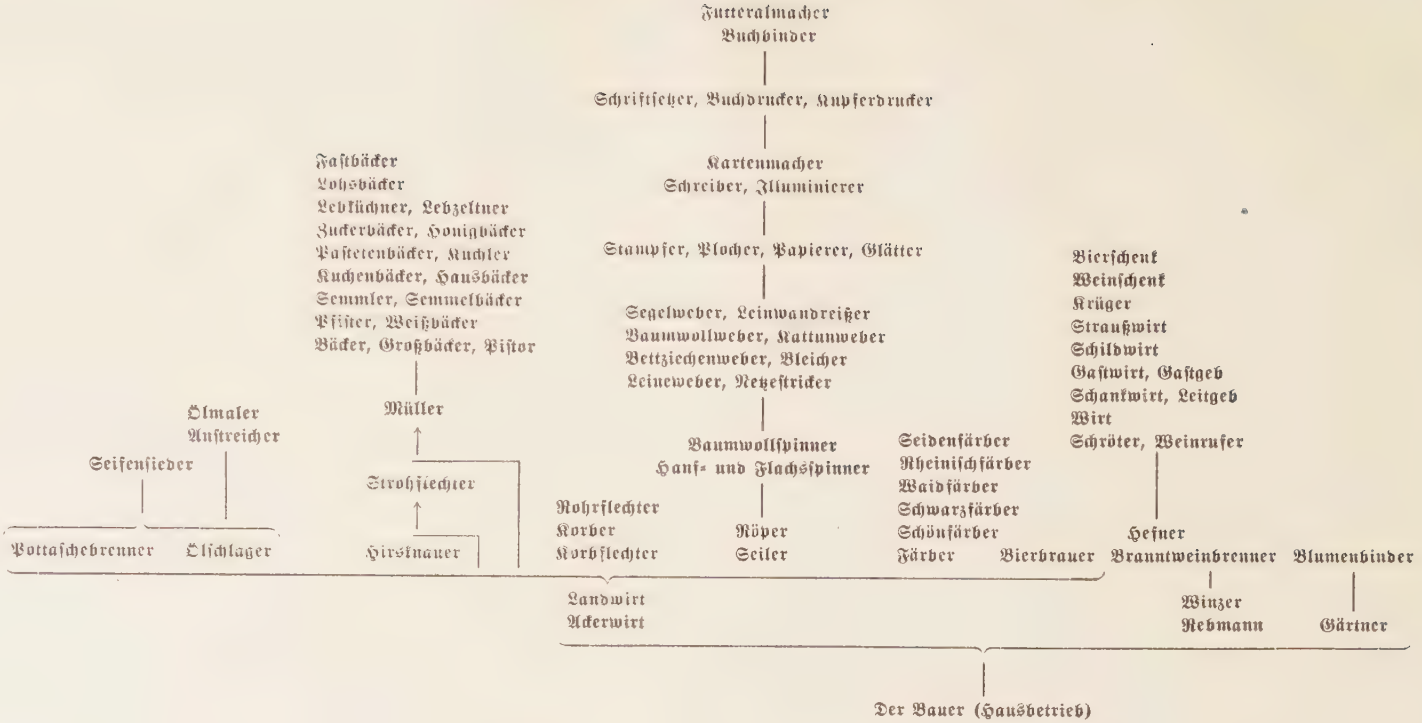
Mehr denn einem ist es zwar dabei schon passiert, daß ihn solches Sinnen auf Wege geführt hat, die mit den Anschauungen der großen Masse und ihrer tonangebenden Gewalthaber nicht so ganz übereinstimmen wollten. Solche sind dann in den Ruf „schwüriger Köpfe" gekommen, wie es in irgendeiner alten Verordnung heißt. Zu solch gefährlichem Tun möchte ich niemand verleiten. Ich wähle vielmehr ein Thema, das recht gut zu dem Jubiläum der Bad. Handwerkskammern paßt: Ein Rückblick auf das Werden und Vergehen des Handwerks, den Stammbaum der deutschen Gewerbe.

Der Stammbaum eines einzelnen Menschen bietet in seinen Verzweigungen schon eine Menge interessanter Dinge, um wie viel mehr muß erst aus einer geordneten Zusammenstellung, welche den größten Teil der menschlichen Tätigkeit umfaßt, zu schöpfen sein.


Lismer
Strumpfstricker
Hosenstricker
Gurtner, Riemer
Riemenschneider
Zaummacher
Sattler
Schildmacher
Lederschneider
Flickschuster
Altmacher, Altreusen
Bretschneider, Sutor
Schuhmacher, Schuster
Kappenmacher
Nestler, Seckler
Handschuhmacher
Säckler, Beutler
Taschner
Tuchscherer, Tucher, Gewandschneider
Tuchmacher, Grautucher, Walker
Barchentweber, Samtweber
Zeugweber, Raschmacher
Wollenweber
Barettmacher
Manteler
Schneider, Tafelschneider, Sartor
Teppichwirker
Saitenmacher
Knochenstampfer
Knopfdreher
Beinringdreher
Würfler
Becherer
Kammacher
Wildrufdreher
Horndreher
Walker
Corduanmacher
Sämischgerber
Weißgerber
Rötzler, Rheinländer
Lederer, Krauter
Rotgerber, Lohgerber
Lichtzieher
Kerzenmacher
Talgzieher
Leimsieder
Pergamenter
Garbrater
Garkoch
Koch
Wollespinner
Hutstaffirer
Huter
Hutmacher
Seidenknopfmacher
Seidensticker
Seidenweber
Lichtzieher
Wachszieher
Feldmeister
Wasenmeister
Abdecker
Schinder
Der Ungenannte
Pinselmacher
Bürstenbinder
Heiler
Schweineschneider
Wurstler, Fleischer, Selcher, Kuttler
Küter, Knochenhauer, Metzger, Schlächter, Fleischhauer
Hausschlächter
Viehkäufer
Tierzüchter
Perlenbohrer
Perlenfischer
Fischhändler
Fischer
Wollschlager
Wollekämmer
Wollebereiter
Schäfer
Kürschner
Jäger
Falkner
Seidenspinner
Seidenraupenzüchter
Wachsbleicher
Bienenzüchter
Der Bauer
(Hausbetrieb)

Man kann beim Aufbau eines solchen Stammbaumes von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. Einmal wäre es möglich, ihn von der rein geschichtlichen Seite her anzupacken. An den Ausgangspunkt wäre dann der Urmensch zu stellen, der mit Hilfe seiner Familienangehörigen und derer, die er zur Mitwirkung zu zwingen vermag, das herstellt, was des Lebens Unterhalt und die Bedürfnisse erfordern. Das waren noch keine Handwerker nach heutigen Begriffen, wenn sie auch im vollsten Sinne des Wortes „mit der Hand wirkten"; keine Leute, die, ohne vom einzelnen Besteller unabhängig zu sein, um Lohn in irgendeiner Form arbeiteten. Solche Handwerker könnten wir erst in der zweiten Linie einreihen. Da wäre zum Beispiel der Mann unterzubringen, der für einen andern eine Waffe fertigt, während dieser ihm unterdessen Nahrung beischafft, etwa ihm von seiner Jagdbeute ein entsprechendes Stück als Entgelt überläßt. In bunter Reihe würden dann alle die Leute kommen, die irgend etwas herstellen können, das anderen, trotz des Verlangens darnach, zu fertigen nicht gelingt, weil ihnen entweder Kenntnisse und Geschicklichkeit dazu fehlen, oder weil sie durch anderweitige Beschäftigung davon abgehalten werden. Die Einordnung dieser frühesten Gewerbe, zu denen unter anderen die Töpfer, die Salzsieder, die Waffenschmiede zu rechnen wären, in eine zeitliche Reihenfolge, würde allerdings auf größte Schwierigkeiten stoßen. Sollte sie aber gelingen, so ergäbe ein solcher Stammbaum eine Geschichte der Erfindungen.

Recht interessant würde auch eine Zusammenstellung der Handwerke nach Zünften. Wir würden da finden, wie große Handwerke, wie Schneider, Bäcker, Metzger, selbständige Genossenschaften bildeten, weniger starke Gewerbe dagegen sich zu einer Körperschaft vereinigten. Ich nenne da bloß beispielsweise für den letzteren Fall aus Zürich die Zunft zur „Schmieden", welcher im Jahre 1336 die Schmiede (die Schlosser waren damals noch nicht abgesondert), die Schwertfeger, die Sarwürker (Panzermacher), die „Gloggner" (Glockengießer), die Kannengießer (Zinngießer), die Spengler, die Bartscherer und die Bader angehörten. Wie die letzten beiden Gewerbe zu diesen handfesten Berufen kamen, ist nicht völlig klar; vermutlich wohl deswegen, weil sie sich beim Scheren und Schröpfen metallener Instrumente bedienten. In Luzern war die größte Zunft die zu „Safran". Im Jahre 1501 waren ihr einverleibt: die Zimmerleute, Steinhauer, Maurer, Bildhauer, Küfer, Seiler, Tischmacher, Wagner, Drechsler, Hafner, Ziegler und „der glichen Handtwercks, so mit spenen (Spähnen) umbgond". Nach einer Ordnung vom Jahre 1755 waren in Karlsruhe die Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Schieferdecker und Pflästerer zur Bauzunft zusammengefaßt. Zur dortigen Schlosserzunft gehörten die Schlosser, Büchsenmacher, Uhrmacher, Feilenhauer, Sporer und Windenmacher. In einer solchen, nach Zünften gruppierten Darstellung müßten auch die freien, die geschenkten,


Futteralmacher
Buchbinder
Schriftsetzer, Buchdrucker, Kupferdrucker
Kartenmacher
Schreiber, Illuminierer
Stampfer, Plocher, Papierer, Glätter
Segelweber, Leinwandreißer
Baumwollweber, Kattunweber
Bettziechenweber, Bleicher
Leineweber, Netzestricker
Baumwollspinner
Hanf- und Flachsspinner
Rohrflechter
Korber
Korbflechter
Röper
Seiler
Seidenfärber
Rheinischfärber
Waidfärber
Schwarzfärber
Schönfärber
Färber
Bierbrauer
Bierschenk
Weinschenk
Krüger
Straußwirt
Schildwirt
Gastwirt, Gastgeb
Schankwirt, Leitgeb
Wirt
Schröter, Weinrufer
Hefner
Branntweinbrenner
Winzer
Rebmann
Blumenbinder
Gärtner
Fastbäcker
Lohsbäcker
Lebkuchner, Lebzeltner
Zuckerbäcker, Honigbäcker
Pastetenbäcker, Kuchler
Kuchenbäcker, Hausbäcker
Semmler, Semmelbäcker
Pfister, Weißbäcker
Bäcker, Großbäcker, Pistor
Müller
Strohflechter
Hirsknauer
Ölmaler
Anstreicher
Seifensieder
Pottaschebrenner
Ölschlager
Landwirt
Ackerwirt
Der Bauer (Hausbetrieb)

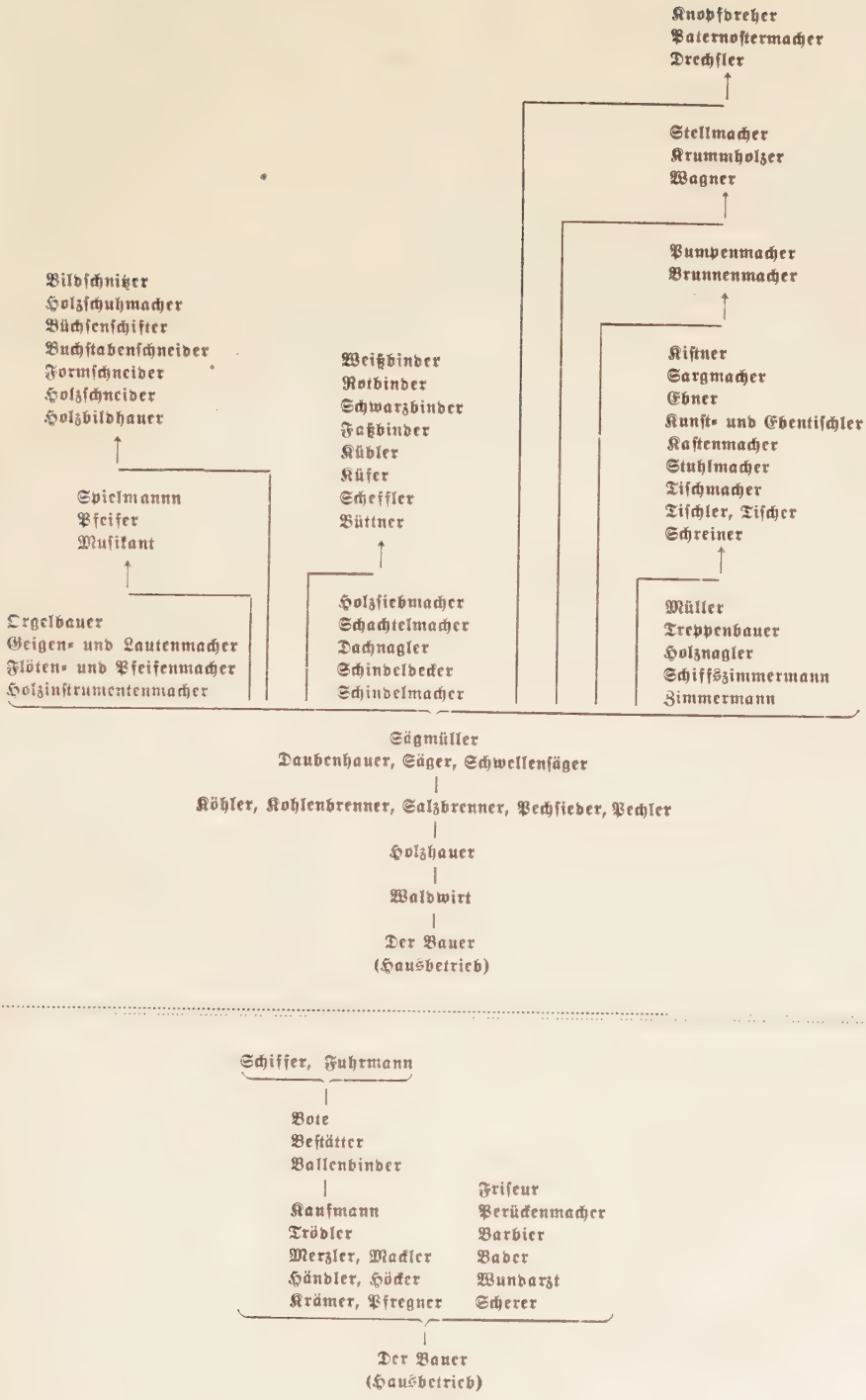
die gesperrten und die geschlossenen Handwerke bezeichnet und zwischen ehrlichen und als unehrlich gescholtenen Handwerken, geschieden werden. Auf solche feine Abstufungen taten sich einst Meister und Gesellen viel zugute. Die Gewerbefreiheit hat dem jede Bedeutung genommen. Heute sind diese Unterscheidungen alle in Vergessenheit geraten.

Bei den geschenkten war im Gegensatz zu den freien Handwerken die Organisation derart ausgebildet, daß ein wandernder Geselle im ganzen heiligen römischen Reich deutscher Nation Anspruch machen konnte, von seinen Berufsgenossen Abendbrot und Nachtlager als Geschenke zu erhalten. Freilich konnten auch die Angehörigen der freien Handwerke auf Förderung während der Wanderschaft rechnen, soweit sie ihresgleichen fanden. Die geschenkten Handwerke bildeten sozusagen die Aristokratie unter den Handwerkern. Woher es kommt, daß sonst angesehene alte Handwerke wie Schuhmacher, Kürschner, Schneider, Hafner, Küfer usw., nicht zu den geschenkten Handwerken gehörten, während beispielsweise die Färber, Hutmacher, Beutler, Bürstenbinder, Flaschner, Paternostermacher, Gerber und andere sich dazu rechneten, ist nicht klar. Ebenso ist auch über die Entstehung dieser Unterscheidung nicht in jedem Falle etwas sicheres bekannt.

Bei den gesperrten Handwerken war den Meistern die Aufnahme von Lehrlingen und Gesellen zwar gestattet. Für letztere bestand aber das Wanderverbot. Durch diese wirtschaftspolitische Maßnahme der Städte, die seltene Handwerke in ihren Mauern bargen — z. B. Nürnberg und Köln — sollte eine Ausbreitung derselben und die zu befürchtende Konkurrenz verhindert werden.

Eine mehr örtliche Angelegenheit war das Schließen der Handwerke. Dadurch, daß die Zahl der Meister und Gesellen nur knapp den vorhandenen Bedürfnissen angepaßt, das Handwerk also gegen Zuwachs abgeschlossen wurde, sollte ein gewisses Einkommen der Meister gesichert werden.

Die Trennung der Gewerbe in ehrliche und unehrliche hat durch Jahrhunderte hindurch Anlaß zu einer Unzahl von Gesetzen und Verordnungen gegeben, die alle darauf ausgingen, diese Sonderungen zu unterdrücken. Die Bezeichnung „ehrlich“ oder „unehrlich“ hatte früher nicht genau die gleiche Bedeutung wie heute. Um ehrlich zu sein, mußte man im Besitz der Ehre sein. Dazu gehörte vor allem eine Stammeszugehörigkeit, eine Heimat. Der Heimatlose war ehr- und rechtlos, wenn er auch unter Umständen in seinem Tun und seiner Kenntnisse und Künste wegen ganz wohl gelitten war. Zur Ehre gehörte auch die Freiheit. Es durfte keine Leibeigenschaft „ankleben“. Auf den Einfluß der alten kirchlichen Rechtsauffassung bei den Handwerkern weist es hin, daß jemand, der mit einem Bescholtenen verkehrte, gleichfalls unehrlich wurde. Wenn in der „Römisch-Kayserlichen Majestät Ordnung und Reformation guter Policey, zu Beförderung des


Knopfdreher
Paternostermacher
Drechsler
Stellmacher
Krummholzer
Wagner
Pumpenmacher
Brunnenmacher
Bildschnitzer
Holzschuhmacher
Büchsenschifter
Buchstabenschneider
Formschneider
Holzschneider
Holzbildhauer
Weißbinder
Rotbinder
Schwarzbinder
Faßbinder
Kübler
Küfer
Scheffler
Büttner
Kistner
Sargmacher
Ebner
Kunst- und Ebentischler
Kastenmacher
Stuhlmacher
Tischmacher
Tischler, Tischer
Schreiner
Spielmann
Pfeifer
Musikant
Orgelbauer
Geigen- und Lautenmacher
Flöten- und Pfeifenmacher
Holzinstrumentenmacher
Holzsiebmacher
Schachtelmacher
Dachnagler
Schindeldecker
Schindelmacher
Müller
Treppenbauer
Holznagler
Schiffszimmermann
Zimmermann
Sägmüller
Daubenhauer, Säger, Schwellensäger
Köhler, Kohlenbrenner, Salzbrenner, Pechsieder, Pechler
Holzhauer
Waldwirt
Der Bauer
(Hausbetrieb)

Schiffer, Fuhrmann
Bote
Bestätter
Ballenbinder
Kaufmann
Trödler
Merzler, Mackler
Händler, Höcker
Krämer, Pfregner
Friseur
Perückenmacher
Barbier
Bader
Wundarzt
Scherer
Der Bauer
(Hausbetrieb)

gemeinen Nutzens, auff dem Reichs-Tag zu Augsburg anno Domini 1548 aufgericht" dagegen angekämpft wird, daß vielerorts die Leineweber, Barbierer, Schäfer, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trompeter und Bader und ihre Kinder, auch wenn sie sich ehrlich und wohl gehalten haben, von den Zünften, Gaffeln, Ämter und Gilden ausgeschlossen werden, und wenn erst im Jahre 1731 durch ein Reichsgesetz diesen Handwerken noch die Kinder der Landgerichts- und Stadtknechte, die Gerichts-, Frohn-, Turm-, Holz- und Feldhüter, die Totengräber, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Bach-Feger und dergleichen — also die gesamte niedere Beamtenschaft — hinzugefügt werden, so zeigt sich dabei, wie der Makel der Heimatlosigkeit und Unfreiheit auch bei schon längst frei und sässig gewordenen Leuten noch nachwirkte.

Nach einer dritten Art ist der auf den vorangegangenen und folgenden Seiten dargestellte Stammbaum aufgebaut. Die Handwerke sind hier unter sich zwar möglichst in geschichtlicher Reihenfolge aufgeführt, im großen aber in Gruppen von Gewerben zusammengefaßt, welche Rohstoffe gleicher Herkunft verarbeiten. Wir sehen da die Betriebe beisammen, welche ihr Rohmaterial der Erde, andere, die es dem Pflanzenreich, und solche, die es dem Tierreich entnehmen. Am Ursprung einer jeden Abteilung steht der Bauer der Frühzeit mit seinem Hausbetriebe. Niemand hat es schöner dargestellt, wie, bis gegen unsere Tage hin vielerorts, der Bauer Meister der für ihn wichtigen Handwerke war, als Immermann im „Oberhof". Da wird uns ein westfälischer Hofschulze, ein Freibauer, bei seiner Tätigkeit als Schmied vorgeführt; wie er aufmerksam ein Feuer, zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, hütet:

„Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Bruststücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Leiterwagens, dessen Rad er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene ausgebrochen war, achtsam nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung festigte."

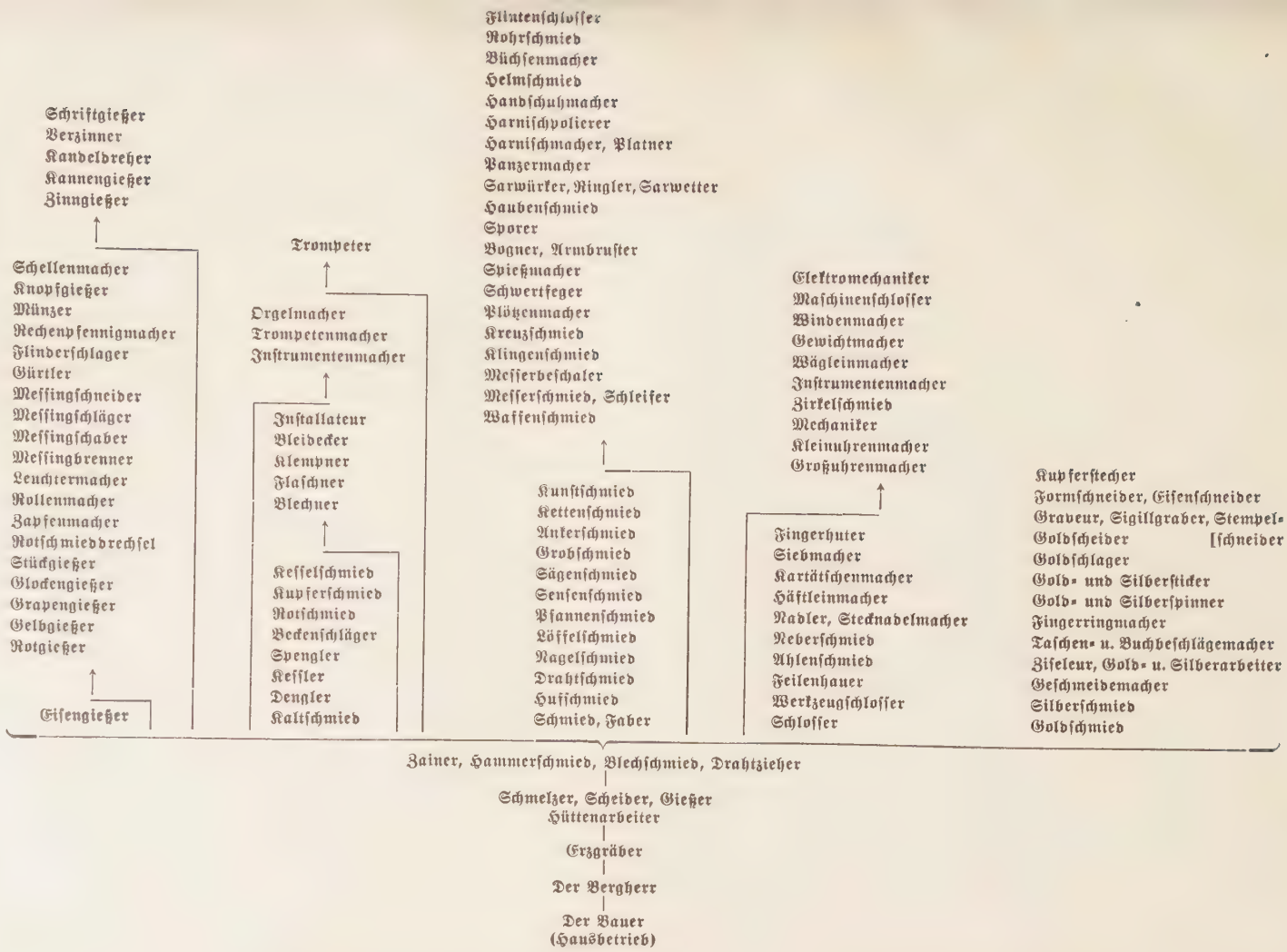
„Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rotglühende Stück Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das noch immer glutrötliche Eisen um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze."

„Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof ....."

Zwei Männer hatten der Arbeit zugesehen.

„Das muß wahr sein," rief jetzt der eine, ein Pferdehändler, „Ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofschulze!"

„Der Hofschulze wusch in einem Stalleimer voll Wasser, welcher neben dem kleinen Amboße stand, sich Hände und Gesicht, goß dann das Feuer aus und sagte: „Ein Narr, der dem Schmied gibt, was er selbst verdienen kann." Er nahm den Amboß, als sei er eine Feder, auf und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen


Schriftgießer
Verzinner
Kandeldreher
Kannengießer
Zinngießer
Schellenmacher
Knopfgießer
Münzer
Rechenpfennigmacher
Flinderschlager
Gürtler
Messingschneider
Messingschläger
Messingschaber
Messingbrenner
Leuchtermacher
Rollenmacher
Zapfenmacher
Rotschmieddrechsel
Stückgießer
Glockengießer
Grapengießer
Gelbgießer
Rotgießer
Eisengießer
Trompeter
Orgelmacher
Trompetenmacher
Instrumentenmacher
Installateur
Bleidecker
Klempner
Flaschner
Blechner
Kesselschmied
Kupferschmied
Rotschmied
Beckenschläger
Spengler
Kessler
Dengler
Kaltschmied
Flintenschlosser
Rohrschmied
Büchsenmacher
Helmschmied
Handschuhmacher
Harnischpolierer
Harnischmacher, Platner
Panzermacher
Sarwürker, Ringler, Sarwetter
Haubenschmied
Sporer
Bogner, Armbruster
Spießmacher
Schwertfeger
Plötzenmacher
Kreuzschmied
Klingenschmied
Messerbeschaler
Messerschmied, Schleifer
Waffenschmied
Kunstschmied
Kettenschmied
Ankerschmied
Grobschmied
Sägenschmied
Sensenschmied
Pfannenschmied
Löffelschmied
Nagelschmied
Drahtschmied
Hufschmied
Schmied, Faber
Elektromechaniker
Maschinenschlosser
Windenmacher
Gewichtmacher
Wägleinmacher
Instrumentenmacher
Zirkelschmied
Mechaniker
Kleinuhrenmacher
Großuhrenmacher
Fingerhuter
Siebmacher
Kartätschenmacher
Häftleinmacher
Nadler, Stecknadelmacher
Neberschmied
Ahlenschmied
Feilenhauer
Werkzeugschlosser
Schlosser
Kupferstecher
Formschneider, Eisenschneider
Graveur, Sigillgraber, Stempel-
Goldscheider [schneider
Goldschlager
Gold- und Silberstricker
Gold- und Silberspinner
Fingerringmacher
Taschen- u. Buchbeschlägemacher
Ziseleur, Gold- u. Silberarbeiter
Geschmeidemacher
Silberschmied
Goldschmied
Zainer, Hammerschmied, Blechschmied, Drahtzieher
Schmelzer, Scheider, Gießer
Hüttenarbeiter
Erzgräber
Der Bergherr
Der Bauer
(Hausbetrieb)

Schuppen zwischen Wohnhaus und Gehäuse, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeisen und was sonst zu Zimmer- und Schreinergewerbe gehört, bei Holz und Brettern mancher Art stand, lag oder hing."

Nun sagte der eine Zuschauer zum andern:

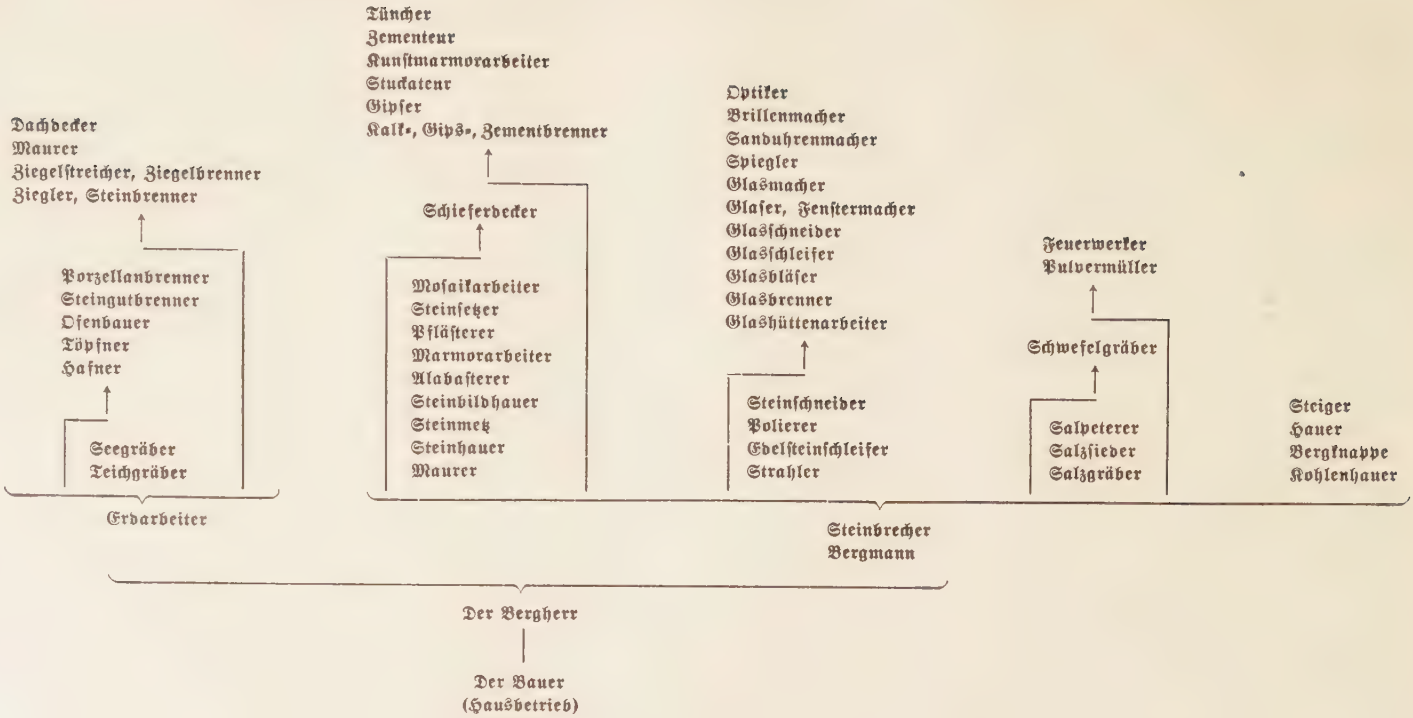
„Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfosten, Türen und Schwellen, die Kisten und Kasten im Hause mit eigner Hand flickt oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen ....."

Für die Rohstoffe der meisten Gewerbe ist der Bauer immer noch der Urlieferant. Ein Blick auf den Stammbaum zeigt, wie einst die Arbeitsprodukte von einem Meister zum andern wanderten, bis sie endlich als fertige Stücke den Weg zum Käufer fanden. Es ist geradezu erstaunlich, wie wenig Platz da für den Zwischenhandel übrig war. Wenn wir heute den hohen Stand der Qualität alter Handwerksarbeiten bewundern, so dürfen wir die einstigen engen Beziehungen zwischen Meistern und Gesellen und zwischen Meistern und Bestellern und das hierdurch hervorgerufene natürliche Verantwortungsgefühl nicht vergessen. Was liegt heute dem Möbelfabrikanten und seinen Gesellen daran, wer im Abzahlungsgeschäft von Maier Itzigsohn & Co. den eben in Arbeit befindlichen Schrank kauft!

Wenn wir unsern Stammbaum daraufhin prüfen, welche Bedeutung die verschiedenen Gewerbe in kultureller Hinsicht haben, so beobachten wir, wie weitaus die meisten Handwerke den nackten Bedürfnissen der Menschen dienen. Verhältnismäßig klein ist die Zahl derer, die berufen sind, das Leben zu verschönern. Um so mehr Gewerbe hat der Krieg, der ja der Vater aller Dinge sein soll, hervorgerufen.

Von den hier aufgeführten Gewerben sind längst nicht mehr alle als Handwerke lebensfähig. Wo fände heute noch ein Hutmacher, ein Nadler, ein Fingerhuter, ein Knopfgießer oder ein Schellenmacher als selbständiger Meister im Kleinbetrieb sein ausreichendes Brot? Die Gewerbe als solche sind nicht verschwunden, sie sind aber im Fabrikbetrieb aufgegangen.

Nicht weniger verhängnisvoll als die Industrialisierung kann eine neue Erfindung für den Bestand eines Handwerks werden. Doch ist dabei stets das Gute, daß dann ein neues Gewerbe, oder wenigstens ein neuer Gewerbezweig auf den Plan gerufen wird. Als wenig bekanntes Beispiel für einen solchen Fall, mag das Handwerk der Seiler dienen, das lange Zeit seine Hauptnahrung aus der Fertigung von Gewehrlunten zog. Die Erfindung des Feuersteinschlosses machte dem ein Ende. Bitter beklagten sich im Jahre 1753 in einer Eingabe an die Regierung, die württembergischen Seiler, daß seit dem Aufkommen der französischen Flintenschlösser ein einziger Meister jahraus, jahrein das ganze Land mit dem versorgen könnte, was man noch an Lunten, an Treibschnüren und Schuhdraht gebrauche. Damit würde er aber nicht so viel verdienen, daß er auch nur ein Vierteljahr zu leben


Dachdecker
Maurer
Ziegelstreicher, Ziegelbrenner
Ziegler, Steinbrenner
Porzellanbrenner
Steingutbrenner
Ofenbauer
Töpfner
Hafner
Seegräber
Teichgräber
Erdarbeiter
Tüncher
Zementeur
Kunstmarmorarbeiter
Stuckateur
Gipser
Kalk-, Gips-, Zementbrenner
Schieferdecker
Mosaikarbeiter
Steinsetzer
Pflästerer
Marmorarbeiter
Alabasterer
Steinbildhauer
Steinmetz
Steinhauer
Maurer
Optiker
Brillenmacher
Sanduhrenmacher
Spiegler
Glasmacher
Glaser, Fenstermacher
Glasschneider
Glasschleifer
Glasbläser
Glasbrenner
Glashüttenarbeiter
Steinschneider
Polierer
Edelsteinschleifer
Strahler
Feuerwerker
Pulvermüller
Schwefelgräber
Salpeterer
Salzsieder
Salzgräber
Steiger
Hauer
Bergknappe
Kohlenhauer
Steinbrecher
Bergmann
Der Bergherr
Der Bauer
(Hausbetrieb)

hätte. — Dem einen sein Tod ist dem andern sein Brot! Ein neues Gewerbe blühte dafür auf: die Radschloßmacherei der Flintenschlosser.

So völlig ausgestorben, daß man ein Kreuzlein hinter seinen Namen machen dürfte, ist kaum ein Gewerbe. Nur ihre Selbständigkeit als Handwerk haben viele eingebüßt, oder sie haben sich auf eine andere lohnendere Tätigkeit umgestellt und damit einen anderen Namen angenommen. Erinnern wir uns an einen Vorgang aus unseren Tagen, wo die Flaschner oder Klempner Installateure werden und ihre frühere Tätigkeit zurücktreten lassen.

Wenn auch eine große Zahl der Gewerbe nicht mehr auf den Aushängeschildern in den Gassen unserer betriebsamen Städte zu finden sind, so ist doch die Erinnerung daran in vielen Geschlechtsnamen erhalten geblieben. Wir dürfen nur das Adreßbuch einer großen Stadt, in der die Menschen aus allen Himmelsgegenden zusammengewirbelt wohnen, zur Hand nehmen, um alte Gewerbenamen in Fülle und in der mannigfachen Form der Mundarten hübsch beisammen zu finden. Wir entdecken da: die Armbruster, die Bogner, die Hammerschmidt, Haubenschmidt, Waffenschmidt, Helmer, Platter, Ringer, Messerer, die Leiner, Stricker, Täschler, Taschner, die Schlachter, die Küter, die Schinder, die Kistner, Tischer, Ebner; die Kandler, die Gropengießer und viele andere. In latinisierter Form begegnen wir: dem Suter, Pfister, Sartor und dem Faber, oder als Übernamen: dem Knieriem, Krummholz und dem Krummacher.

Die ungezählten Namen, denen wir bei einer solchen Durchsicht begegnen, führen leicht zu einer Betrachtung über die Spezialisierung im Handwerk im Verlaufe der Kulturentwicklung. Im 13. und 14. Jahrhundert werden z. B. beim Metallgewerbe kaum ein Dutzend verschiedene Zweige genannt. Im 18. Jahrhundert sind etwa ein rundes Hundert dabei. Wollten wir die heutigen Spezialisten in den Fabrikbetrieben aufzählen, würde die Reihe fast endlos.

Wie wird der Stammbaum der Handwerke wohl in 100 oder 200, Jahren aussehen? Welche Äste werden wachsen, welche abdorren? Wird die vielgesuchte „neue Form" in der Wirtschaft dann gefunden sein?

F. Hugenschmidt

Erläuterungen zu den heute weniger bekannten Berufsbezeichnungen

„Ungenannter" oder „Ungenannter Mann" wurde der Schinder von den Gerbern genannt, um den verpönten Namen nicht aussprechen zu müssen.

Schweineschneider, Heiler waren Tierkastratoren. Sie wurden gleich den Schindern als „unehrlich" angesehen.

Küter waren an etlichen Orten eine Gattung Fleischer, die vor den Lohn- und Hausschlächtern, doch nach den Knochenhauern kamen.

Wildrufdreher, ein gesperrtes Handwerk in Nürnberg. Sie fertigten Instrumente, mit denen die Jäger den Lockruf für das Wild nachahmen konnten. Auch drehten sie aus Horn Schreibzeuge und Pulverhörner.

Krauter waren eine Gattung der Loher oder Lohgerber.

Rheinländer oder Rößler waren eine Art Weißgerber.

Bretschneider waren die Zuschneider in den Schusterwerkstätten.

Altmacher, Altreusen waren Schuster, die nur alte Schuhe flicken durften, oder doch nur aus altem Leder Schuhe von neuem machen. Sie waren in Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Erfurt zünftig.

Senkler ist eine andere Bezeichnung für Nestler. Sie unterscheiden sich in Locher und Unlocher. Die ersteren schlugen in die Bleche, mit welchen die ledernen Riemen beschlagen wurden, ein Loch, damit diese einen besseren Halt bekommen sollten. Die Unlocher befestigten die Stifte mit einem kleinen Draht. Solche kleine Unterschiede genügten einst, um Handwerke in zwei Lager zu trennen.

Raschmacher webten einen „Rasch" oder „Harraß" genannten Stoff, der seinen Namen nach der französischen Stadt Arras, wo er erfunden worden sein soll, erhielt.

Gewandschneider schnitten Stoff zum Verkaufe aus.

Tafelschneider sind Zuschneider in den Schneiderwerkstätten.

Hutstaffierer waren Krämer, die Hüte fütterten, mit Aufschlag versahen, bordierten und mit Schnur verzierten.

Hirsknauer entschalen die Hirse.

Lohsbäcker backen Weißbrot, lockeres Brot; Fastbäcker dagegen festes Roggenbrot.

Seiler teilten sich in zwei Arten: Spitzarbeiter und Stockarbeiter. Erstere arbeiteten die Stücke in der bestellten Größe; letztere fertigten durchgehende Längen, von denen nach Bedarf abgeschnitten wurde.

Röper, Röpschlager hießen in Sachsen die Seiler.

Leinwandreißer reißen und verkaufen Leinwand vom Stück.

Papierer sind Papiermacher. Unter ihnen fertigten die Glätter feineres, die Stampfer oder Plocher gröberes Papier.

Hefner bereiten die Hefe.

Schröter transportieren, schroten die großen Weinfässer zu Lager.

Weinrufer sind Weinschätzer.

Leitgeb, ein Wirt, der geistige Getränke ausschenkt.

Gastgeb, ein Wirt, der Gästen gibt, was sie zum Unterhalt auf der Reise bedürfen — Essen und Nachtlager.

Straußwirte schenken nur zu gewissen Zeiten aus und hängen dann als Zeichen den Strauß aus.

Schwarzbinder sind Küfer, die nur in Eichen- und Buchenholz arbeiten.

Weiß- und Rotbinder sind verschiedene Gattungen der Böttcher oder Büttner, Küfer.

Holznagler fertigten hölzerne Nägel.

Müller mußten einst auch Mühlenbauer sein.

Stellmacher sind Wagner.

Daubenhauer spalten das Holz zu Dauben für Fässer, zum Teil im Walde.

Schwellensäger sägten früher im Walde die großen Schwellen für Fachwerkhäuser.

Alabasterer sind Bildhauer, die in Alabaster arbeiten.

Strahler sind Kristall- und Edelsteinsucher.

Grapengießer gossen aus Bronze Gefäße.

Stückgießer gossen Geschützrohre.

Zapfenmacher fertigten Messingzapfen, Hahnen und Messingröhren.

Rollenmacher lieferten kleine Glocken, Rollen.

Messingbrenner schmelzen Kupfer und Zinn zu Messing.

Messingschaber machen Messing blank.

Messingschläger fertigen Messingblech.

Gürtler arbeiten in allen Metallen von Blei bis Gold.

Flinderschlager fertigten Flitter.

Kandeldreher drehten Lichtstöcke aus Zinn.

Plötzenmacher waren eine Art der Schwertfeger oder Degenschmiede. Die Benennung ist nicht überall üblich.

Sarwürker oder Sarwetter wirkten Panzer aus kleinen Drahtringen.

Kartätschen sind eine Art der Wollkämme und Werkzeuge der Wollweber.

Groß- und Kleinuhrenmacher sind nicht Inhaber von Groß- oder Kleinbetrieben, sondern Fertiger der großen Turm-, Kirchen-, Gewichtsuhren oder der Taschen-, Tisch-, Federuhren.

Zainer bearbeiteten das Eisen mit dem vom Wasser getriebenen Hammerwerk.

F. Hugenschmidt

Lehrjung

Ein Jung oder ein Lehrknab,
Was dienst er jmmer vor jm hab.
Soll seinen Meister oder Herren
Frawen vnd Hausgesind fleißig ehren.

Seiner sach warten im Haus,
Schwetz nichts darein oder daraus.
Sonder thu wie er billich soll,
Der Herrschaft nutz betrachten woll.
Gut achtung auf die lehrnung hab,
Das ist ein frommer Lehrknab.

Gesell

Ein jeder Gesell oder Knecht,
Der seinen stand will brauchen recht
Es sey mit Arbeit oder wandlen,
Was daß sein Herrschaft hat zu handlen
Darin soll er sich brauchen schon,
Wie er wolt das man jm solt thon.
Dann wie einer dienet auff Erden,
So wird jm auch gedienet werden.
Gedenk wenn ich zu Ehren komm,
Dient man mir also wiederumb.

Der Handwerksmann

Ich bin ein freyer Handwerksmann,
Vnd niemand mein gerahten kan.
Vrsach, ich muß zu allen sachen,
Kleider, Werckzeug vnd Hausrat machen.
Ach Gott, die Tewrung, Krieg vnd Sterben,
Hond meinen stand bracht in verderben.
Das ich mich schwerlich kan ernehren,
Mit langer Arbeit, kurtzem zehren.
Erwart der Hoffnung doch darneben,
Gott wird ein besserung bald geben.

Geleitworte zu Holzschnitten um 1600. Nürnberg, Germanisches Museum

Spezialisierung im alten Handwerk

Spezialisierung wird oft als eine Errungenschaft der neueren wirtschaftlichen Entwicklung angesehen. Unter dem Eindruck unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten wird immer wieder hervorgehoben, wie wichtig, ja notwendig es sei, wenn sich die Betriebe auf die Herstellung einiger weniger Erzeugnisse beschränken würden. Man hält es für nachteilig, daß gerade die deutschen Industriebetriebe viel zu viele Arten und Abarten

von Erzeugnissen herstellen und verlangt daher weitestgehende Spezialisierung, unterstützt durch Typisierung und Normalisierung der Erzeugnisse mit ihren Bestandteilen. Gewiß ist die Industrie der Vereinigten Staaten hierin viel weiter gegangen als die deutsche Industrie, und es bedarf heute, wo wir uns Amerika in vieler Beziehung mit Recht als ein Vorbild für Technik und Wirtschaft der gewerblichen Produktion nehmen müssen, der stärksten Bemühungen, um das, was wir notgedrungen in Deutschland durch die Wirkungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre versäumen mußten, wieder einzuholen. Ob nun aber deshalb von uns genau dieselben Wege zu beschreiten sind, auf denen Amerika vorangegangen ist, das ist noch eine andere Frage. Jedenfalls lag die Stärke der deutschen Technik und Wirtschaft besonders auch in ihrer Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse der Käufer im In- und Auslande und an der Bereitwilligkeit, auf deren Wünsche sowie Sonderheiten einzugehen. Wenn hierbei des Guten manchmal zuviel getan wurde, so kann und muß das unterbleiben, aber grundsätzlich sollten wir doch die Besonderheiten unserer Arbeitsweise und Wirtschaftsgebarung nicht aufgeben. Daraus, daß diese Anpassung geschehen konnte, läßt sich eine Überlegenheit in der Technik der Konstruktion und Herstellung vor andern unschwer erkennen.

Spezialisierung entspringt aus dem Gedanken der Arbeitsteilung, und dieser wieder aus dem im Menschen wirkenden Streben, Vervollkommnung der Leistungen mit Erleichterung der Arbeit bei ihrer Herstellung zu verbinden. Die ganze Menschheitsentwicklung ist von diesem Streben erfüllt gewesen. Von den ältesten Zeiten an hat es umgestaltend auf die Technik und auf die menschliche Gesellschaft eingewirkt, erst in groben, einfachen Formen sich auswirkend, um dann immer feinere, vielseitigere, aber auch verwickeltere und größere Schwierigkeiten in sich bergende Lösungen herbeizuführen. Ob es sich nun darum handelt, daß ein Ureinwohner unserer Heimat die Waffen, die er für die Ausübung der Jagd oder zum Schutz gegen Tiere und Menschen braucht, nicht mehr selbst anfertigt, sondern die Herstellung einem anderen, besonders Geübten überläßt, und dieser alsdann nicht für einen, sondern für viele die Waffen fertigt und liefert, oder ob in irgendeinem modernen Industriezweig z. B. in der Uhrenindustrie die Herstellung der Bestandteile des Erzeugnisses in besonderen selbständigen Betrieben geschieht, und hier sich Spezialfabriken für Uhrenräder, Zifferblätter, Federn, Glocken, Ketten, Gewichte, Schrauben aller Arten, Schilder und anderes abgespalten haben, oder ob sich aus der Schreinerei die Stuhlfabriken absondern, immer ist der Beweggrund, eine Vervollkommnung der Leistung mit Erleichterung der Arbeit bei ihrer Herstellung zu verbinden. Es ist nichts anderes als das Streben nach Ökonomie in der menschlichen Betätigung, das die Menschen beherrscht und immer beherrschen wird.

Spezialisierung ist daher auch keine Errungenschaft der Neuzeit, neu ist nur, daß heute zur Verwirklichung andere Wege zu Gebote stehen und beschritten werden, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Neu ist, daß heute, wie in der Betriebswirtschaft überhaupt, so auch in dem Fachgebiet der Spezialisierung die Verwirklichung auf planmäßige, systematische und wissenschaftlich begründete Weise herbeigeführt wird. Neu ist ferner, daß sich im Zeitalter der Maschine natürlich vielseitigere Gelegenheiten, aber auch andere Wirkungen auf dem Gebiete der Spezialisierung ergeben.

Wie wir in der Geschichte die Neuzeit vom 16. Jahrhundert an als dem Beginn politischer Neugestaltungen datieren, so können wir in der Geschichte der Technik und des durch sie beeinflußten Wirtschaftslebens das 18. Jahrhundert als den Beginn ihrer Neuzeit bezeichnen. Bis dahin beherrschte das Handwerk und seine Arbeitsweise die gewerbliche Produktion; von da an kommen dann die neuen Formen des gewerblichen Betriebes, der Verlag, die Fabrik, die Wirtschaftsgemeinschaften bis zu den modernen Industriekonzernen auf. Wie wir jetzt in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Entwicklung verfolgen können, die zur Spezialisierung in weitesten Verzweigungen führt, ist auch das Handwerk in einem allerdings viel längeren Zeitraume diesen Entwicklungsgang gegangen. So hat sich das Handwerk (hier in Süddeutschland besonders klar zutage tretend) aus den durch die Zeit der römischen Niederlassung überkommenen Arbeitstechniken, dann befruchtet durch die Klöster, später durch das Wachsen der Städte und die Erschließung von Handelsbeziehungen immer mehr spezialisiert. Aus den Hauptberufen der Holz-, Metall- und Steinbearbeitung spalteten sich immer neue Berufszweige ab, die nur einen Teil des Arbeitsgebietes pflegten, dieses dann aber zu größerer Vollendung führten, bis diese Entwicklung etwa im 15. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte und gegen Ende des 17. Jahrhunderts ihren Abschluß fand.

Wie vielgestaltig sich so im Laufe der Jahrhunderte das Handwerk entwickelte, darüber gibt nicht nur die ältere Literatur, sondern auch die Zunftgeschichte manchen interessanten Aufschluß, die Zunftgeschichte vor allem durch die Zunftordnungen, die mit jedem Aufkommen und Erstarken eines neuen Berufes auch eine neue Abgrenzung des erlaubten Tätigkeitsgebietes nötig machten. Schließlich sind die wunderbaren Leistungen alter Handwerkskunst, die in unsern Museen aufbewahrt werden, oder die in den alten Städten erhalten blieben, ja der beste Beweis dafür, zu welcher Vollendung die Leistungen durch die Spezialisierung auf bestimmte Arbeitsgebiete gehoben wurden.

In einem im Jahre 1697 erschienenen Buche über die gemeinnützlichen Hauptstände von Christoph Weigel, Regensburg, „Abbildungen der gemeinnützlichen Hauptstände, von denen Regenten und ihrer so in Friedens-

als Kriegszeiten zugeordneten Bedienten an, bis auf alle Künstler und Handwerker" sind unter anderm auch alle die Handwerksberufe, die es damals gab, wohl ziemlich erschöpfend aufgezählt. Jedem Handwerk ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, der seine Entstehungsgeschichte, seine Werkzeuge, seine Erzeugnisse schildert und der durch reizvolle Kupferstiche illustriert wird. Dazu wird dann immer in der lehrhaften Art der damaligen Zeit ein sinnreiches Lehrgedicht, auf das betreffende Handwerk angewendet, beigefügt.

In einem Vorwort schreibt der Verfasser über das Handwerk unter anderm folgendes:

„Es bringet die Erde nicht nur Gold herfür, zu Kronen, womit die Könige prangen, sondern auch Ertz und Eisen, zu Zangen und Hämmern, Ärten und Pflügen, zum Dienst deß Handwercks-Mannes und des Bauern. Was sollte der Regent ohne Unterthanen? Und wer würde (daß ich mich der Worte deß Heil. Augustins gebrauche), sagen können, dieses Land-Gut, dieser Knecht, dieses Hauß ist mein, wo keine Obrigkeit wäre? jene sind nöthig zu regieren, und alle Unordnung zu verhüten, diese theils das Land zu bauen, theils allerley andere Nothwendigkeiten an die Hand zu schaffen und zu verfertigen.

Ob nun wohl der Handwerck-Stand von einigen, in Ansehung der andern Höhern, vor gering, und die Bauerey vor den geringsten gehalten wird, waren sie doch, nach dem allgemeinen verderblichen Sünden-Fall, die Erste vor allen, und solcher gestalt die Nothwendigste. Dann GOtt der HErr bekleidete unsere Stamm-Eltern selbst mit Röcken von Fellen, und liese sie aus den Garten Eden, daß Adam das Feld bauete, wovon er genommen war. Es mehrete sich aber, mit der stets anwachsenden Zahl der Menschen, auch die Zahl solcher Stände, dann ob schon Cain, wie sein Vatter Adam, ein Ackers-Mann war, ward doch Abel ein Schäfer, legte sich zu erst auf die Vieh-Zucht, Jubal hingegen machte die erste Musicalische Instrumenten, Tubalkain aber war der Urheber der fürnehmsten von Erz und Eisen arbeitenden Handwercker, und in wie vielerley Arten haben sich diese zu unseren Zeiten ausgebreitet?"

Weigel beklagt auch, wie schwer und sauer es ihm geworden sei, alles das Material für sein Buch zusammenzubringen, weil diese nur mit großer Mühe zu überreden gewesen, daß sie nur etwas weniges von ihrem Handwerk und ihrer Arbeit angezeigt hätten, bis sie gesehen hätten, daß er keine Heimlichkeiten zu wissen verlangte und alles mehr zu des Handwerks Ruhm und Ehre geschehe.

Er schreibt ferner: „daß die Handwerker unter sich selbst überaus streitig seien auch wohl gar einander deswegen vor unehrlich erklären und was dergleichen mehr."

Um ein Bild über die Vielseitigkeit der Handwerksberufe zu geben, führen wir nach dem Buch alle die Handwerksberufe an, die zu den Metallgewerben gehören und die wohl alle einstmals ihren Ausgang vom Schmiede-Handwerk genommen haben, denn dieses ist viel älter als das Schlosser-Handwerk.

Metallbearbeitende Handwerke:

1. Glockengießer, 2. Harnischmacher, 3. Panzermacher, 4. Schwerdtfeger, 5. Büchsenmacher, 6. Ankerschmied, 7. Pumpenmacher, 8. Münz-Eisen-Schneider, Siegelgraber, 9. Trompetenmacher, 10. Uhrmacher, 11. Goldarbeiter, 12. Silberarbeiter, 13. Drahtzieher, 14. Goldschlager, 15. Zinn- und Kannengießer, 16. Verzinner, 17. Kupferschmied, Keßler, 18. Messingbrenner, 19. Messingschlager, 20. Beckenschlager, 21. Messing-Schaber, 22. Former, 23. Gießer, 24. Rotschmied, 25. Waagmacher, 26. Gewichtmacher, 27. Leuchtermacher, 28. Zapfenmacher, 29. Fingerringmacher, 30. Gürtler, 31. Clausurmacher, 32. Geschmeidemacher, 33. Schellenmacher, 34. Fingerhüter, 35. Stecknadeln- und Hufeisenmacher, 36. Zeiner, 37. Windemacher, 38. Schlosser, 39. Zirkelschmied, 40. Ring- und Taschenbeschlägmacher, 41. Eberschmied, 42. Feilenhauer, 43. Messerschmied, 44. Ahlenschmied, 45. Schleifer, 46. Polierer, 47. Nadler, 48. Huf- und Wagenschmied, 49. Flaschner, 50. Sporer, 51. Kettenschmied, 52. Nagler.

Von einzelnen der hier angeführten Berufe sind uns die Bezeichnungen gänzlich unbekannt geworden, z. B. Clausurmacher, d. h. Verfertiger von Metallbeschlägen für Bucheinbände u. dergl.; andere wieder wie die der Harnischmacher gibt es nicht mehr, sehr viele aber werden heute nicht mehr handwerksmäßig ausgeübt, sondern ihre Erzeugnisse sind längst Fabrikware geworden. Zu beachten ist aber, daß damals doch das Handwerk den ganzen Produktionsprozeß beherrschte, von der Rohstoffbearbeitung bis zum feinsten Fertigprodukt.

Die große Anzahl von Berufen, deren Erzeugnisse heute fabrikmäßig hergestellt werden, lehrt uns, wie das Handwerk und die von ihm ausgebildeten Arbeitstechniken die Grundlagen für unsere industrielle Entwicklung gegeben haben, und wir dürfen wohl daraus folgern, daß eine so beispiellos schnelle Entwicklung, wie sie die deutsche Industrie genommen hat, dadurch wesentlich mit ermöglicht wurde, daß im Handwerk ein solides Fundament für diesen Aufbau vorhanden war.

Diese Darlegungen sollen nun aber im Handwerk und bei seinen Freunden nicht etwa ein wehmütiges Bedauern darüber erwecken, wie nun das alles, was einst das Handwerk aus seinen Kräften heraus zum Besten unseres Volkes entwickelt hat, für das Handwerk selbst verloren gegangen ist. Sie sollen vielmehr zeigen, wie wir aus der politischen Geschichte so auch aus der

Wirtschaftsgeschichte lernen müssen, daß alles darauf ankommt, die Zeichen einer neu werdenden Zeit recht zu verstehen und sich ihnen anzupassen. Wenn nicht alles trügt, so befinden wir uns gegenwärtig wieder in einer solchen Zeit des neuen Werdens und Gestaltens in unserem Wirtschaftsleben.

Es stehen heute dem Handwerk an technischen Hilfsmitteln, an technischer Bildung und auch an Kapital, wenn der Gedanke der Gemeinschaftsarbeit verwirklicht wird, Kräfte zur Verfügung, die es ihm ermöglichen, sich viel leichter den Veränderungen anzupassen, als dies vor zwei Jahrhunderten denkbar war. Wenn dann dabei auch das Handwerk den Weg der Spezialisierung von neuem und mit den modernen Hilfsmitteln ausgestaltet beschreitet, so wird das sicher seine wirtschaftliche Stellung festigen, ja es ist die Frage, ob nicht überhaupt auf dem Wege der Produktionsgemeinschaft, die Spezialerzeugnisse der einzelnen Handwerksbetriebe zusammenfaßt und wirtschaftlich verwertet, der zukünftige Entwicklungsgang für viele Handwerkszweige liegen wird.

Walter Bucerius

Lied der Arbeit

Ungezählte Hände sind bereit,
Stützen, heben, tragen unsre Zeit.
Jeder Arm, der seinen Amboß schlägt,
Ist ein Atlas, der die Erde trägt.

Was da surrt und schnurrt und klirrt und stampft,
Aus den Essen glühend loht und dampft,
Räderrasseln und Maschinenklang,
Ist der Arbeit mächtiger Gesang.

Tausend Räder müssen sausend gehn,
Tausend Spindeln sich im Kreise drehn,
Hämmer dröhnend fallen, Schlag um Schlag,
Daß die Welt nur erst bestehen mag.

Tausend Schläfen müssen fiebernd glühn,
Abertausend Hirne Funken sprühn,
Daß die ewige Flamme sich erhält,
Licht und Wärme spendend aller Welt.

Karl Bröger

Altes und neues Handwerk

Ein neues Wirtschaftsleben gestaltet sich bei uns in Deutschland anders als zur Zeit unserer Väter und noch viel mehr anders als damals vor etwa 100 Jahren, wo immer noch das Handwerk in jener von früheren Zeiten her überlieferten, beständigen, ja geruhsamen Weise seine Gewerbe ausüben und pflegen konnte. Wir fragen wohl, was ist es eigentlich, das diese neue Welt der Arbeit sich gestalten läßt. Ist es der technische Fortschritt oder sind es andere, tiefer liegende Strömungen, woher kommt es, daß das, was Jahrhunderte überdauerte, in wenigen Jahrzehnten sich völlig verändert hat, ohne daß diese Veränderungen zu einem Abschluß gekommen sind? Wohin wird eigentlich diese neue Entwicklung gehen? Manche Handwerker und auch Freunde des Handwerks denken wohl auch mit Wehmut an jene vergangenen Zeiten zurück, aber wie bald empfinden sie es dann doch, daß unsere Zeit nicht dazu angetan ist, sich in wehleidigen Gedankengängen und Erinnerungen zu ergehen, sondern ein mutiges Anerkennen der Verhältnisse wie sie nun einmal geworden sind, von uns verlangt und den Willen, uns nicht von ihnen unterkriegen zu lassen, sondern ihrer Herr zu werden, sie zu meistern.

*

Dennoch bleibt Vergangenheit, Geschichte nicht bloß etwas, was wir als abgetan und damit wertlos gelten lassen dürfen, sondern wir müssen bedenken, daß sie es war, aus der entstand, was heute ist. Sie wirkt deshalb auch in uns, in unsern Handlungen weiter, und wir bilden nur fort, was vorher war. Das alte Handwerk ist Vergangenheit, aus ihm ist unsere

industrielle Entwicklung hervorgegangen, und alle moderne industrielle Tätigkeit führt letzten Endes auf alte Handwerkskenntnisse zurück. Das Handwerk hatte im Laufe der Zeiten alle die Arbeitstechniken in ihrer Zweckmäßigkeit und Mannigfaltigkeit hervorgebracht, auf denen sich die Entwicklung zum gewerblichen Großbetriebe aufbauen konnte. Die neuen Formen gewerblicher Betätigung mußten dann manches Handwerk als solches vernichten, aber trotz aller dieser doch für das Handwerk sehr tiefgehenden Einwirkungen gibt es heute noch ein deutsches Handwerk und zwar nicht als etwas unbedeutendes, nebensächliches in unserem Wirtschaftsleben, sondern als wertvollen Bestandteil, der für den Aufbau unserer gewerblichen Wirtschaft eine besondere Eigentümlichkeit ist.

Allerdings ist dieses Handwerk von heute nicht mehr das alte Handwerk etwa des 17. Jahrhunderts, es sind andere Kräfte, die dem heutigen Handwerk dienen und andere, die sein technisches und wirtschaftliches Schaffen bewegen, hervorgegangen aus dem Bestreben, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Fernstehende haben gerade hierüber oft ganz irrige Anschauungen, indem sie meinen, Handwerk könne nicht anders sein, als es früher war.

*

Aber trotzdem hat das Handwerk die Verbindung mit seiner Vergangenheit nicht völlig gelöst, es hat nur das weitergebildet, was früher war und das erhalten, was wir auch unter den neuen gewerblichen Lebensbedingungen für unsere gesamte Wirtschaft nicht entbehren können, die eigentlichen Handwerkstechniken. Alljährlich treten über 200000 junger Menschen in Deutschland in die Handwerkslehre. Die Meister lehren sie alles das, was sie selbst einst gelernt haben, alle die Griff-Elemente, Griffe, Arbeitsstufen und Arbeitsgänge, die getan werden müssen, damit ein Werk aus der Hände Arbeit zweckmäßig und vollkommen in Technik und Form entsteht. Welche Summe von Fertigkeiten und Kenntnissen wurden und werden so jahrein, jahraus überliefert, von Generation zu Generation, sie sind nicht aus Lehrbüchern zu erlernen und können auch nicht durch schriftliche Überlieferung erhalten werden. Allein das Lehren und Lernen von Hand zu Hand und Mund zu Mund, das praktische Vorbilden vermag sie fortzupflanzen. Aus dieser Handwerkslehre erwächst für den jungen Menschen die Grundlage für ein Berufsleben, das ihn wirklich befriedigen kann, weil es die volle Entfaltung seiner Fähigkeiten ermöglicht. Für unser Volk aber ist es eine Quelle tüchtiger, gewerblicher Leistungen.

*

Wie überaus wertvoll dieser Besitz, den das Handwerk aus der Vergangenheit bewahrt, für unsere gewerbliche Wirtschaft ist, dafür fehlt leider oft in weiten Kreisen das nötige Verständnis, man bedenkt nicht, was es

bedeuten würde, wenn wir diese gelernten Fertigkeiten und Fähigkeiten verlieren. Es wäre die Preisgabe des Vorzuges, den wir in der gewerblichen Produktion vor andern Ländern haben, denn auch die deutsche Industrie braucht die gelernte Arbeit in viel weiterem Umfange, als man es gewöhnlich annimmt. In Maschinenfabriken entfällt z. B. immer noch der größte Prozentsatz der Arbeitszeiten auf Handarbeitsstunden und die deutsche Industrie wendet ja in neuerer Zeit der Heranbildung gelernter Arbeitskräfte durch Errichtung von Lehrlingswerkstätten in den Betrieben und anderen Einrichtungen ganz besonderes Interesse zu, sie weiß auch sehr wohl den Wert einer guten Handwerkstechnik zu schätzen und gelernte Arbeiter, „Industriehandwerker" sind gesuchte und wertvolle Kräfte.

Gerade in der gegenwärtigen Zeit erscheint es uns notwendig, die Aufmerksamkeit auf den großen Wert dieses sozusagen ererbten Schatzes gewerblicher Kenntnisse zu lenken, machen sich doch allenthalben Meinungen geltend, als ob wir in Deutschland auch dazu übergehen müßten, uns auf die Massenproduktion mit ungelernten Arbeitskräften umzustellen, ja man macht der Industrie den Vorwurf der Rückständigkeit, weil sie nicht schon längst dazu übergegangen ist, die amerikanisierten Methoden der Massenproduktion anzuwenden. Dabei wird übersehen, daß es der große Mangel an gelernten Arbeitskräften war, der die amerikanische Industrie auf diesen Weg der weitestgehenden Unterteilung der Arbeitsverrichtungen geführt hat, so daß der ganze Arbeitsgang in eine Unzahl von ganz einfachen Verrichtungen aufgelöst wird, die schließlich jedes Kind machen kann. Wollen wir denn alles das, was an geistigen Kräften, technischen Fähigkeiten und Fertigkeiten bisher unsere Stärke war, einfach für nichts mehr achten und es als überwunden nun beiseite liegen lassen, um uns dafür auf unsichere, unserem Wesen und unserer Art fremde Wege begeben. Nein, das wäre schon unverantwortlich unserer Arbeiterschaft gegenüber, denn ungelernte Arbeit hat immer die Neigung, die Lohnhöhe herunterzudrücken, weil das Angebot an Arbeitskräften dann gewaltig anwächst, es würde uns auch nicht voranbringen, sondern herunterdrücken. Wie wollten wir bei den ganz anders gearteten Wirtschaftsbedingungen unseres Landes, vor allem bei dem Mangel an Rohstoffen dann noch wettbewerbsfähig bleiben, wenn wir die Lohnhöhe und damit unsere Lebenshaltung auf ein Niveau herabsetzen, das schließlich einen empfindlichen kulturellen Rückschritt zur Folge hat. Deutsche Arbeitsleistung ist viel zu schade, als daß wir sie an die Herstellung von Massenprodukten, die jedes andere Volk auch machen kann, vergeuden. Wenn wir Erzeugnisse in Massen herstellen, dann sollen sie auch hochwertige Qualität haben; daß dies sehr wohl möglich ist, zeigt besonders unsere elektrotechnische Industrie. Darum müssen wir uns auch daran gewöhnen, das, was das Handwerk geleistet hat und immer noch in der Pflege der gewerblichen

Arbeitstechniken leistet, mit andern Augen anzusehen und lernen, es besser zu würdigen; es ist der Grund, weshalb wir das Handwerk als „ehrsam" bezeichnen. Aus diesen Darlegungen ergibt sich eigentlich ohne weiteres, daß das Ziel deutscher Arbeit auf hohe Qualität gerichtet sein muß, nicht nur aus Anstand, weil kein Volk mit geringwertigen Erzeugnissen Ansehen und Achtung gewinnen kann, und es im Grunde schade um jede Arbeitsstunde ist, die darauf verwendet wurde, sondern auch aus dem einfachen Grunde, weil sich schließlich immer nur beste Qualität wirklich bezahlt macht.

*

Voraussetzung für die gewerbliche Produktion soll somit in Material und Technik vollendete Herstellung sein, dies bleibt immer das erste Erfordernis, aber sie würde auch bei höchster Vollkommenheit nichts nützen, wenn nicht zugleich auch bei der Herstellung das, was wir „Wirtschaftlichkeit" nennen, erfüllt ist. Denn wir produzieren nicht einen Gegenstand, um ihn zu behalten, oder um ihn auf den Speicher zu stellen, sondern um ihn zu verkaufen und von dem Erlös zu leben. Wirtschaftlichkeit löst immer die Frage nach dem Preis und den Kosten aus. Aber nicht die Nachfrage, was habe ich für Aufwendungen gehabt und welchen Preis soll ich nun darnach berechnen, soll sie auslösen, sondern die Vorfrage, was darf der Gegenstand oder die Arbeitsleistung kosten, damit ich sie verkaufen oder den Auftrag erhalten kann.

Das Wirtschaftsleben ist keine Versorgungsanstalt, die ein gesichertes Dasein ermöglicht, sondern ein Kampfplatz, auf dem die Tüchtigkeit entscheidet, die Tüchtigkeit, die mit den geringsten Kosten die beste und größte Leistung hervorzubringen vermag. Wirtschaftlichkeit ist nichts anderes als der Maßstab dafür, bis zu welchem Grad dies gelungen ist. Der Maßstab ist aber nicht für alle Zeiten gleich und feststehend, er kann morgen ein anderer sein als heute. Was heute noch als eine durchaus wirtschaftliche Produktion gilt, kann morgen überholt sein, weil andere tüchtiger waren und es verstanden, Kosten zu sparen, andere Berufskollegen im Inlande oder die Produzenten eines andern Landes.

Wirtschaftlichkeit ist aber nicht etwa die aus unlauteren Beweggründen veranlaßte Preisdrückerei, diese führt schließlich immer zum Untergang des Betriebes.

*

Der Zweck aller gewerblichen Betätigung ist, den Bedarf des Volkes in bester Weise zu befriedigen. Der dadurch beeinflußte allgemeine Wille des Volkes in seiner Eigenschaft als Güterverbraucher, als Konsument, seinen Bedarf an Gütern in möglichst guter Beschaffenheit und zu möglichst

niedrigen Preisen zu erhalten, ist nun als eine mächtige, treibende Kraft beim Wirtschaftskampf wirksam, die immer wieder den Fortgang des Kampfes hervorruft. Dieser Konsumentenwille ist rücksichtslos und unbarmherzig, er frägt nichts nach Handwerk, es ist ihm gänzlich gleichgültig, wo die Waren herkommen. Dort, wo sie bei guter Beschaffenheit am billigsten zu haben sind, werden sie bezogen. So hart oft der einzelne diesen bestimmenden Willen zu spüren bekommt, so wirkt er doch immer anspornend auf die Erhöhung der Wirtschaftlichkeit der Gütererzeugung und dient damit dem Gemeinwohle. Aber nicht nur im engen Kreise einer Ortschaft setzt sich dieser Wille durch und zwingt z. B. die Handwerker zu einem Wettbewerb untereinander, er tritt auch viel stärker auf dem Weltmarkt in die Erscheinung und läßt dasjenige Volk den Sieg davontragen, das gute Waren preiswert, d. h. zu den niedrigsten Kosten auf den Markt bringt. Wenn aber dieser Wettbewerbskampf mit unlauteren Mitteln geführt wird, wie es leider immer noch vorkommt, dann dient er nicht dem Gemeinwohle, und es sollte alles getan werden, um solche Schädlichkeiten auszutilgen: nur der ehrliche Wettbewerb ist berechtigt, aber auch dieser muß schließlich überwunden werden durch planmäßiges Zusammenarbeiten zum besten des Volkes.

Wir in Deutschland müssen gegenwärtig im Wettbewerb mit andern Industrieländern die äußersten Anstrengungen machen, um die für unser Wirtschaftsleben nötige Stellung auf dem Weltmarkt wieder zu erringen. Dies kann aber nur dadurch erreicht werden, daß wir die Wirtschaftlichkeit unserer Produktion mit allen Mitteln erhöhen, indem wir die Produktionskosten zu vermindern suchen. Aber auch im Inlande ist gegenwärtig der Wirtschaftskampf ein außerordentlich heftiger. Der Mangel an Absatz drängt die Industrie, die bisherigen Absatzgebiete auszudehnen, und sie wird auch nicht vor den Gebieten Halt machen, die bisher vom Handwerk versorgt wurden, wie wir das zurzeit schon in der Konfektion und der Möbelfabrikation beobachten können. Das Handwerk kann sich dem nur dann erfolgreich entgegenstellen, wenn es beste Qualität preiswert herstellt; es muß dies auch schon deshalb tun, weil die Kaufkraft der Bevölkerung so gesunken ist, daß nach Beschaffung des unbedingt zur Lebenshaltung nötigen Bedarfes nur noch sehr geringe Mittel übrig bleiben, die für Kleidung, Einrichtungsstücke und derartiges zur Verfügung stehen. Auch hier kann nur wieder als Maßregel die Erhöhung der Wirtschaftlichkeit angewendet werden; denn auch die für die Wiedergesundung unserer Wirtschaft unerläßliche Neubildung von Betriebsvermögen, die ja doch fast durchweg durch Inflation verloren gegangen sind, kann allein durch Ersparnisse aus Produktionskostenverminderung gewonnen werden.

So muß unsere gesamte gewerbliche Wirtschaft vom kleinsten Handwerksbetrieb bis zum industriellen Großbetrieb von dem Streben nach

Erhöhung der Wirtschaftlichkeit, nach Verminderung der Produktionskosten beherrscht werden, und in der Tat beschäftigen sich ja auch alle gewerblichen Kreise gegenwärtig mit diesem Problem auf das eingehendste.

*

Auch das deutsche Handwerk hat sich in dem Forschungsinstitut für rationelle Betriebsführung in Karlsruhe eine Stelle geschaffen, die unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse der handwerklichen Betriebe und im Interesse des Handwerks diese Aufgaben erfüllt. An der Spitze aller dieser Stellen steht als Zentralstelle das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit in Berlin.

Es handelt sich hierbei aber nicht um eine der vielen kommenden und gehenden Zeitströmungen, sondern um die allerernsteste Sache, um Aufstieg oder Abstieg unserer Volkswirtschaft, um eine glückliche Zukunft unseres Volkes. Wer glaubt, daß diese Bestrebungen ihn nichts angingen, oder deren Beachtung in seinem Betrieb unterlassen zu können, wird bald die Folgen aufs empfindlichste zu spüren bekommen, und keine Organisation, keine Regierung kann ihm dann helfen.

Die Bestrebungen zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit fassen wir unter dem Begriff „Rationalisierung" zusammen. Sie werden getrieben und geleitet von dem Grundsatz, den Bedarf mit möglichst geringem Aufwand möglichst vollkommen zu befriedigen. Dieser Grundsatz aber gilt für die gesamte gewerbliche Wirtschaft, für die Industrie genau so, wie für das Handwerk. Würde das Handwerk seine Produktionstätigkeit nicht nach diesem Grundsatz betreiben, so würde es sich außerhalb der vom Gewerbe für unsere Volkswirtschaft zu erfüllenden Verpflichtungen stellen und damit seinen Bestand gefährden.

*

Das Streben, die Bedarfsgüter mit möglichst geringem Aufwand möglichst vollkommen zu befriedigen, hat wohl immer die Menschen beherrscht, es ist ebenso die Ursache für die Erfindung der primitiven Steinwerkzeuge in den ältesten Zeiten der Menschheit gewesen, wie es heute z. B. die Veranlassung zum Bau eines großen elektrischen Kraftwerkes ist, das die elektrische Energie in unsere Werkstätten führt und uns so die gewerblichen Tätigkeiten mit Hilfe der Maschinen ganz wesentlich leichter und vollkommener ausführen läßt, es ist die Ursache jedes technischen Fortschrittes.

Während in früheren Zeiten aber die technischen Verbesserungen als Folge dieses Strebens mehr durch Zufall, Erfahrungen und allmähliche Vervollkommnung im Laufe langer Zeiträume entstanden, ist seit etwa 200 Jahren diese Vervollkommnung in ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit vor sich gegangen. Wir nennen deshalb auch unsere Zeit das Zeitalter der

Technik. Erfindung erfolgte auf Erfindung. Welche Veränderungen haben wir selbst hierin in den letzten Jahrzehnten noch miterlebt. Die Ursache war, daß man die Naturwissenschaften: die Physik und Chemie planmäßig in den Dienst der technischen Vervollkommnung stellte und dann aus diesen grundlegenden Wissenschaften alle die modernen technischen Wissenschaften, Mechanik, Festigkeitslehre, Maschinenbaukunde, Technologie, theoretische Maschinenlehre, Materialwissenschaft entwickelte.

Dieser Verbindung von Wissenschaft und Praxis, die durch die technischen Hochschulen und die wissenschaftlichen Institute gepflegt wurde, war es vor allem, welche die deutsche Industrie so leistungsfähig gemacht hat, so daß sie vorbildlich in der Pflege des technischen Fortschrittes dastand. Dem Handwerk ist eine solche Förderung seiner Technik nicht direkt zuteil geworden, sei es, daß man vor alle den großen Problemen keine Zeit fand, sich mit der Technik des Handwerks besonders abzugeben oder daß man es überhaupt für überflüssig hielt, sich dem Handwerk und seinen Arbeitsgebieten zuzuwenden. Wir dürfen eben nicht vergessen, wie in diesen Zeiten alles technische Denken industriell orientiert war, Großmaschinenbau, Zentralisierung der Produktion, Schnellbetrieb, das waren so die Hauptziele, auf die man hinstrebte, da blieb für das Handwerk wenig Zeit mehr übrig.

Die Wirkungen dieses planmäßig mit Hilfe der Naturwissenschaften herbeigeführten technischen Fortschrittes sind daher dann auch in erster Linie der industriellen Entwicklung zugute gekommen, ja sie haben erst diese Entwicklung ermöglicht, aber die Wirkungen verlaufen dann doch nicht in einer bestimmten Linie, sie sind vielmehr ebenso vielfältig, wie der Fortschritt selbst mannigfaltig in seiner Art ist. So hat sich denn die Meinung, daß der technische Fortschritt unvermeidlich zur Zentralisierung der Produktion, zur Bildung der Groß- und Vernichtung der Kleinbetriebe führen würde, als ein Irrtum erwiesen. Die Entwicklung hat dann auch andere Wege eingeschlagen, die gerade das Gegenteil bewirkten und die Dezentralisation ebenso begünstigten, wie sie die Stellung der Kleinbetriebe im Wirtschaftsleben stärkten. Diese letzte Erscheinung ist besonders in den letzten 25 Jahren hervorgetreten, als durch die elektrische Energieversorgung die Möglichkeit erschlossen wurde, die in den Kohlenlagern und Wasserkräften aufgespeicherte Energie von dem Zwange der Ausnützung an Ort und Stelle zu befreien und durch die Überlandzentralen auch die kleinsten Betriebe in der entlegensten Ortschaft mit einer wirtschaftlichen Betriebskraft zu versehen. Dadurch sind dem Handwerk neue Lebenskräfte zugeführt worden, deren Auswirkung heute noch nicht voll übersehen werden kann, die aber auf alle Fälle diesen mittleren und kleineren Betrieben neue Impulse gegeben und sie befähigt haben, sich in das moderne Wirtschaftsleben fester einzufügen. Das ist es auch vor allem, wodurch sich das neue Handwerk vom

alten unterscheidet. Wir erkennen hieraus, welchen großen Wert die Befruchtung der Technik durch wissenschaftliche Erkenntnis hat.

Während bis zum Ausbruch des Krieges die gewerbliche Entwicklung ganz vorwiegend in der technischen Richtung, der konstruktiven Verbesserung, Vervollkommnung der Mechanismen, Gestaltung und Dimensionierung der Bestandteile, der technologischen Aufklärung über Ursache und Wirkung, theoretischen Durchdringung und der Erfindung vor sich gegangen war, macht es dann den Eindruck, als ob diese Entwicklungsperiode bis zu einem gewissen Abschluß gekommen sei, so daß sie jedenfalls nicht mehr in derselben Schnelligkeit weitergehen würde. Es sei nur daran erinnert, wie heute die Werkzeugmaschinen, z. B. die Holzbearbeitungsmaschinen, in ihrem Aufbau und ihrer konstruktiven Gestaltung weitestgehend übereinstimmen, gleichviel aus welcher Fabrik sie stammen, es hat sich etwa genau so wie früher bei den Werkzeugen des Handwerks die technisch zweckmäßigste Gestaltung ergeben, die nun wesentliche Veränderungen nicht mehr erfährt; darum wird auch wohl die Ausbeute an technischen Neuerungen für Werkstatt und Betrieb nicht mehr so groß sein, als sie in der letzten Zeit war.

*

Dafür tritt nun jetzt die Frage der Wirtschaftlichkeit in den Vordergrund, die Frage der Rationalisierung, der wirtschaftlich vorteilhaftesten Ausnützung der Produktionseinrichtung. Der Rationalisierungswille wird vorherrschend, Kostenverminderung und Leistungserhöhung werden die leitenden Gedanken.

Wie bei der Vervollkommnung der Technik früher Erfahrung und Zufall bestimmend waren und die planmäßige Entwicklung des Fortschrittes erst durch die Anwendung der technischen Wissenschaften herbeigeführt wurde, so sind es auch bei den mit der Wirtschaftlichkeit zusammenhängenden Fragen die Erfahrung, der Zufall und die Überlieferung, aus denen die Anschauungen und die Richtlinien entstehen, die für die Erzielung guter Wirtschaftlichkeit beachtet werden. Nicht selten tritt eine gewisse Heimlichtuerei auf, jedenfalls stützte sich der wirtschaftliche Erfolg oft auf Spekulation, Wagnisse oder auf „Gut Glück", also auf durchaus unsichere und unzuverlässige Meinungen, daher konnten auch manchmal solche Unternehmer, die nicht zu den tüchtigsten zählen, vorübergehend Erfolge erzielen.

Nachdem in der Vervollkommnung der technischen Einrichtung so bedeutende Fortschritte durch planmäßige Behandlung und gründliche Erforschung erzielt waren, lag es nahe, auch die Probleme der Wirtschaftlichkeit der Erforschung zu erschließen und durch eingehendes Studium klarzustellen, welche Beziehungen zwischen der Größe des Aufwandes und der erzielten

Leistung bestehen, welche Ursachen es sind, die auf die Größe des Aufwandes wirken und welche Wirkungen diese Ursachen ausüben, kurz auch hierbei planmäßig und wissenschaftlich vorzugehen. Daraus hat sich denn ein neues Wissenschaftsgebiet, die Betriebswirtschaftslehre, entwickelt, die für die Gegenwart von ausschlaggebender Bedeutung geworden ist. Sie ermöglicht es, das Problem der Erhöhung der Wirtschaftlichkeit auf eine zuverlässige und dann vor allem auch jedem, der gewillt ist, sich ihre Ergebnisse anzueignen, zugängliche Grundlagen zu stellen, so daß er nicht mehr herumtasten, probieren oder durch kostspielige Erfahrungen den richtigen Weg zu suchen braucht. Die Ergebnisse kommen so dem gesamten Gewerbe zugute; dadurch wird aber das erleichtert, was wir für unsere Volkswirtschaft ja gegenwärtig erstreben, Erhöhung des Niveaus der Wirtschaftlichkeit unserer gesamten gewerblichen Gütererzeugung.

Es ist freilich wohl zu beachten, daß nicht alles, was jetzt als Lehre von der Betriebswirtschaft vorgetragen wird, neu ist, vieles davon war schon längst geistiges Eigentum hervorragender Betriebsleiter. Auch ist es nicht so von der Hand zu weisen, wenn gegenüber der Betonung der Wissenschaftlichkeit bei der Betriebswirtschaft darauf hingewiesen wird, daß manche der Lehren doch nichts anderes als die Folgerungen gesunden Menschenverstandes sind. Rationalisierung sagt ja auch nichts anderes, als daß das Vernünftigste das beste ist, nur muß man es eben wissen, was das Vernünftigste ist, wenn unter den besonderen Verhältnissen eines Betriebes die Wirtschaftlichkeit gesteigert werden soll. Dieses Wissen aber muß erlernt sein, auch der beste Betriebsleiter schüttelt seine Weisheit nicht aus den Ärmeln, sondern er muß sie sich durch unermüdliches Studium, durch ständiges Beobachten und Sammeln von Kenntnissen aneignen, und doch lernt er nie aus. Es gilt für ihn auch das alte Handwerkssprichwort „Lehrling bleibt jedermann". Auch das Handwerk wird mit besonderem Vorteil Nutzen aus der Anwendung der Ergebnisse betriebswirtschaftlicher Erkenntnis ziehen können, wenn natürlich auch vieles, was für die Industrie von großer Bedeutung ist, für das Handwerk zurücktritt, dafür hat anderes wieder für das Handwerk einen höheren Wert. Wenn wir näher prüfen, so finden wir, daß die besonderen Verhältnisse des handwerklichen Betriebes auch eine besondere betriebswirtschaftliche Behandlung erfordern. Das Handwerk wird sich aber auf diese neuen betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkte einstellen müssen. Ebenso wie für den einzelnen Betrieb besteht für das gesamte Handwerk die Notwendigkeit, ja man kann sagen, der durch die wirtschaftliche Lage des deutschen Gewerbes hervorgerufene Druck, die Wirtschaftlichkeit aus Gründen der Selbsterhaltung zu steigern.

*

Dieser wirtschaftliche Druck braucht aber als solcher nicht empfunden zu werden, weil ja die Anwendung dem Betriebe selbst den größten Nutzen bringt und zur Anwendung im Grunde genommen nichts weiter nötig ist, als daß sich der Handwerksmeister selbst auf das wirtschaftliche Denken bei der Leitung seines Betriebes einstellt, ohne daß es dazu nun etwa, wie man meinen könnte, der Neuanschaffung technischer Einrichtungen oder Betriebsmittel bedarf. Das ist ja gerade das Wertvolle und Wichtigste dabei, die vorhandenen Produktionseinrichtungen, -anlagen und Mittel so zu handhaben, daß der Aufwand vermindert und die Leistung erhöht wird. Das Handwerk bietet hierfür sehr vielseitige und reichliche Gelegenheiten; auch hat es ja manche Vorteile gegenüber dem gewerblichen Großbetrieb, deren Ausnützung es nur richtig vornehmen muß, um seine Wettbewerbsfähigkeit zu steigern. Es sei nur an den umfangreichen Organisations- und Verwaltungsapparat eines Großbetriebes und die dadurch bedingten bedeutenden Unkosten, die jedes Erzeugnis des Betriebes belasten, erinnert, gegenüber den im Verhältnis geringen Aufwendungen, die hierfür dem Handwerksbetrieb erwachsen. Das deutsche Handwerk hat sich besonders in den letzten Jahren verhältnismäßig gut und zeitgemäß technisch eingerichtet, es verfügt über tüchtige gelernte Arbeitskräfte und vielseitige technische Erfahrungen. Es gilt nun auch, die Wirtschaftlichkeit der Produktion zu steigern, um die Ergiebigkeit dieser im Handwerk vorhandenen Kräfte auch voll für unsere Wirtschaft zur Auswirkung zu bringen, das Handwerk könnte mit diesen Kräften ein größeres Arbeitsgebiet versorgen, zumal dann, wenn es den Gedanken der Gemeinschaftsarbeit auf wirtschaftlichen Gebieten viel mehr praktisch verwirklichen würde.

Für den einzelnen Handwerker aber liegt ein nicht zu unterschätzender, ideeller Wert der Einstellung auf wirtschaftliches Denken und Handeln in dem Gewinn, seine Tätigkeit als Betriebsleiter mit neuen, ebenso dankbaren, wie fruchtbringenden Ideen erfüllt zu sehen.

Die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, mit denen Industrie und Handwerk in Deutschland aller Wahrscheinlichkeit nach längere Zeit zu kämpfen haben werden, sind ein mächtiger Antrieb zur Steigerung der Wirtschaftlichkeit der Produktion, dieser Antrieb bedingt aber auch eine Steigerung des Wirtschaftskampfes und des Wettbewerbes im Gewerbe, wie sich das schließlich auswirken wird, ob es z. B. zu einer Umstellung des ganzen Aufbaues unserer Produktion führt, läßt sich heute nicht erkennen. Auf alle Fälle aber wird es eine Neugestaltung des Wirtschaftslebens bedingen, die auch vom Handwerk äußerste Anstrengungen erfordern wird, wenn es seine Stellung behaupten und festigen will.

Nicht die Maschinen oder technischen Neuerungen waren es, die den Anstoß zu unserer gewerblichen Entwicklung gegeben haben, sondern der

wirtschaftlich denkende Geist, der immer mehr in das Gewerbe eindrang. Vorüber sind die Zeiten, in denen der Handwerker ohne große Sorgen und Anstrengungen seinen Betrieb ertragsreich führen konnte, er ist heute in den Strom des Hastens und Jagens mit hineingezogen und muß das Tempo des Fortschrittes einhalten, wenn er nicht zu Grunde sinken will. Aber er braucht nur seiner Kräfte und Fähigkeiten sich recht bewußt zu werden und erfüllt zu sein von dem Muß, das uns alle vorwärts treibt, dieses Muß aber ist die Steigerung der Wirtschaftlichkeit aller gewerblichen Tätigkeit, es wird für uns zu einer gern getanen Pflicht, wenn wir daran denken, daß es die glückliche Zukunft unseres Volkes von uns erfordert. Das Handwerk aber möge bedenken, daß es nicht immer seiner Vergangenheit überlassen kann, etwas getan zu haben, es ist an der Zeit, daß wir Heutigen auch etwas für die Zukunft leisten!

Walter Bucerius

Lehrlingswerk ist kein Meisterstück

„Wie doch der Meister immer tut!
Versteh' ich denn nicht grad so gut
Wie er, mein Handwerkszeug zu führen?
Ließ' er mich nur einmal probieren,
Ein Türschloß ganz allein zu schmieden!"
Der Meister nickt: „Ich bin's zufrieden!"
Der Lehrling faßt die Zange an
Und hämmert, was er hämmern kann. —
Das Türschloß, das er selbst gemacht,
Das hat zum Meister er gebracht:
„Nun, Meister, was sagt Ihr dazu?"
Der nimmt's und mit bedächt'ger Ruh'
Prüft er das Ding und gibt's zurück:
„Lehrlingswerk ist kein Meisterstück!
Du hast dich brav gemüht, indessen —
Du hast das Schlüsselloch vergessen!"

Trittelritz

Das Handwerk im Rahmen der neuzeitlichen Wirtschaft

Über die Bedeutung des Handwerks im Rahmen der modernen Wirtschaft werden die verschiedensten vielfach sich widersprechenden Meinungen geäußert. Das kommt daher, weil der Begriff „Handwerk" im allgemeinen Vorstellungen auslöst, die dem Handwerk nicht gerecht werden. Der Nichthandwerker, gleichgültig welchem Berufsstande er angehört, sieht meist nur

den kleinen Einzelbetrieb, seine Kapitalien und produktive Leistungen, die Zahl der in ihm beschäftigten Personen usw.

Wenn wir untersuchen wollen, welche Bedeutung das Handwerk im Rahmen der modernen Wirtschaft hat, so müssen wir in erster Linie die Gesamtheit der einzelnen Faktoren, die im Handwerk beschäftigten Personen, die Gesamtheit der handwerklichen Leistungen, die Macht seiner Organisationen usw. betrachten. Und dabei zeigt sich, daß das Handwerk keinesfalls die veraltete Betriebsform ist, die man ihm vielfach nachsagt. Wenn auch das Handwerk durch die Industrialisierung eine Reihe von Berufen eingebüßt hat, so tauchten mit der Industrialisierung neue Handwerkszweige auf, die die genannten Ausfälle wieder ausgleichen.

Der Handwerksbetrieb ist nicht mehr die Vorstufe der Fabrik, sondern eine selbständige neben dieser bestehenden Betriebsform mit eigenem Produktionskreis. Insbesondere in der Kriegs- und Nachkriegszeit hat das Handwerk bewiesen, daß es lebensfähig und leistungsfähig ist. Das Handwerk — auch dann, wenn es sich häufig nur mit Reparaturen und Installationen beschäftigen muß — stellt eine besondere Produktionsklasse dar, durch welche im Vergleich zur Industrie durchaus keine geringeren Wertsteigerungen vollzogen werden.

Nach den letzten statistischen Erhebungen befinden sich in Deutschland mehr als eine Million Einzelbetriebe, die ca. 90—100 verschiedenen Berufen angehören. Nehmen wir an, daß in diesen Einzelbetrieben durchschnittlich drei Arbeitskräfte (ohne Familienmitglieder) tätig sind, so ergibt sich, daß sich ca. 3—3,5 Millionen mit der Hervorbringung handwerklicher Leistungen beschäftigen. Wenn es möglich wäre, den Wert dieser im Handwerk geleisteten Arbeit insgesamt zu erfassen, würde man überraschenderweise feststellen können, daß die handwerkliche Produktionsleistung gegenüber der der Industrie nicht allzusehr zurücksteht. Der Verbraucher übersieht allzuleicht, daß Dinge, wie die Gebrauchsgegenstände für Wohnung, Kleidung, der größte Teil der wichtigsten Lebensmittel usw. aus Handwerksbetrieben stammen und er denkt, wenn er etwas von Wirtschaft hört, immer wieder an die Massenleistungen industrieller Großbetriebe. Das führt natürlich zu einer Unterschätzung des Handwerks, zu einer Mißachtung und einer nicht genügenden Berücksichtigung hauptsächlich durch die Behörden, auch dann, wenn es sich um Förderungsmaßnahmen handelt.

Gewiß hat das Handwerk unter der Konkurrenz der Fabrikbetriebe des In- und Auslandes stark zu leiden. Dieser Wettbewerb wird aber immer vorhanden sein, da eine große Menge von Produkten heute sowohl im Handwerksbetrieb, als auch im Fabrikbetrieb erzeugt werden. Wenn bisweilen der Wettbewerbskampf zu heftige Formen annahm und für sehr viele Handwerksberufe existenzvernichtend wirkte, lag das nicht allein an der Massen-

leistung der Fabrik und an ihren technischen Neuerungen, sondern auch daran, daß sich das Handwerk nicht genügend mit technischen und wirtschaftlichen Fortschritten der letzten Jahren vertraut gemacht hatte. Die sechsjährigen Erfahrungen des Forschungsinstituts für rationelle Betriebsführung im Handwerk beweisen zur Genüge, daß das Handwerk bei Anpassung an die technischen und wirtschaftlichen Fortschritte, d. h. bei wirtschaftlicher Betriebsführung wohl in der Lage ist, erfolgreich zu produzieren und eine ausreichende Rentabilität zu erzielen. Gerade zur Zeit leben wir in einer außerordentlich schwierigen wirtschaftlichen Krise, bei der es sich aber ganz offen zeigt, daß der Handwerksbetrieb diese viel besser und leichter zu überstehen vermag wie der industrielle Großbetrieb, der heute meist ungenügend beschäftigt ist und der zwecks Erhaltung seines Kapitals hohe Preise in Ansatz bringen muß. Solange Menschen, insbesondere wie das in Deutschland der Fall ist, individuelle Bedürfnisse in bezug auf Wohnung, Kleidung, Nahrung usw. haben, solange wird auch in Deutschland ein Platz für das Handwerk sein, und aus diesen Gründen ist es dringend erforderlich, die Handwerksproduktion nicht nur auf wirtschaftliche Betriebsführung abzustimmen, sondern auch den fortgesetzt schwankenden Bedürfnissen, Geschmacks- und Modewandlungen anzupassen.

Die Forderung, das Handwerk möge sich der Rationalisierung nicht verschließen, wird meist in Handwerkerkreisen falsch gedeutet: Man versteht darunter die Einführung von Maschinen, Automaten usw. und glaubt, es sollten amerikanische Arbeitsmethoden eingeführt werden, die schließlich den Eigencharakter des Handwerks nehmen würden. Das ist keineswegs der Fall. Bei der Rationalisierung handelt es sich nicht in erster Linie um Einführung von Maschinen, nicht um Anwendung der Fließarbeit, nicht um Einführung technischer Neuerungen jeglicher Art, sondern hauptsächlich darum, den handwerklichen Produktionsprozeß durch vorbedachte und planmäßige Abwicklung zu rationalisieren, durch bestmöglichste Einfügung und Anpassung an die Bedürfnisse der Gesamtwirtschaft so billig als möglich zu produzieren, den Beschäftigungsgrad der bestehenden Betriebe zu erhöhen und Neugründungen von Handwerksbetrieben zu ermöglichen. Wenn der Einzelhandwerker, die Förderungsstellen des Handwerks und der Staat von diesen Gesichtspunkten aus ihre Maßnahmen ergreifen, so wird unseres Erachtens die wirtschaftliche kulturelle Bedeutung Deutschlands noch mehr als bisher wachsen.

Karl Rößle

Handwerk und Handwerkskammern

Was ist das deutsche Handwerk dem deutschen Volke? Diese Frage hat kein anderer als der Altmeister deutscher Dichtkunst Goethe beantwortet, der in seinen „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren"

an einer Stelle sagt: „Aller wahre Fortschritt der Menschheit beruht letzten Endes auf der fleißigen Arbeit des Handwerks". Das Bestreben, das menschliche Dasein erträglich zu gestalten, ist die Entstehungsgeschichte des Handwerks. Im Handwerk liegen die Anfänge jeglicher Kultur. In der geschlossenen Hauswirtschaft des frühen Mittelalters gibt es noch kein Handwerk als selbständigen Berufsstand. Aber bereits die Siedlungen der Klöster und Burgen zeigen eine rege gewerbliche Betätigung; schon frühzeitig hat die Arbeitsteilung eine reiche Gliederung des Handwerks zur Folge, deren Spuren heute noch nicht verwischt sind. Als staatsbildendes Element strebt das Handwerk nach Seßhaftigkeit; Bodenständigkeit ist wie damals auch heute noch der Grundzug seines Charakters. Dabei ist die früh errungene Selbständigkeit das höchste Gut des einzelnen, wie der Gesamtheit, welches zu wahren auch heute noch zu Abwehr und Kampf nötigt.

Durch mehrere Jahrhunderte hindurch sehen wir dann im Spiegel der Geschichte das Handwerk als den hauptsächlichsten Träger des mittelalterlichen Wirtschafts- und Kulturlebens, als die sicherste Stütze des politischen und sozialen Gemeinschaftswesens. Die hohe wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Bedeutung des Handwerks im Mittelalter wird dokumentiert durch die historische Tatsache, daß es mit seinen Zünften fast überall zum ausschlaggebenden Faktor des öffentlichen Lebens geworden war. Leider wird hierbei vielfach übersehen, daß die Blütezeit der Zünfte, die, nebenbei bemerkt, nach einem Jahrhunderte langen Aufstieg nur verhältnismäßig kurze Zeit währte, in der Hauptsache auf der glücklichen Übereinstimmung der damaligen Wirtschaftsformen mit den Voraussetzungen der gleichzeitigen Staatsordnung beruhte. Das Zusammenwirken beider, ihre gegenseitigen Wechselwirkungen mußten sowohl für die gedeihliche Entwicklung von Handwerk und Gewerbe, wie auch des politischen Gemeinwesens die günstigsten Folgen zeitigen. In dem Momente, wo diese Übereinstimmung nicht mehr gegeben war, da die Städtewirtschaft in dem bedeutend erweiterten Wirtschaftsgebiet der Territorialstaaten unterging, da beginnt auch der Zerfall des Handwerks. Die Wirtschafts- und Organisationsformen des Handwerks hatten, da sie den neuen staatlichen Verhältnissen und den vielfach veränderten Produktionsmethoden nicht angepaßt wurden, ihre innere Existenzberechtigung immer mehr verloren, der Inhalt schwand, die Form blieb, bis auch diese unter den Einwirkungen der neuen Zeitverhältnisse in Trümmer ging.

Es war ein Verhängnis für das Handwerk, daß es der in einem unerhört rasenden Tempo sich vollziehenden Industrialisierung der deutschen Wirtschaft im vorigen Jahrhundert schutz- und machtlos preisgegeben war. Die ungeheuren Umwälzungen auf technischem Gebiete, die epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen, von denen die allzurasche Ent-

wicklung Deutschlands vom Agrar- zum Industriestaat begleitet war, hatten auch eine Umstellung der Geister zur Folge. Über der ehrfurchtsvollen und staunenden Anerkennung der gewaltigen Industrieleistungen verlor man das Augenmaß für den inneren Zusammenhang der Verhältnisse. Man gewöhnte sich daran, das Wirtschaftsleben nach rein äußerlichen Gesichtspunkten zu beurteilen; man vergaß, daß in den meisten Fällen, wie es schon Goethe vorausgeahnt, das Handwerk der Ausgangspunkt des technischen Fortschrittes gewesen ist. Im Handwerk sah man allgemein die Überreste einer überlebten, veralteten Wirtschaftsform, die über kurz oder lang dem Untergang geweiht sei. Wir wundern uns heute nicht mehr darüber, daß die Gesetzgebung, welche von solchen Vorurteilen diktiert war, auf die Erhaltung und Förderung des Handwerks keinerlei Rücksicht nahm. Man überließ das Handwerk einfach seinem Schicksal; jeden Versuch, auch das Handwerk an den neuen Errungenschaften der Technik und Wirtschaft teilnehmen zu lassen, hielt man für ein aussichtsloses Beginnen. Nur so ist es zu verstehen, daß das Handwerk ganz auf sich selbst angewiesen, zunächst den Anschluß an die neue Zeit nicht fand und erst durch die harte Schule schwerster Not gehen mußte, bis es sich auf sich selbst besann und von Gesetzgebung und Verwaltung auch billige Rücksichtnahme auf handwerkerliche Belange und Lebensinteressen verlangte und durchsetzte.

Diese Selbstbesinnung des Handwerks war es, welche die sogenannte Handwerkerbewegung ins Leben rief und diese nachhaltig beeinflußte. Aus kleinen Anfängen herauswachsend, gewinnt sie, obgleich die Organisation ganz auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit aufgebaut war, allmählich Bedeutung, nicht ohne zeitweilig durch inneren Zwiespalt und Mangel an Zielklarheit auf Abwege zu geraten.

Nach Einführung der Gewerbefreiheit gingen die Bestrebungen der Handwerkerbewegung vor allem dahin, die Gewerbeordnung durch Aufnahme gesetzlicher Bestimmungen über die besonderen Verhältnisse des Handwerks, die Ausbildung seines Nachwuchses, das Prüfungswesen, den Zusammenschluß der das gleiche Handwerk Ausübenden in Fachvereinigungen (Innungen) usw. abzuändern. Neben diesen Bestrebungen wurde mit besonderem Nachdruck die Forderung nach Errichtung von Kammern für das Handwerk erhoben. Da Handel und Industrie ihre öffentlich-rechtliche Vertretung in den Handelskammern bereits hatten, lag es nahe, dem Handwerk auch ein gleiches Organ zur Verfügung zu stellen, das die Belange des Handwerks wahrzunehmen hat. Das Gesetz vom 26. Juli 1897 (Handwerkerschutzgesetz) brachte dem Handwerk endlich die Erfüllung dieses lang gehegten Wunsches, indem die Errichtung von Handwerkskammern, deren Mitglieder von den organisierten Handwerkern selbst gewählt werden, ermöglicht wurde.

Die Handwerkskammern sind daher eine Einrichtung des Handwerks selbst; sie sind aus der Handwerkerbewegung entstanden und mit dieser unzertrennlich verwachsen. Die Handwerkskammern sind geboren aus der durch tiefste Not gewonnenen Überzeugung, daß das Handwerk unbedingt eine geistige Führung vonnöten hat, die befähigt ist, erfolgreiche Handwerkerpolitik zu machen, die nicht abhängig ist von dem oft kleinlichen Interessenstandpunkt einzelner; eine Führung, deren Tätigkeit auf große Ziele und auf lange Sicht eingestellt ist und Kraft genug besitzt, sich Geltung zu verschaffen. Denn was das Handwerk zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit, wie auch des eigenen Standes erstrebt, kann nur in zäher allumfassender Arbeit errungen werden. Wo wäre heute die Stelle, welche die Stetigkeit führender Arbeit auf Generationen hinaus verbürgt, welche gleichzeitig über das nötige geistige Rüstzeug verfügt, um die höchsten ideellen und wirtschaftlichen Güter des Handwerks zu wahren, wenn nicht die Handwerkskammern?

So sind die Handwerkskammern der Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen des Handwerks geworden, die Quelle geistigen Lebens, welcher jeder einzelne, wie auch die Organisationen ihr geistiges Rüstzeug entnehmen können. Die Handwerkerbewegung bekam durch die Handwerkskammern erst ihren geistigen Inhalt; diesen zu vertiefen, gingen die Handwerkskammern auch dazu über, eigene Zeitungen zu schaffen, damit der geistige Wert handwerkerlichen Schaffens und Ringens, die geistige Bedeutung des Handwerks überhaupt wieder an die erste Stelle gesetzt werde. Was im einzelnen an geistiger Arbeit geleistet ward, kann in diesem Zusammenhang nur in Stichworten angegeben werden: Öffentliches und privates Vergebungswesen (Verdingungsamt), mündliche und schriftliche Beratung in allen handwerkerlichen, rechtlichen, steuerlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten, Schlichtung von Streitigkeiten aller Art, Rechtsauskünfte, Rechtsvermittlungen, Einzug und Beitreibung von Forderungen (Einziehungsamt), Vorträge und Versammlungen in gewerblichen Organisationen, Belebung der ganzen Organisationsbewegung durch Veranstaltung von Instruktions- und Rednerkursen, Erstattung von Sachverständigengutachten an Gerichte und Behörden, Erstellung von Rechtsgutachten, Aufklärung der Öffentlichkeit, insbesondere der Gerichte über Preisbildungsfragen, Aufstellung und Prüfung von Kostenvoranschlägen und Kostenberechnungen, Führung der Bücher und Vornahme von Geschäftsabschlüssen durch die Buchführungsabteilung u. a. m., Förderung und Wahrung der Interessen auf dem Gebiete der Volkswirtschaftspolitik, der Gesetzgebung und Verwaltung, Unterstützung und Beratung der Genossenschaften, Vornahme von Genossenschaftsrevisionen. Was die Handwerkskammern während der Inflationszeit durch ihr vermittelndes Eingreifen

bei Vertragsstreitigkeiten zur Erhaltung von Vermögenssubstanzwerten geleistet haben, übersteigt das Vielhundertfache dessen, was je an Handwerkskammerbeiträgen an die Handwerkskammern entrichtet wurde. Die künftige Stellung des Handwerks im Rahmen der Volkswirtschaft wird in Anbetracht der fortschreitenden Mechanisierung unserer Wirtschaft im wesentlichen von der Wirtschaftlichkeit der Betriebsführung abhängen. Hier gewinnt das Forschungsinstitut für rationelle Betriebsführung im Handwerk, das von den 4 badischen Handwerkskammern in weiser Voraussicht im Jahre 1919 gegründet wurde und heute als Reichszentralstelle für das ganze deutsche Handwerk anerkannt ist, ganz besondere Bedeutung.

Diese Darstellung zeigt, daß die Handwerkskammern sich nicht mit dem ihnen in der Gewerbeordnung zugewiesenen engen Aufgabenkreis begnügt haben, sondern darüber hinaus bemüht waren, jede Gelegenheit zur Förderung des Handwerks zu nützen, ohne ihre gesetzlichen Aufgaben, insbesondere auf dem Gebiete des Lehrlings- und Prüfungswesens irgendwie zu vernachlässigen. Hierüber wird an anderer Stelle zu berichten sein. Aufgabe der Wirtschaftsgeschichte wird es sein, einstmals festzustellen, welchen Einfluß die deutschen Handwerkskammern im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens auf die Geschicke des Handwerks ausgeübt haben, ob die Erfolge wert der geleisteten Arbeit gewesen.

Ohne diesem Urteil vorzugreifen, kann jedoch heute schon von den Handwerkskammern gesagt werden, daß sie — bei ihrer Gründung von weitesten Kreisen mit Mißtrauen empfangen — durch die Stürme der Kriegsjahre, der Revolutions- und Inflationswirren innerlich gefestigt, für eine erfolgreiche Handwerkerpolitik der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht gewesen sind. Dem Staate haben sie stets gegeben, was des Staates ist, die besonderen Handwerkerwünsche und Handwerkerinteressen dem Allgemeinwohl, den Interessen des Vaterlandes stets untergeordnet. Sie haben um Achtung und Anerkennung für die Wertarbeit des Handwerks gerungen, der Erziehung und Durchbildung des Nachwuchses bis zur höchsten Vollendung ihre besten Kräfte gewidmet. Sie haben versucht in Deutschlands schwersten Schicksalstagen das Handwerk dem Staate so zu erhalten, wie es den staatlichen Interessen entspricht: Als die Quelle sozialer Erneuerung und sozialen Aufstieges, als der Jungbrunnen deutscher Tüchtigkeit und Kraft, wahrer Bildung und Kultur.

Dieses schöne deutsche Handwerk
allen Gewalten
zum Trutz zu erhalten,

als den Hort sozialen Friedens, als einen Kulturfaktor ersten Ranges, das ist fürwahr eine Aufgabe, wert des Schweißes der Edelsten.

A. Herfurth

Handwerk und Landwirtschaft

Handwerk und Landwirtschaft gehören zu den sogenannten produktiven Berufsständen, d. h. zu denjenigen Ständen, die Güter erzeugen und Werte schaffen. In einem gewissen Gegensatz dazu steht der Handel, der den Austausch der Güter vermittelt, d. h. dafür sorgt, daß die Güter vom Erzeuger in die Hände des Verbrauchers kommen, daß sie dahin gelangen, wo sie am notwendigsten sind, wo sie gebraucht werden; er vermehrt also die Güter nicht. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Arbeit des Händlers und des Kaufmanns nicht nützlich sei. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse werden unmittelbar aus dem Boden gewonnen, sie gehören also der Urproduktion an. Die handwerkerlichen Erzeugnisse werden dagegen aus Stoffen gebildet, die bereits dem Boden entnommen oder sonstwie gewonnen sind. Fast alle Handwerker formen also Rohstoffe um, verarbeiten sie und machen sie zum Gebrauche wertvoll, z. B. der Schreiner das Holz zu einem Tisch, der Bäcker das Mehl zu Brot usw.

Im Mittelalter waren Landwirtschaft und Handwerk die hauptsächlichsten und wichtigsten Berufsstände. Besonders das Handwerk erfreute sich großer Wohlhabenheit und stand in hoher Blüte. Später, vor 150 und mehr Jahren, gab es in der volkswirtschaftlichen Wissenschaft eine Richtung, die die Landwirtschaft als den weitaus wichtigsten Berufszweig ansah. „Die Erde ist die Quelle aller Güter" war der Satz, den diese Richtung prägte und an die Spitze ihrer Theorien stellte. Der wahre Reichtum eines Landes, so sagten diese Verkünder einer neuen volkswirtschaftlichen Heilslehre, liege nur in den Bodenerzeugnissen, die als Nahrungsstoffe oder als Rohstoffe für das Gewerbe dienen. Nach ihrer Ansicht waren deshalb auch nur die den Boden bebauenden Menschen produktiv, d. h. unmittelbar gütererzeugend. Das Handwerk hielten sie als verarbeitendes Gewerbe zwar auch für notwendig, aber sie legten ihm der Landwirtschaft gegenüber eine mehr untergeordnete Rolle bei.

Durch das Aufkommen der Industrie und durch die Ausdehnung des Welthandels trat neben dem Handwerk auch die Landwirtschaft etwas in den Hintergrund. Die Industrie wurde als der wichtigste Zweig unserer Wirtschaft angesehen. Infolge der Erschließung großer landwirtschaftlicher Gebiete in anderen, namentlich in außereuropäischen Ländern, hielt man die Landwirtschaft für nicht mehr so unentbehrlich zur Befriedigung unserer Nahrungsbedürfnisse, das Handwerk für nicht mehr so wichtig für die Herstellung gewerblicher Erzeugnisse. Man glaubte, das Handwerk größtenteils durch die Industrie ersetzen zu können. Es waren keine guten Zeiten für Handwerk und Landwirtschaft, in denen dieser Geist in unserer Volkswirtschaft vorherrschte. Beide mußten in schwerem Kampfe um ihr Dasein

ringen, lange Zeit ihre harte Arbeit im grauen Gewande verrichten, während Industrie und Handel in glitzerndem Kleide einherschritten. Aber wie sonst im Leben das Wahre und Gute oft kurze Zeit unter die Oberfläche untertaucht und ein kümmerliches Dasein fristet, sich vermöge seiner inneren Kraft aber immer wieder Geltung verschafft, so ging es auch mit der Landwirtschaft und mit dem Handwerk. In zähem Kampfe, im Glauben an ihre innere Kraft haben sie sich durchgerungen, sie haben nicht nur ihre Daseinsberechtigung bewiesen, sondern auch ihre Ebenbürtigkeit gegenüber anderen Berufsständen dargetan. Heute, wir können sagen „Gott sei Dank", hat sich fast allgemein die Überzeugung wieder durchgesetzt, daß Landwirtschaft und Handwerk vollwertige unentbehrliche Glieder unserer Volkswirtschaft und keine Aschenbrödel mehr sind.

Der Landwirt und der Handwerker haben vieles gemeinsam miteinander. Beide sind mit ihrem Berufe innig verwachsen, der Beruf ist ihnen fast immer Familienüberlieferung, sie hängen an ihm. Landwirtschaft und Handwerk machen den Menschen frei, entwickeln ihn zu einer Persönlichkeit. Es ist hier ganz anders als in der Industrie, wo der Arbeiter durch tausend Hemmungen gebunden ist. Dies wird trotz aller sozialen Fortschritte bis zu einem gewissen Grade auch immer so bleiben. Der Arbeiter, mag er noch so tüchtig sein, wird immer in einer gewissen Unfreiheit, in einer Abhängigkeit seiner Person leben, während dem Handwerker und dem Landwirt die freie Entfaltung der Persönlichkeit ein hohes Gut sein wird. Der Handwerker legt in sein Erzeugnis sein eigenes Ich, er beseelt gleichsam das Erzeugnis, er weiß und ist sich dessen bewußt, daß das von ihm geschaffene Gut *sein* Werk ist. Ähnlich der Landwirt; er ist sich klar darüber, daß er nur durch seinen Fleiß, durch liebevolle Hingabe an seinen Beruf etwas erreichen, es vorwärts bringen kann, er schreckt auch nicht davor zurück, wenn es nottut, mehr als acht oder zehn Stunden zu arbeiten, denn der Ertrag seiner Arbeit ist *sein* Lohn. Der Handwerker und der Landwirt sind auch bodenständig, beide hüten das ihnen anvertraute Gut gleichsam als ein Familienvermächtnis, beide „kleben an der Scholle", beide sind im Innersten ihres Wesens konservativ, beide bilden deshalb auch in Zeiten, in denen soziale Umstellungen sich oft überstürzen, den „ruhenden Pol in der Erscheinung Flucht", beide wollen keine Überstürzung, sondern ruhige Stetigkeit in der Entwicklung. Beide verneinen durchaus nicht den Gedanken der Notgemeinschaft, aber nicht im Sinne öder Gleichmacherei. Die wahre Notgemeinschaft, wie sie auch das Handwerk wie Landwirtschaft wollen, besteht in der Beseitigung der Hindernisse, die ein harmonisches Zusammenwirken aller Kräfte zum Aufbau unserer Wirtschaft hemmen. In diesem Sinne setzen sich Handwerk und Landwirtschaft mit der Wucht ihrer ganzen Kraft auch für den Aufbau unserer Wirtschaft ein.

Die Industrie hat einen Zug ins Große, sie will weniger mit der einzelnen Persönlichkeit zu tun haben, weniger mit ihr als mit der Macht des Kapitals wirken und schaffen. Handwerk und Landwirtschaft sind sowohl in ihrem äußeren wie in ihrem inneren Aufbau hiervon verschieden. Beide Berufszweige haben das gemeinsam, daß sie sich in unzählige Einzelwirtschaften aufteilen, in denen die Klein- und Mittelbetriebe vorherrschen. Handwerkerliche Großbetriebe gibt es nicht allzu viele. Auch in der Landwirtschaft tritt die Zahl der Großbetriebe wesentlich hinter der Zahl der Mittel- und Kleinbetriebe zurück. Gerade in Baden ist die Zahl der Großbetriebe in der Landwirtschaft verschwindend gering. Im Handwerk und in der Landwirtschaft kommt es also mehr auf die Tüchtigkeit und den Fleiß der einzelnen Person an. Auch in ihrer inneren Organisation haben Handwerk und Landwirtschaft große Ähnlichkeit. Das handwerkerliche Geschäft, das Bauerngut, der Bauernhof wird vom Vater auf den Sohn vererbt. In beiden arbeiten Familienangehörige mit; wo Gesellen notwendig sind, oder wo im Bauernhof Knechte und Mägde helfen, herrscht zwischen dem Geschäftsinhaber oder dem Hofbesitzer ein familiärer Ton, Gesinde und Gesellen werden nicht nur als Arbeiter, sondern als zur Familie gehörend betrachtet. Das Bewußtsein enger Zusammengehörigkeit, das Gefühl für gemeinsame Interessen zu arbeiten, die Anteilnahme am Wohl und Wehe jedes einzelnen, ist in allen lebendig. Der Meister mit seinen Gesellen und Lehrlingen, der Landwirt mit seinem Hausgesinde ist ein Abbild wahrer Volksgemeinschaft im Kleinen.

Handwerk und Landwirtschaft werden aber auch noch durch andere Beziehungen aneinander gekettet. Der Landwirt verlangt bei der Befriedigung seiner gewerblichen Bedürfnisse Berücksichtigung seiner meist eigenartigen Verhältnisse. Oft liefert der Landwirt dem Handwerker auf dem Lande das Material, die Rohstoffe zur Herstellung des Erzeugnisses, z. B. dem Wagner oder Schreiner das Holz, dem Sattler das Leder usw., häufig will er das Erzeugnis nach eigenen Angaben hergestellt haben. Dem Grundzuge seines Wesens entsprechend legt er Wert auf gute und solide Ware. Trotzdem verlangt der Landwirt noch bei der Preisbemessung besondere Berücksichtigung. Auch hinsichtlich der Zeit muß der Handwerker dem Landwirt entgegenkommen. Im Sommer, in den Zeiten der Feldarbeit, muß sich der Handwerker bei Instandsetzungen usw. nach den Wünschen des Landwirts richten, er kann seine Arbeit nur entweder frühmorgens oder spät abends vornehmen. All diesen Eigentümlichkeiten kann nur das Handwerk, nicht die Industrie Rechnung tragen. Enge persönliche Beziehungen, das Bewußtsein der Abhängigkeit voneinander und der Gedanke, daß sie ihrem innersten Wesen nach zusammengehören, erleichtern dem Handwerker diese Rücksichtnahme bei der Arbeit. Der Handwerker ist dem Landwirt unentbehrlich. Gegenstände, die tatsächlich billiger fabrikmäßig als handelsmäßig

hergestellt werden, wie Maschinen, Geräte usw., kauft der Handwerker beim Fabrikanten, hält sie auf Lager und verkauft sie an den Landwirt; er ist also gleichsam Händler, wobei er schon beim Einkauf die besonderen Wünsche und Bedürfnisse des Landwirts berücksichtigen muß. In der Handhabung und im Gebrauche solcher Gegenstände ist der Handwerker der technische Berater des Bauern, ja er ist oft der einzige technische Sachverständige am Ort. Es ist deshalb ganz falsch, etwa anzunehmen, der Handwerker auf dem Lande hätte eine weniger gründliche Ausbildung nötig, als der in der Stadt. Gerade das Gegenteil ist oft der Fall. Vielfach hat der Handwerker auf dem Lande insofern noch ein besonderes Interesse am Gedeihen der Landwirtschaft, als er sich im Nebenberuf selbst als Landwirt betätigt, d. h. eine kleine Landwirtschaft betreibt. Dieser Nebenberuf ist für ihn wichtig, weil er es ihm manchmal ermöglicht, sich durch ihn bei schlechtem Geschäftsgange über Wasser zu halten. Abgesehen davon hat natürlich das gesamte Handwerk ein Interesse an einer gesunden und kaufkräftigen Landwirtschaft. Ein altes Sprichwort sagt: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt." Bekanntlich hält aber auch niemand mehr das Geld zusammen, als der Bauer. Neuanschaffungen oder Instandsetzungen läßt er, auch wenn sie sonst notwendig sind, doch nur dann ausführen, wenn es ihm gut geht, d. h. wenn er Geld hat. Da das Handwerk für den Absatz seiner Erzeugnisse fast ausschließlich auf den Inlandsmarkt angewiesen ist, dieser aber andererseits zum großen Teil von den Bedürfnissen der Landwirtschaft abhängt, ist das große Interesse des Handwerks am Gedeihen der Landwirtschaft ohne weiteres verständlich.

Handwerk und Landwirtschaft sind also, es soll dies zum Schlusse nochmals nachdrücklichst betont werden, aufeinander angewiesen, enge Beziehungen verknüpfen beide, sie bilden, in enger Schicksalsgemeinschaft miteinander verbunden, den wertvollsten Bestandteil in unserm Staats- und Volksganzen. Es mögen daher Handwerker und Landwirt über die gemeinsame wirtschaftliche Not der Gegenwart hinaus sich gemeinsam den edlen Sinn für die ethischen Werte ihres schönen Berufs wahren und gemeinsam durch wirtschaftliche Stärkung und innere Gesunderhaltung deutschen Mittelstandes Bausteine liefern für Deutschlands Wiederaufbau.

Hans Endres

Die neue Zeit

Wir pflanzen unsre Fahne auf die Zinne
Der unruhvollen, nimmermüden Zeit;
Wir haben uns der Gegenwart geweiht,
Daß jeder von uns recht den Tag beginne.

Und doch sind wir, inmitten Ruß und Qualm,
Der mütterlichen Erde tief verbunden.
Wir haben unser Bestes dort gefunden,
Wo heil'ge Urkraft strömt aus jedem Halm.

In unserm Blute liegt seit Anbeginn
Der Rätsel tiefstes und des Wunders Sinn:
Wir lieben Vogellied und Werksirenen!

Wenn spät ringsum die Zechen lärmend hämmern,
Urmutter Heimat lockt im letzten Dämmern,
Daß unsre Tage weich sich in den Abend dehnen.

Wilhelm Haas

Handwerk und Heimat

Die Freiburger Altstadt hütet den Ruhm einer edlen Handwerkerschaft, auf Schritt und Tritt kann man ihren Werken begegnen, etwa in der Herrenstraße mit eichenen Türen und den großen alten Schlössern, den schön geschnittenen Fenstern, der gediegenen Zimmermannsarbeit im Gebälk. Geht man durch eines der Gäßlein, so ragt auf dem Münsterplatz der mächtigste Zeuge handwerklichen Könnens empor, der gotische Dom, an dem unzählige fremde und Freiburger Handwerker mit dem Stolz und der Hingabe echter Meister geschafft haben: die Steinmetzen, Zimmerleute, Schreiner, die Schnitzer und Schmiede, die Maler und Pflästerer, die Tuchmacher und die Gold-

schmiede und manche andere. Schlendert man durch die Gerberau am schmalen, tiefen Kanal entlang, wo die Gerber ihre Häute lohten und wässerten, vergißt man auch nicht die Färber, die Weiß-, Bunt-, Schwarzfärber, die Zeugledrucker, die sich oft selbst die Model fertigten, die Säckler, Strumpfwirker, Schneider und Schuster, deren Gewerbe blühte in einer von Wohlstand und reicher Bürgerbehäbigkeit gesegneten Stadt, wie es Freiburg zu guten Zeiten war, umgeben von fruchtbarem Bauernland und edlen Herrensitzen.

Die Handwerker, früher zu streng regierten Zünften zusammengeschlossen, hatten in jeder Stadt und jedem Landstrich ihre eigene Art. Ganz natürlich und unmerklich teilte sich das Wesen der Heimat den Leuten in der Heimat mit und ihrem Schaffen. So entstand überall eine besondere Eigenheit in der Ausführung wie im Schmuck der Gegenstände, oft nur ganz fein erkennbar. Für die Entwicklung des Handwerks sind neben geschichtlichen Verhältnissen die wirtschaftlichen und vor diesen die landschaftlichen Einflüsse maßgebend gewesen: früher mit weit stärkerem Gewicht als heute in der Zeit ungeheurer Verkehrsausnützung, die ja ohnedies durch ihre Hast die Ruhe besonnenen, bedächtigen Arbeitens ganz aufzuzehren droht. Die Kräfte, die am Werke sind, das Handwerk aus der Freudlosigkeit der mechanischen, durch Maschinen weitgehend geförderten Handfertigkeit zu früherer schöpferischer Wertarbeit zu heben gebar die Not mit dem kategorischen Zwang zu sparsamer Einfachheit und Güte; denn die Erfahrung lehrte eben doch, daß Vermassung der Gegenstände wohl sie verbilligt, aber ihr rasches, durch Maschinen ermöglichtes Entstehen keine Gewähr für Dauerhaftigkeit bietet, und vor allem bewies auch die Nachkriegszeit mit ihren Geldtrubeln wieder, was bleibenden, echten Wert hatte. Man erkannte das gediegene Gerät als bestes Gut. So wächst dem Handwerkerstand vielleicht ein neuer grüner Zweig. Was nottut, ist vor allem eine gründliche Erziehung der jungen Generation, die nur fruchtbar sein kann auf dem Grund überlieferter Handwerkskunst.

Es gab, kurz ehe das Zunftwesen erwachte, eine Zeit, da krochen in das gute Handwerk zermürbende Elemente ein und drückten seinen Wert herab. Landfremde, oft ungelernte, oft leichtfertige Gesellen, die sich Meister nannten, setzten sich an Plätzen fest, die ihnen gut dünkten und überschwemmten mit minderwertigen, billigen Stümpereien den Markt, lockten das Volk zum Kauf, das gern bei solchen Anpreisern auf den Leim kriecht und dabei die ehrsame Meisterschaft vernachlässigte. Da wollte kein rechter Bursch mehr armer Handwerker werden, bis die strengeren Zünfte auf Ordnung hielten und dem fleißigen, tüchtigen Mann einen neuen goldenen Boden schufen. Zu jener Zeit wurde auch das Schönste gefertigt in fast allen Zweigen des Handwerks, was auf uns überkommen ist und was unserm wieder erwachenden, zünftigen Handwerkergeist zu Nutz und Frommen dienen soll. Unser Geschlecht, das

15*

nicht mehr so, sagen wir einmal naiv, d. h. natürlich und unbewußt, rein gefühlsmäßig den Weg ehrlicher, gesunder Arbeit geht, weil es zuviel mit Kultur gefüttert ist, und vor lauter Wissen das Können vergißt, vor lauter denkendem Kopf das feine Instrument der Hand vernachlässigt, unser Geschlecht muß das Alte, Überlieferte studieren, um das Zeitgemäße zweckhaft schön und dauernd gestalten zu können.

Die Heimat, die heute schon durch eine spontane Bewegung der einzelnen Volksstämme, namentlich solcher, auf deren Schollen Feindeshand lastet, als Hort und Quellengebiet edelster Kräfte bewußt erforscht und gepflegt wird, muß zum Anfang und Ende der Handwerkskunst werden, denn was in der Heimat ruht, ist natürlich, eigen und schlicht. Gehen wir einmal in unserem badischen Ländle auf und ab, vom Bodensee bis zum Main; da kann nicht verborgen bleiben, wie bodenständig das Handwerk ist, wie es aus seiner Umgebung gesund gewachsen und den Forderungen von Land und Leuten sich angepaßt hat. Weil das früher viel mehr der Fall war, als heute, wo Fremdes leichter eindringt, und weil wir diese Harmonie der Zweckmäßigkeit und Schöpferfreudigkeit fühlen, finden wir die alten Dinge: die Fachwerkgiebel, die Brunnen und Brücken, die schmiedeeisernen Friedhofskreuze und Torgitter, die Kerzenhalter und Türschlösser schön, die Zinn- und Tonkrüge, die feine Leinwand, den Zeugledruck mit den lustigen Streublumenscharen, die geschnitzten Faßböden und Kleienkotzer, die anmutigen Safianpantöffelchen, die sorgfältig genähten Herrenröcke, das Jahrhunderte überdauernde Gestühl, Truhen, Schränke in Kirchen und wohlhabenden Häusern, die edlen Drechslerarbeiten, Stukkaturen und Malereien. Da lohnt sich für jeden die Vertiefung in solchen alten „Kram", und sobald er dahinter kommt, welche Eigenart landauf, landab in einzelnen Dingen steckt, hat er auch ein helles Auge und eine heile Hand für das Wesentliche, das er für sein Handwerk braucht. Der Raum ist zu knapp, um auf die Unterschiede der Gegenden tiefer einzugehen. Ich erwähne nur die großen Züge des Gestaltens in unserm Land.

In waldreichen Gegenden spielt natürlich das Holz als Werkstoff die größte Rolle und leistet den einschlägigen Handwerkszweigen Vorschub; so entstand im Schwarzwald sprichwörtlicher Handwerksfleiß: zunächst die Holzuhren als weltberühmte Kunstfertigkeit des Wäldlers, dann die Küblerei, Malerei, Schnitzerei. Ein echtes Schwarzwälderhaus im stillen, wenig begangenen Tal ist heute noch in allen Teilen vom Boden bis zum Dach mit seinen Holzwänden, Laubengängen, Verschalungen, seinem Getäfel in den Stuben, an den Balkendecken, mit den mächtigen Kachelöfen, breiten Tischen und derben Stühlen, Zeuge guter Handwerkskunst. Der Schwarzwälder zumal schuf viel Wertvolles als grüblerisch veranlagter Geist mit dem Sinn für Schmuck und ernste Gediegenheit, weil er sich durch seine Wanderlust

stets frische Anregung in der Welt draußen geholt hat, um sie in stillen Wintern auf seine Art an seinem Gerät anzuwenden.

Die Handwerker auf dem Lande sind naturgemäß einfacher wie die in der Stadt; sie müssen sich in ihrem Angebot nach der Nachfrage ihres bäuerlichen, in der Hauptsache auf Zweckmäßigkeit bedachten, Kundenkreises richten. Die Städter dagegen sehen und hören mehr. Für sie ist der Einfluß von kirchlichem und höfischem Umkreis oft maßgebend, und sie müssen sich stärker mit Zeitmode und Stil auseinandersetzen; dennoch haftet auch ihren Werken stets das Sonderliche ihres Wesens und ihrer Umgebung an. Man denke nur an die Töpfereien in ihrer eigenen wie eigenartigen Gestaltung, obgleich die Fertiger meist Landfremde waren, aber sie sind eben doch durch ihre Art mit dem Umkreis untrennbar verwachsen im Lauf der Zeit, wie sie auch durch bodenständige Käufer gebunden wurden. So ist das Mosbacher oder Durlacher oder Zeller Mostkrügle ein unentbehrliches Hausgerät geworden auf dem Tisch und Schaft des Handwerkers und Bürgers. Dann erinnere ich an die besonderen Formen der geschmiedeten Grabkreuze an vielen Orten, auf markgräfler Friedhöfen z. B. und auf fränkischen, an die Unterschiede des alemannischen und fränkischen Fachwerks, an die des behäbigen, stolzen, schwarzwälder Hofes und des kargeren Odenwälder Bauernhauses. Ein Gleichklang bindet jedoch alle Äußerungen handwerklichen Könnens: der werktätige Fleiß, die schöne Einzelarbeit, das liebevolle Sichversenken in Stoff und Gegenstand. Das fertige Stück wurde ehemals viel wichtiger genommen wie heute, es ging vollkommen aus der Werkstatt, ob es nun Schuh oder Kappe, getriebener Pokal oder Tisch, ein Butzenfenster, ein feines Goldkettlein oder eine geschnitzte Zunftlade war, und ein Stück von des Meisters Herz ging mit!

Und das ist auch ein Zug echten Handwerksgeistes, der heute zu verschwinden droht, der Stolz auf sein Werk, sein Können, der Ehrgeiz, Bestes zu schaffen und die Stellung in der Heimat als ehrenhafter Bürger durch Fleiß, Kunst und Güte zu wahren. In diesen Eigenschaften ruht ein hoher sittlicher Wert; Arbeit adelt, und Vesperstunde und Feierabend tragen die Würde wohlverdienter Ruhe in sich. Wenn man noch vor 10 Jahren in Überlingen z. B. morgens um 11 Uhr in die „Sonne" ging, saßen um einen Tisch beim Vesperviertel etliche ehrsame Handwerker, der Gerber im gelben, der Schreiner im blauen Schurz, der Schuster in der grünen Schürze und der Ballonkappe mit großem Lackschild, der Metzger im rotweißgestreiften Kittel, der Bäcker im schlohweißen Häs, man sah jedem die Arbeit an und den unverhohlenen Stolz auf seine Zunft. Sie lüpften heiter den Becher und neckten sich in derben Scherzen, bis die Arbeit sie wieder rief. Diese Handwerker gehörten zum Bild der Stadt wie die alten Giebel der Luciengasse und die geschmiedeten Wirtshausschilder. Heute hat der Fremden-

strom die Tracht in die Werkstatt gebannt, aber die Meister in den jetzt sorgfältig gebürsteten, dunklen Tuchkitteln sind noch die gleichen. Ich kann mir denken, daß sie unter ihren Lehrbuben feste Zucht halten, wie anderwärts die alten Meister auch, und daß sie die Erlebnisse und Lernjahre der Walz immer noch für sehr nötig halten, wenn sie die jungen Gesellen entlassen, damit sie sich bei andern Meistern umtun. Daß der junge Bursche beim Wandern Gewinn für seine Gesundheit, gleicherweise wie für sein Handwerk hat, daß ihm das „Auf-sich-selbst-gestelltsein" gut bekommt und ihn fürs Leben schult, daß ihm die Gelegenheit, sein jugendbrausendes Blut zu stillen, nottut, um zu reifen, sind Erkenntnisse, die dem Handwerkerstand seine lebendige und in sich gefestigte Weltanschauung geben. Wer draußen scheitert, taugt auch für die Heimat nicht; denn für sie ist das Beste eben gut genug. Wer in der Fremde war, weiß was die Heimat ist, daher ist Wandern heilsam, es bereichert an Ideen, an Kniffen und Griffen bei anderen Meistern.

Jeder Könner hat seine besondere Arbeitsweise und jeder, der mit Lust und Fleiß, mit Herz und Verstand dem Werkstoff Form und Wesen gibt, hebt den Handwerkerstand über das mechanische Schaffen hinaus. Schöpferisches Schaffen ist ewig wertvoll!

Es gibt noch eine Anzahl alter Meister, denen die Strenge und Ehrbarkeit der ehemals so stolzen Zünfte noch im Blut steckt und die keinen Gesellen entlassen, ohne auch innerhalb der Lehrzeit mit der Unterweisung im Handwerk den jungen Mann erzogen zu haben zu einem rechten Menschen, dem Ordnung, Sauberkeit und ehrliches Handeln auf den Leib gewachsen sind. Unmerklich wirkt der Meister so sittlich durch sein Beispiel.

Ich hänge mit dem Herzen an einer kleineren Schreinerwerkstätte. Die vorbildliche Meistergestalt meines Vaters, der streng gegen sich selbst, auch den Lehrbuben und Gesellen seit vielen Jahren den Weg in eines der edelsten Handwerke und in ein pflichttreues Leben wies. Er arbeitet noch fast alles mit der Hand, nur ein Kreissägle surrt in der Werkstatt; aber jedes Möbelstück, das die Holztreppe hinuntergetragen wird, ist sorgsam durchdacht, mit liebevoller Freude geschaffen worden. Dabei kamen Werkzeuge und Griffe zur Anwendung, die heute viele nicht mehr kennen. Doch gleichwie das Werkzeug in die geschickte Hand wächst, als wäre es ein Stück von ihr, kommt in das Werk das feine warme Wesen der vom Hirn und Herz gelenkten Hand, und jedes Stück hat ein eigenes Gesicht und eine stilvolle typische Gestaltung. Wenn dann Lehrling und Geselle auf der Rolle das fertige Stück zu seinem Käufer bringen, steht der Meister manchmal unter der Haustüre und sieht ihm nach, besorgt, es könnte etwas daran beschädigt werden. Er trennt sich von mancher Schöpfung schwer, wie der Künstler von seinem Kunstwerk, das ein Stück seines Selbst ist. Ja, Kunst kommt vom Können, drum spricht man von Handwerkskunst!

Ehret unsere alten Meister, sie sind Wahrer des Volkstums, Wehrer dem Zerfall und der Entsittlichung, sind Lehrer der Arbeit und Mehrer des Wohlstands unserer Heimat.

Hermann Eris Busse

Zimmerspruch

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zuoberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unselig's komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Tür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, deckt und mauret aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Uhland

Der selbständige Handwerksmeister

Erlaubt es die Art deines Berufes und du fühlst das Zeug in dir, dann wirst du dich einst als Meister selbständig machen. Damit hast du dein Schicksal in der Hand: du verdienst um so mehr, je besser du arbeitest, je vollständiger und richtiger deine kaufmännischen und technischen Kenntnisse sind, je mehr Kunden du an dich zu fesseln weißt.

Voraussetzung für die Eröffnung oder Übernahme eines eigenen Geschäfts ist die abgeschlossene Berufsbildung mit hinreichender Erfahrung in verschieden gearteten Betrieben. Dazu gehört mehr als je die Beherrschung der geschäftskundlichen Fächer: Buchführung, die klare und knappe Aufstellung von Geschäftsbriefen, die Behandlung von Wechsel und Scheck und der Formulare, wie sie die Versicherungen und die Post ausgeben, ein

gewisser Einblick in die Gesetze für die Arbeiterversicherung, in die Steuergesetze, in die Gewerbeordnung usw. Du mußt rechnen können, was deine Erzeugnisse kosten: Wie teuer dich die Rohstoffe kamen, wie hoch sich die Selbstkosten jedes einzelnen Stücks, das die Werkstatt verläßt, bemessen, die Höhe deiner so überaus vielgestaltigen und ständig wechselnden Unkosten. Insbesondere ist die Ausstattung des eigenen Betriebs mit Maschinen, Werkzeugen und Materialien, die Wirtschaftlichkeit der Feuerungseinrichtungen u. ä. immer wieder zu überprüfen. Auch die modernste Einrichtung kann bei noch so hoher technischer Tüchtigkeit des Meisters zum Bankrott führen, wenn sie nicht den Produkten angepaßt ist, die in der Werkstatt laufend hergestellt werden sollen. Das lernt sich heutzutage alles in ein paar Jahren verhältnismäßig leicht in besonderen Kursen, in Gewerbe- und Fachschulen, deren Besuch dir dringend angeraten werden muß, wenn du nachher ordentlich verdienen willst. Am besten beginnt der Besuch solcher Kurse unmittelbar nach Abschluß der Lehrzeit, nachdem eine Gewerbeschule ordnungsgemäß durchlaufen wurde.

Eine gewisse Gewandtheit im Verkehr mit der Kundschaft ist notwendig, dazu gehört ein sicheres Einteilen der täglichen Arbeitszeit, der Rohstoffe und insbesondere der Leute, wo immer wieder der geeignetste Mann an den für ihn geeignetsten Platz zu stellen ist; dann gelingt es auch am sichersten, seine versprochenen Liefertermine einhalten zu können. Was zur Ablieferung gelangt, sei gut und zuverlässig gearbeitet, auch wenn es teurer als Pfuscharbeit zu stehen kommt; das ist der sicherste Weg, um den Auftragsbestand zu erhöhen. Mit der Ware wird die Rechnung ausgegeben, auf deren rechtzeitige Begleichung besonders zu sehen ist. Halte dich an die Vertretung deines Standes und sorge in deinem Teil für die Erhaltung und Hebung der Standesehre. Die Sorgen deines Standes selbst müssen immer auch ein Teil deiner persönlichen Sorgen sein.

Ehe du dein Geschäft eröffnest, mußt du hinreichendes Betriebskapital bereitgestellt haben, sonst mußt du deine Einkäufe zu teuer und unter drückenden Bedingungen abschließen und du bekommst dann vielleicht doch noch eine Ware von geringerem Wert. Es ist weit besser, sein Geschäft klein anzufangen und sich eine angemessene Reserve zu halten, als in großer Aufmachung in ständiger Sorge um das Dasein während einer Periode schlechten Geschäftsgangs schließlich zugrunde zu gehen. Wenn es die Verhältnisse gestatten, so werde Mitglied einer Genossenschaft deines Gewerbezweigs und übernehme gerne den dir zustehenden Anteil an deren Verwaltungsarbeit. Manchmal ist der Übernahme eines gut gehenden Geschäfts durch einen tüchtigen Mann, auch wenn er eine verhältnismäßig hohe Schuldenlast auf sich zu nehmen hätte, zuzuraten. Eine wackere, geschäftsgewandte Meisterfrau vermag, besonders wenn noch ein Laden dabei ist, bisweilen die Kundschaft zu verdoppeln.

Um ein tüchtiger Handwerksmeister zu werden, muß schon früh die Ausbildung, das ganze Beobachten und Denken auf das spätere schöne Ziel eingestellt werden. Lerne täglich Neues zu, wehre dich wacker deiner Haut und der Meister entsteht von selbst!

Ludwig Schwenk

Carl Benz — ein deutscher Erfinder

Wenn ich als achtzigjähriger Mann von den weißen Firnhöhen des Lebens hinunterschaue ins Land der Kindheit, dann ist es mir, als müßte ich wieder heim — ins Jugendland. Blaue Berge tauchen auf in verschwimmender Ferne, ein Tal, durch das ich in herzhafter Ferienfreude weiß Gott wie oft gewandert, wird im Vordergrund ganz deutlich sichtbar. Ein trauliches Tal, mit Wiesen im Grunde und dem schäumenden Bache.

Tannen klettern an den Hängen empor, und oben träumt zwischen Sonnenglanz und Waldesschatten ein Dörflein so einsam, wie eben nur Schwarzwalddörfer einsam träumen können.

Pfaffenrot heißt das liebe Nest. Es ist die Heimat meiner Väter. Hier oben in diesem grünen Erdenwinkel regierten meine Groß- und Urgroßväter.

Fürsten waren meine Vorfahren allerdings keine — nichts als schlichte Bauernsöhne ihrer wälderischen Heimaterde. Aber sie regierten doch — als Bürgermeister ganze Generationen hindurch.

Von meinem Großvater weiß ich zum Beispiel, daß er als Schulze des Dörfleins Schicksale 27 Jahre lang in guten und bösen Tagen in Händen hielt. Wer zu ihm amtlich mußte, der kam immer vor die rechte Schmiede. Denn er war der Mann, der das Lied der Technik vom Amboß seiner Werkstätte aus hell und laut hinausklingen ließ in die Stille des Dorffriedens. Wenn er den großen Hammer schwang, daß die Funken sprühten, dann mußte das glühende Eisen sich formen und biegen nach seinem Willen.

Heute noch steht die Dorfschmiede, in der mein Großvater schon im Zeitalter Napoleons sich die Sorgen vom Herzen herunterhämmerte.

Die Dorfschmiede! Sie bestand aber auch schon jahrhundertelang vor Napoleons Zeiten. Das läßt vom Standpunkt der Ahnenkunde interessante Schlüsse zu.

Wer einen Blick wirft auf seine Ahnenreihe, der wird in der Regel überrascht sein, wie die Vorfahren in buntem Wechsel gekommen und gegangen sind. Bauern und Handwerker, Lehrer und Kaufleute, Apotheker und Doktoren lösen im Laufe vieler Generationen einander ab. Das ist bei mir ganz anders.

Mein Stammbaum hat seinen Wurzelboden in der jahrhundertalten Dorfschmiede. Ich sehe meine Vorfahren in einer langen Linie hintereinander gereiht; alle haben das Schurzfell vorgebunden und den Hammer in der Hand — alle sind Schmiede bis herab zum Großvater und Vater. Wenn ich mir das heute alles überlege, dann wird es mir klar, warum ich vor Freude in meinem Leben immer in die Hände klatschen mußte beim Singen des Liedes: „Wenn ich an meinem Amboß stehe." Meine Vorfahren, die nach den Vererbungsgesetzen in irgendeiner Gehirnzelle, in irgendeinem Blutstropfen oder in irgendeiner Herzfaser in mir weiterleben, wollten eben offenbar bei dem Liede alle mitsingen und aus mir herausjauchzen. Und daher mußten die freudeklatschenden Hände noch die Rolle von schwingenden Stimmbändern übernehmen.

*

Da bis dahin die Handarbeit auf meinem Entwicklungsgang verhältnismäßig bescheiden zurücktreten mußte hinter die Kopfarbeit, ich aber in bezug auf praktisches Können in allen Sätteln gerecht sein wollte, stellte ich mich als Arbeiter an Schraubstock und Drehbank neben andere gewöhnliche Arbeiter. Ich sagte mir ganz richtig: „Um allen Anforderungen der Zukunft gerecht zu werden, um überragende Werte zu schaffen, muß man unten, ganz unten bei den Fundamenten anfangen." So hatte mich nach meinem gymnasialen und fachwissenschaftlichen Studien die Liebe zu den Lokomotiven in eine Lokomotivenfabrik — die Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe — geführt. Der Dienst war schwer und hart, Sommer wie Winter von morgens 6 bis abends 7 Uhr, nur mit einer Stunde Mittagspause. Nicht nur Arme und Hände waren vom Tagwerk abends müde, sondern infolge der damaligen mangelhaften Beleuchtung der Fabrikräume auch die Augen. Hier lernte ich, wenn ich zwölf Stunden lang im Halbdunkel gebohrt und gefeilt hatte, das Wort: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre" von seiner strengsten Seite her kennen.

Trotzdem arbeitete ich nach den Feierabendstunden noch angestrengt an meiner theoretischen Weiterbildung. Dabei gab mir meine Lieblingsidee, die Lokomotive auf die Straße zu stellen, die innere Spannkraft. Ich wollte die Lokomotive aus ihrer Zwangsläufigkeit befreien. Sie sollte nicht mehr gebunden sein an die eiserne Linie der Schiene, an den starren Schienenstrang. Alle Straßen nach allen Seiten, nach links und rechts, nach oben und unten, kurz, den ganzen Raum sollte sie beherrschen. „Schienenlos", das war der Leitgedanke meines erfinderischen Tastens schon auf der Hochschule gewesen. Auf einmal nehmen meine Ideen bestimmtere Formen an. Es entsteht ein erster Entwurf, eine erste Zeichnung. Bis ins kleinste hinein wird das neue schienenlose Fahrzeug mit aller Sorgfalt durchkonstruiert. Der junge „Erfinder" hatte keine Ahnung davon, daß das, was er in seinem Innern erwog

und konstruktiv zu Papier brachte, in England und Frankreich lange vor ihm praktische Form und Gestalt angenommen hatte — als Straßenlokomotive. Mein Fahrzeug ist immer nur ein papierenes geblieben, da mir zur praktischen Ausführung so ziemlich alles fehlte: Geld, Zeit und Gelegenheit.

$2^1/_2$ Jahre ließ sich der Lokomotivenschwärmer in praktischarbeitender Stellung festhalten von seinen eisernen Idealen — treu dem Gebote des Kantschen Imperativs. Die Hand voll Ruß und Schwielen, aber mit einem Herzen voll mutiger Zukunftspläne.

Jetzt, nachdem ich sämtliche Betriebe im Lokomotivenbau praktisch durchlaufen und gründlich kennen gelernt hatte, wollte ich weiter. Der Erfahrungskreis meiner Fabrik- und Bureaupraxis sollte noch weiter gespannt werden. Daher verließ ich 1867 die Residenz und ging nach Mannheim. Hier vertauschte ich Feile und Bohrer wieder mit Maßstab und Zirkel. Auf dem technischen Bureau von Johann Schweizer sen. konstruierte ich Kranen, Wagen, Zentrifugen usw. So interessant auch die Kranen waren, die wir bauten, eines vermochten sie doch nicht, nämlich mein Ideal des pferdelosen Fahrzeugs aus den Angeln zu heben und in den Hintergrund des Interesses zu verdrängen. Allerlei Konstruktionen entstanden in meinem Kopfe und auf dem Reißbrett. Aber ich blieb immer in den Entwürfen stecken.

Klein und bescheiden fing das Geschäft an, Wurzeln zu schlagen. Da ich in Mannheim geschäftlich immerhin ein Fremdling war, wurde es mir sehr schwer, festen Fuß zu fassen.

1872 heiratete ich. Damit tritt mir ein Idealist zur Seite, der weiß, was er will: Vom Kleinen und Engen hinaus zum Großen, Lichten, Weiten! Was bis dahin Plan war und Traum, das mußte jetzt Flügel bekommen und sich aufschwingen zur Tat. Alles Glauben und Hoffen, alles Kämpfen und Ringen, aber auch alles Erfüllen und Vollenden wurde nun zum heißen, gemeinsamen Miterleben.

Plötzlich stand er vor uns, der Pfadfinder, der glückverheißend in die Zukunft wies. Und dieser Pfadfinder heißt Gasmotor. Es stand die Überzeugung in mir auf, daß der Gasmotor dazu berufen sei, als leistungsfähiger Konkurrent neben die Dampfmaschine zu treten und für den Antrieb von Arbeitsmaschinen und Fahrzeugen die allergrößte Rolle zu spielen.

Die Gasmotoren waren damals noch jung und litten an allerlei Kinderkrankheiten. Da war z. B. ein Gasmotor, erfunden von dem Franzosen Lenoir im Jahre 1860. Ein Erstling, der die löbliche Eigenschaft hatte, bei guter Laune zehn Minuten lang zu funktionieren und zu arbeiten, aber ein Ölschlemmer und Schmiermaterialverbraucher, daß man ihn scherzweise einen „rotierenden Ölklumpen" nannte. Er war ein Imitator der Dampfmaschine mit Schiebersteuerung. An die Stelle des einströmenden Dampfes trat das eingesaugte Luft- und Gasgemisch. Entzündet erreichte dieses eine Spannung

von 5 oder 6 Atmosphären und trieb den Kolben nach außen bzw. nach innen. Auch die atmosphärische Gasmaschine von Otto & Langen — ein Imitator der atmosphärischen Dampfmaschine — zeigte geringe Entwicklungsmöglichkeit. Das neuaufgekommene Viertaktverfahren aber war um jene Zeit noch durch Patent geschützt.

*

So war denn endlich meine Stunde gekommen. Was in entsagungsvollem Ringen seit mehr als 20 Jahren neben mir hergegangen war, was ich in schlaflosen Nächten dachte und sann, am Reißbrett konstruierte und berechnete, was im Fegfeuer der Widerstände und der Not geläutert war — jetzt sollte es werden und wachsen, sich gestalten zur fertigen, vollendeten Form. Nun mußte es zur Selbstbefruchtung meiner Pläne, Entwürfe und Ideen kommen. Daß das Kind meiner produktiven Schaffenskraft lebensfähig sein werde, dieser bergeversetzende Glaube zuckte in jeder Nervenfaser und im letzten Blutstropfen.

Als ich an die Anfertigung der Holzmodelle ging, da war das motorgetriebene Fahrzeug fix und fertig — auf dem Papier in der Konstruktionsmappe. Da gab es kein Zahnrad und Zahnrädchen, keine Schraube, Kette und Riemenscheibe, kurz kein Teilchen bis herab zum letzten Griff und Knopf, das nicht in der Zeichnung vorgesehen war. Aber so siegesgewiß entworfen, so wohl überlegt und exakt berechnet auch alles war — nicht immer konnte das Theoretische in Ehren bestehen vor dem Forum des Praktischen. Manches Teilchen gebärdete sich in der Praxis ganz anders, als der Konstrukteur es vom Standpunkt der Berechnung aus erwartet hatte. Mancher Einzelteil tat fremd, wollte sich nicht akklimatisieren und sich nicht willig einfügen in den Zusammenhang der Dinge und in den Gesamtorganismus. Eine Schwierigkeit um die andere bäumte sich auf. Aber keine vermochte den Erfinderwillen zu lähmen. Im Gegenteil! Mit den wachsenden Widerständen wuchs Tatkraft und Tatwille. Jetzt zeigte sich so recht, wie gut es war, daß ich — harte Jahre hindurch — in unerbittlicher Zähigkeit ausgehalten hatte an Schraubstock und Drehbank und daß die Schwielen meiner Hände nicht zu Schandmalen, sondern zu Ehrenmalen eines deutschen Arbeiters wurden. Nur dadurch, daß der praktische Arbeiter und der technische Forscher sich in innigster Verflechtung in mir die Hände reichten, war es mir möglich, dem werdenden Motorwagen alle Tücken, Launen und Bosheiten auszutreiben. Dabei verneigte sich unbewußt der Praktiker vor dem Theoretiker, wo oft das Umgekehrte am Platz gewesen wäre. Wie sehr ich in meinem schöpferischen Suchen von theoretischen Erwägungen ausging, das zeigt — um nur ein markantes Beispiel herauszugreifen — das Schwungrad meines ersten Motors. Wer sich schon einmal die Mühe genommen hat, in die aufgedeckte Maschinerie eines modernen

Autos hineinzusehen, weiß, daß das Schwungrad des Motors eine vertikale Lage hat. Ich gab dem Motor meiner ersten Wagen ein horizontales Schwungrad. Mochten die einen lachen, die anderen den Kopf schütteln, ich berief mich auf das Gesetz des Beharrungsvermögens. Ich fürchtete, ein Schwungrad, das in vertikaler Ebene kreist, könne infolge seines Beharrungsvermögens dem Wagenlenker das Steuern erschweren, zumal das Gewicht des Wagens kein großes war.

*

So war denn das Jahr 1884/85 zum Geburtsjahr des Motorwagens geworden. Schon im Frühling 1885 hatte mein Lebenstraum, wie durch die Gnade einer großen Stunde, greifbare Form und lebensfähige Gestalt angenommen. Herausgehoben aus der Welt des Gedankens und hineingestellt in die Welt der Wirklichkeit, stand das jüngste Kind der Technik eines schönen Tages im Fabrikhofe.

Um den Neuling herum stehen Frau, Kinder und Arbeiter. Mitten unter allen aber steht der, den die Arbeiter unter sich ihren „Papa" nannten. Aller Augen leuchten! Stolz ist jedes — vom jüngsten Kinde angefangen bis zum ältesten Arbeiter. Und gespannt erst recht, fast so, als ob im nächsten Augenblick der größte Theatervorhang der Welt in die Höhe gehen müßte.

Durch Andrehen des Schwungrades probiere ich dem Kinde Leben einzuhauchen. Kaum zum Leben erwacht, suchte es sich knatternd und ratternd bemerkbar zu machen. Sofort nahm es der überglückliche Vater an die Hand, um die ersten „Gehversuche" mit ihm vorzunehmen. Und siehe da! Es ging! Manchmal wollte es nicht folgen, wollte streiken oder gar anrennen gegen die Hofmauer. Aber so sehr es gelegentlich auch mit dem Kopf durch die Wand wollte, der Vater hatte seine Erziehungsmaximen. Erst eine gediegene Kinderstubenerziehung, sagte er sich. Dann hinaus in die Welt weiter draußen! Es war gut, daß der Vater nicht nur die Rolle des Erziehers, sondern auch die des Arztes übernehmen konnte. Denn der junge Springinsfeld litt noch an allerlei Kinderkrankheiten. Operative Eingriffe mußten gemacht werden, bald an Haupt-, bald an Nebenorganen. Dann durfte der Junge auf die Straße.

*

Töff, töff, töff! Ein neuer Gruß einer neuen Zeit. Ein erster Hornruf jener Zeitepoche, wo der Motor seine Herrschaft antritt zu Lande, dann zu Wasser und schließlich in der Luft. Die Welt horcht auf! Die Menschen bleiben auf der Straße stehen, staunen und schauen. Wie, geht's mit rechten Dingen zu? Ein Wagen ohne Pferde, rennend und rollend? Wie ein Wunder pufft der Wagen die Straßen entlang. Stolz wie ein König steuert der Lenker. Stolz wie ein König grüßt er vom Sitze herunter zu den staunenden Menschen.

Auf einmal aber kommt das Verhängnis — in Gestalt der ersten „Panne". Langsamer geht der Wagen und jetzt? Richtig, regungslos bleibt er stehen. Der Lenker steigt ab, kniet nieder, bastelt und flickt. Die Menschen sammeln sich an, lächeln und lachen. Das Staunen und Bewundern schlägt um in Mitleid, Spott und Hohn. Wie hier beim ersten Male, so entspann sich bei jedem Steckenbleiben in der Stadt oder später draußen in den Dörfern eine Debatte vernichtendster Kritik. „Eine Spielerei, die nichts ist und nichts wird", meinten die einen. „Wie kann man sich in so einen unzuverlässigen, armseligen, lautlärmenden Maschinenkasten setzen, wo es doch genug Pferde gibt auf der Welt und die elegantesten Kutschen und Droschken obendrein", sagten die anderen. „Schade um den Mann", meinten die „Sachverständigen" „er wird sich und sein Geschäft ruinieren mit dieser verrückten Idee." Und ein treuherziger Berliner gab mir den wohlgemeinten Rat: „Wenn ich einen solchen Stinkkasten hätte, würde ich zu Hause bleiben."

Das war die Antwort der Öffentlichkeit auf all das stille Ringen und eiserne Schaffen von Jahrzehnten, auf die herangereifte Lösung einer tief empfundenen Lebensaufgabe — eine glatte Verneinung. Mochten aber auch alle verneinen und ablehnen, ich blieb fest. Den mutigen Glauben an die Zukunft vermochte mir keiner zu rauben.

Carl Benz

Die Glashütte

Wochenlang wirkte diese Traumnacht auf den Knaben; auch so, daß er für die gleichgültig gewordenen Hüttenräume wieder Teilnahme gewann. Und er sah dort nicht bloß die dämmerumzogenen Dinge, wie früher, er empfand auch schon die Stimmung, die um sie her wob, oder an ihnen haftete, und gab sich deren Eindrucke mit Vorliebe hin.

Ehemals war ihm der riesige rauchgeschwärzte Dachraum unheimlich gewesen; jetzt hatte er Augen für die unablässigen Kämpfe zwischen Licht und Dunkel, die in dieser Dämmerregion hin und her wogten, reizvoll von dem schmalen Lichtstreifen sekundiert, der zur Firstöffnung hereinsah.

Der Ofen mit seiner Glut und dem Bannkreis geschwungener Feuerbälle ringsum besaß auch heute die größte Anziehung; nun büßte er sie aber auch dann nicht ein, wenn am Sonntag seine Luken geschlossen waren und er ohne den Aufputz der Arbeiterhantierung unscheinbar dalag. Die schmalen Feuersäume, die seine Vorsetzplatten umzirkelten, ließen kaum ahnen, welche Glut hinter denen wütete. Und wenn der alte Glasschmelzer den Knaben durch eine Luke in das weißlich zitternde Geflimmer des Innern sehen ließ, wo die Mündungen glühender Glashäfen wie magische Ringe durcheinander schwammen, dann empfand er stolz, wie sein Vater mit den Hüttenleuten diese Kraft bändigte und dienstbar machte. Die Glut aus der Luke stach in

die Haut, daß er fühlte, wie sie sengte und zu schrumpfen begann; aber er hielt stand und freute sich vorhinein, wie kühl die Luft des heißen Sommertags draußen die Wangen streicheln werde.

Und wenn er hierauf nach den dunklen Ecken sah, so brannten die Glutwunder seinen überreizten Augen auch dort in purpurn auseinanderfließenden Wellen, die von einem Lichtkern ausgingen und mit diesem erblaßten.

Wie aber erst die Farben aufsprühten, wenn die glühenden Stangen und feurigen Kugeln unter den Händen der Glasmacher hervorgingen; wenn die ins Dunkel der Ziehgänge entschwebenden Glutbälle sich zu Fünklein zusammenzogen und hinter ihnen sich schillernde Schlangen oder schmale Glitzerschnüre zwischen den Arbeitern spannten. Beim Ausglühen sprang wunderliches Gegleiße ins Auge, bevor die erhoffte Farbe aufstand. Vom leichtverschleierten Weiß der Höchstglut mit seinem opalig schimmernden Lichthof bis in die Iristöne und den Kristallschimmer, oder vom orangeglühenden Farbglas zum kalten Schwarz, das erst ein Lichtblitz als Rot oder Blau enthüllt, wirbelt eine solche Zahl der Tönungen durcheinander, daß ungeübte Augen schwer zu folgen vermögen.

So wahllos dort jene Farben gegeneinander stritten, so friedlich sahen sie dann aus den Regalen der Magazine her. Da schimmerten hellglänzende Topase und brennende Rubine, spreizten sich stolze Saphire und kühle Smaragde, da herrschten innige Türkise, oder es beruhigten sanfte Aquamarine, hausbacken scheinende Milch- oder nachtschwarze Kohlgläser; der Kristallstangen nicht zu gedenken, die wie Eisbündel dahinstanden.

Noch in der Ausleseſtube zwang es die Augen des Knaben nach dem Farbenschmelz zurück, und er gab den Gläsern Namen von Pflanzen oder Dingen, die er liebte; Namen, wie sie ihm passend für diesen Stoff erschienen, in dem das Licht so wunderbar von seinem Wege abirrt.

Und was er früher überhört hatte: das leise Klingeln rollender Glasstängel, das Ding und Dang der irgendwo anläutenden dicken Stangen, oder das Klirren der Brocken, wenn sie aus der Schaufel des Schmelzers in die Häfen rieselten; alles das verwob sich mit dem Flammensingen des Ofens zu einer urheimlichen Melodie, die von außen durch Windesächzen oder Regengetropf noch eine heranschwebende Begleitung erhielt. Sie gedieh zu einer jener Kindheitsharmonien, die immer wieder am Lebenswege aufklingen, wenn man sie einmal vernommen.

Manchmal gab es dazwischen ein Donnern, kurz und schmetternd, wenn von der Harschbrücke die dürren Scheite vor die Feueröffnung gestürzt wurden, oder auch anhaltend, von außen in den Hüttenraum dringend. Ging er dem zweiten nach, so kam er vor eine offene Tür, durch die man in ein milchweißes Etwas hineinsah, das statt der Luft da war. Drin tauchte ein Schatten auf, und war dann eine lange, blaue Leinenschürze, über der

zwei entzündete Augen auf den Knaben sahen. Und der Mann nahm das Tuch ab, das er über Mund und Nase gebunden hatte und sagte: „Komm heute nicht herein; du könntest krank werden." Wenn aber das Pochwerk stillestand und die Luft dort rein war, dann durfte er die Stampfklötze bewundern, die stahlharte Kiesblöcke zermalmten, und das große Wasserrad hinter ihnen, und überallhin konnte er in den weißen mehligen Staub allerlei Namen schreiben oder phantastische Schnörkel zeichnen.

Sie litten ihn alle bei ihren Arbeiten: in der Hafenstube, wo sich auf Regalen mächtige ungebrannte Tongefäße bauchten; im Schüttungszimmer, in dem der hagere bleiche Mann mit allerlei weißem und grauem Staubmehl vorsichtig hantierte; im engen Feuergang, wo der alte Schürer sich behalf, so gut es ging, damit er den Knaben zusehen lassen konnte. Und nicht allein deshalb, weil er des Hüttenmeisters Junge war; die Leute fanden eben, daß er anders sah und dachte als seine Altersgenossen, tiefer, ahnungsreicher, und verwunderten sich, wenn die Seele des Kleinen ihre Gaben umherstreute.

Gustav Leutelt

Die unterirdische Stadt

Voll fein verteilten Kohlenstaubes ist die Luft. Mit schwärzlich grauer Farbe hat er die Schauseiten und Dächer der Häuser überzogen und trübt das helle Blinken der Fenster. Er liegt auf Straßen und Wegen, auf Bäumen und Sträuchern, auf Blättern und Blüten. Die Rauchsäulen der Schlote und Essen, die bei der stillen Luft kerzengerade in die Höhe steigen, tragen einen Himmel von unsäglich traurigem, stets gleichmäßig schmutzigem Grau. Wir sind im Kohlengebiet.

Wie bissige Hunde liegen die Kohlenzechen über ihrem unterirdischen Besitze. Man merkt, sie sind hier die Herren. Trotzig ragen die hohen Schachttürme in die dunstige Luft, und um sie herum ballen sich die Gebäude der Maschinen- und Kesselhäuser, der Bunker und Scheidungsanlagen zu einem festen, massigen Komplex. So liegen sie mitten in den Städten. Und alle Häuser um sie herum, Arbeiterkasernen und Beamtenwohnungen, Kaufläden und Wirtshäuser, verkriechen sich gleichsam vor ihrer überlegenen Wucht und Größe. Wo ein Neubau etwa mit prunkender Schauseite sich hervortun will, ein Gasthaus oder eine Vergnügungsstätte, da wirkt er nur lächerlich der einförmigen aber eindringlichen Gewalt der Werkanlagen gegenüber. Und der Kohlenstaub hat ihm sein bißchen bunten Putz bald zugedeckt.

Es ist die Zeit des Schichtwechsels. Vor den Toren der Zechen drängen sich die Scharen der Arbeiter in dunklen, unansehnlichen Kleidern. Stetig und gleichmäßig schlucken die Gruben den lebendigen Strom ein. Unaufhörlich geht der Betrieb, Tag und Nacht; er kennt keine Unterschiede zwischen

Werktag und Feiertag. Dreimal in vierundzwanzig Stunden erneut sich die Belegschaft. Dreimal täglich fahren frische Bergleute ein, während die alten müde und schmutzig ihren Wohnungen zueilen.

Vor der Einfahrt wechseln wir die Kleider. Hose und Rock aus grobem festem Tuch, dazu derbe Schuhe und ein alter Filzhut. Der Geologenstock mit der stählernen Spitze, das Steigerabzeichen, vervollständigt den Anzug. Ihn trägt jeder, der kein Arbeiter ist. Er ist das einzige Abzeichen der Vorgesetzten im Dunkel der Grube, wo der schwarze Staub alle Standesunterschiede verwischt.

Dicht vor uns erhebt sich jetzt der feste Schachtturm. Auf seinem Dache kreisen in einander entgegengesetztem Laufe zwei gewaltige stählerne Räder. Über sie laufen Drahtseile, deren eines Ende in den Schacht hinunterreicht, während das andere schräg nach abwärts läuft und in der Seitenwand eines hohen Hauses verschwindet. Dies ist das Förderhaus. Hier liegt die Fördermaschine. Blinkend liegen zu beiden Seiten ihre Zwillingszylinder, zwischen ihnen die gewaltige Seiltrommel. Vor ihr ist der Stand des Maschinisten. Soeben steht die Maschine. Da ertönt ein Glockenzeichen, und der Führer rückt den Hebel. Pfeifend strömt der Dampf aus den Ventilen in die Zylinder. Wie mit gewaltigem Atemzuge setzt die Maschine an. Langsam beginnt die Seiltrommel sich zu drehen, das eine Seil auf das andere abzuwickeln. An den Seilen hängen die Förderschalen, von denen die volle jetzt in die Höhe steigt, während gleichzeitig die leere sinkt. Rascher und rascher beginnt die Maschine zu laufen. Rasselnd fahren die Kolbenstangen hin und her, während die Seile sich in sausendem Schwunge um die Trommel schwingen. Der Maschinist hat die Augen auf den Teufenzeiger gerichtet. Dies ist eine hohe Latte mit Maßeinteilung, an der zwei Zeiger auf- und abgleiten, die den jeweiligen Stand der Förderschalen anzeigen. Immer rascher gleitet der eine Zeiger an der Stange hinab, 300 m, 400 m, 500 m.

Der Führer beginnt den schwindelnden Fall zu mäßigen, 600 m, 650 m. Der Zeiger bleibt stehen, die Grubensohle ist erreicht. Nach einem kurzen Augenblick der Ruhe ertönt ein neues Signal und in umgekehrter Reihenfolge beginnt dasselbe Spiel von vorne.

Der Schachtturm ist der Mittelpunkt der Zeche. Strahlenförmig laufen von ihm alle Linien aus, auf denen die Kohle weitergeführt wird, zu den Scheidungsanlagen, wo sie von dem tauben Gestein, den „Bergen", befreit, zu den Kohlenwäschen, wo sie gewaschen und gereinigt wird, weiter zu den Bunkern und Hebern, um in Wagen und Kähne verladen zu werden.

Im ersten oder zweiten Stockwerk mündet der Schacht. Ein trüber Dämmer herrscht in dem niedrigen Raum; denn die Luft ist voll Kohlenstaub, der die Fenster dicht verschleiert. Donnernd sausen die Förderkörbe auf und nieder. Über den mit Eisenplatten belegten Fußboden rattern die

niedrigen Karren, die in ununterbrochener Folge auf die abwärtsgehenden Plattformen geschoben werden, während auf der anderen Seite nervige Arme gespannt sind, bereit, die vollen Karren dem Schachte beim ersten Erscheinen an der Oberfläche zu entreißen.

Ein Höllenlärm herrscht, in dem die Rufe der Arbeiter wie kurze, abgerissene Schreie klingen. Unaufhörlich schluckt der Berg die leeren Karren, unermüdlich speit er schwarze Kohle aus. Jeder Mann ist eingespannt in das ungeheure, schwingende Gefüge, kein Arm darf erlahmen, um nicht die ganze Maschine zum Stocken zu bringen. Ein einziger Gedanke nur scheint alle diese schwarzen, schwitzenden Gestalten zu beseelen. Ein einziger Ton dringt aus dem Brausen und Lärmen wie immerwährender Gleichklang: Fördern, Fördern, Fördern!

Unser Kommen unterbricht auf einen Augenblick den Betrieb. Der Aufseher am Schacht verständigt durch ein Signal den Fördermaschinisten von der „Personeneinfahrt", damit er die Maschine langsam laufen läßt; denn eine Einfahrt mit der Geschwindigkeit der Kohlenkarren könnte uns übel bekommen. An Stelle leerer Karren nehmen wir jetzt Platz. Der Raum ist nur schmal und eng und so niedrig, daß man tiefgebückt kauern muß. Dann geht es abwärts. Es geht immerhin noch rasch genug. Man muß den Mund offen halten, um die Unterschiede im Luftdruck auszugleichen. Ohne Schutz gleiten wir dicht an der feuchten Wand des Schachtes hinab, die im trüben Lampenlicht gespenstisch schimmert. Mit zunehmender Tiefe wird die Feuchtigkeit größer. Das Wasser tropft an der Schachtwand herab und verdichtet sich zu einem feinen Regen, der unsere Kleider durchnäßt. Weiter und weiter geht die Fahrt. Licht schimmert auf. Ohne Halten gleiten wir daran vorbei. Es war eine höher gelegene Strecke. Zum zweiten Male leuchtet es auf. Die Fahrt verlangsamt sich und mit einem federnden Ruck sitzt der Korb auf. Wir sind auf der Schachtsohle angelangt und treten in ein geräumiges, von Glühlampen erleuchtetes Gewölbe. Vor dem Aufzug drängen sich Menschen und Karren. Rasch geht es weiter, die Strecke entlang. Der Gang wird enger und niedriger. Die elektrischen Birnen hören auf; nur die Berglampen werfen einen matten Schein.

Hinter uns erstirbt alles Geräusch wie ein im Sand versickerndes Bächlein. Gleichmütig geht der führende Steiger voran im Schweigen und Einsamkeit. Da überschleicht den Neuling wohl ein seltsames Gefühl, ein mit Grauen gemischtes Staunen vor dieser ungeheuren, unterirdischen Stadt, deren Größe er nur ahnen kann, wie sie jetzt durch zahllose Gänge schreiten, während rechts und links Straßen abzweigen, die wie dunkle Öffnungen zu beiden Seiten gähnen. Unwillkürlich wirft er einen Blick auf die Lampe, seinen getreuen Gefährten in der Finsternis, ob sie wohl noch hell und freundlich brenne.

Ermüdend ist die schier endlose Wanderung, besonders wenn sich der Stollen senkt und so niedrig wird, daß man nur gebückt vorwärts schreiten kann, was man erst nach einigen schmerzhaften Berührungen des Kopfes mit der felsigen Decke lernt.

Endlich tauchen aus dem Dunkel vor uns Lichter auf. Stimmengewirr klingt ans Ohr. Noch wenige Schritte, und wir stehen vor einigen Arbeitern. Die ersten Menschen wieder nach langer einsamer Wanderung! Unwillkürlich drängt sich das „Glück auf", der uralte Bergmannsgruß, auf die Lippen, und man fühlt das gemeinsame Band, das alle die umschlingt, die hier unter der Erde arbeiten. Wir sind „vor Ort", an der Stelle, wo die Kohle gewonnen wird. Die „Kohlenhauer" vor uns sind gerade dabei, einen „Schramm" herzustellen. Mit der Keilhaue wird ein tiefer, wagerechter Schlitz in die Kohle geschlagen. Hier hinein wird Sprengstoff getan, und die Arbeiter ziehen sich zurück. Nach der Sprengung wird die gelöste Kohle vollends losgebrochen.

Ist der Flöz so „mächtig" wie hier, daß die Arbeiter bequem aufgerichtet arbeiten können, so ist die Arbeit, zumal bei guter Wetterführung und der jetzt in Deutschland gesetzlich eingeführten Arbeitszeit, ganz erträglich. Sind jedoch „schlagende Wetter" das heißt leicht entzündliche Gase zu fürchten, so müssen die Sprengungen unterbleiben. Die Kohle ist dann nur mit der Keilhaue und mit „Schlegel und Eisen" zu lösen. Wenn der Flöz nur von geringer „Mächtigkeit" ist, so muß die Arbeit im Knien oder gar im Liegen verrichtet werden; denn es wäre unvorteilhaft, den Stollen in voller Manneshöhe durch das darunter und darüber liegende „taube Gestein" vorzutreiben. Da erreicht oft die Temperatur eine unerträgliche Hitze. Die Lungen können nur mühsam aus der dicht mit Kohlenstaub geschwängerten Luft den nötigen Sauerstoff ziehen. Ihrer Kleidung entledigt, kauern und liegen die Arbeiter vor der Kohle, in den unbequemsten Stellungen die Keilhaue schwingend, die nackten, glänzendschwarzen Leiber triefend von Schweiß.

Die vom „Häuer" gelöste Kohle wirft der „Schlepper" in den Karren, den „Hund", den er zur nächsten „Förderstrecke" schiebt. Hier werden die einzelnen Karren aneinander gekoppelt und in langen Zügen von Pferden zum „Füllort", dem Endpunkt des Schachtes, geschleppt.

Eben kommt von dort ein Zug leerer „Hunde" an, davor der mächtige Umriß des ziehenden Pferdes, der im gespenstischen Dämmer der Grubenlampen den ganzen Raum des Stollens ausfüllt. Auch hier ist das Pferd des Menschen treuer, bis jetzt unentbehrlicher Gefährte.

Da das Einfahren der Pferde naturgemäß mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, bleiben sie meist bis zu ihrem Tode unten, den sie allerdings

selten sehenden Auges erleben; denn in der ständigen Dunkelheit erblinden sie oft vorher. Ein trauriges Los, von dem sie freilich bald die Maschine erlösen wird.

Mehr und mehr ersetzen Maschinenvorrichtungen, Ketten- und Seilförderung, Benzin- und elektrische Lokomotiven die tierische Zugkraft, so daß in nicht allzu ferner Zukunft der letzte unterirdische Pferdestall leer stehen wird.

Weiter führt uns der Weg. War bis jetzt der Stollen trocken, so werden nun die Wände feucht, Wasser beginnt herabzutropfen und sich zu unseren Füßen zu sammeln. Bald rauscht uns zur Seite ein kleiner Bach, über den wir auf Brettern hinwegturnen müssen, oft bis tief über die Knöchel im Wasser.

Das aus höheren Gesteinsschichten in die Grubenbaue sickernde Wasser bildet eine große Unbequemlichkeit, oft eine Gefahr. Sollen die Gruben nicht „ersaufen", so muß das Wasser ständig entfernt werden. Zu diesem Zweck leitet man es durch die „Sumpfstrecken" zum „Sumpfe", einer Vertiefung des Schachtes, aus dem es mittels gewaltiger Pumpen, den sogenannten „Wasserhaltungsmaschinen", an die Erdoberfläche gepumpt wird.

Oft liegen die Wasserhaltungsmaschinen unterirdisch in einem niedrigen, ausgemauerten Raume. Hier ist es drückend schwül. Trübe brennen an der gewölbten Decke die Glühlampen, und das Stöhnen und Schluchzen der Pumpe bilden einen eigentümlichen Gegensatz zu der sonstigen Stille in der unterirdischen Stadt.

Jedes Bergwerk hat verlassene, nicht mehr benützte Gänge und Strecken, den „alten Mann". Hier stehen oft noch „Fahrten", wie sie früher allgemein benutzt wurden.

Diese „Fahrten" sind ein Überbleibsel aus der guten alten Zeit. Es sind Leitern, die in engen Schächten senkrecht in die Höhe führen. Am Ende jeder Leiter ist eine winzige Plattform, mittels der man auf die nächste übertritt.

Mit gelindem Grauen denkt man der Zeiten, als diese unbequemen Leitern von den Arbeitern noch täglich zum Ein- und Ausfahren benutzt werden mußten. In der dumpfen stickigen Luft bedeutet das Klettern eine schwere körperliche Anstrengung. Dabei sind die Schächte so schmal, daß der Körper sie fast völlig ausfüllt, und ein Übertreten von einer Leiter auf die andere nur mit Schwierigkeiten möglich ist.

Das Betreten des „alten Mannes" ist nicht ungefährlich. Um die Zimmerung nochmals verwenden zu können, wird sie entfernt. Die wenigen stehengebliebenen „Stempel" knicken dann oft wie Streichhölzchen und mit Donnergepolter bricht die Decke herein. Wo man sich der Gefahr solcher Einstürze nicht aussetzen kann oder will, müssen die durch die ausgebrochene

Kohle entstandenen Hohlräume ausgefüllt werden. Man benutzt dazu taubes Gestein, das möglichst bis zur Decke aufgefüllt wird, Senkungen aber nicht immer verhindern kann. Man nennt dies „Versetzen".

Eine vorzügliche Methode ist der neuzeitliche „Spülersatz". Sand und Schotter wird in Röhren durch einen stark gepreßten Wasserstrom zur Versatzstelle geleitet.

Es verlohnt sich, die Sache näher anzusehen, wenn es auch ein wenig unbequem ist. Über den bereits aufgeschütteten Versatz kriecht man vor. Unter einem rinnt das Wasser ab. Immer höher steigt der schlammige Berg, so daß man bald auf dem Bauche über Nässe und Schmutz sich fortbewegen muß. Neben seinem Körper fühlt man wie einen lebendigen, blutpulsierenden Leib das Rohr, in dem der Versatz mit 10 Atmosphären Druck vorwärts gepreßt wird. An seiner Ausflußstelle beleuchtet die Lampe ein in seiner Eigenart großartiges Bild. Aus der Rohrmündung schießt in den niedrigen Raum ein mächtiger, schmutziger Strom von Sand und Wasser unter donnerndem Brausen; und ein beklemmendes Gefühl beschleicht auch den Mutigen bei dem Gedanken, daß die Stelle, wo man jetzt hält, schon nach wenigen Minuten von der schlammigen Masse angefüllt wird.

Unsere Wanderung hat Stunden gedauert. In der ungewöhnten Luft macht sich die Ermüdung doppelt geltend. So drängen wir zur Rückkehr. Freudig erkennen wir einzelne Gänge und Wege wieder und begrüßen die uns entgegenkommenden Karrenzüge. Am Füllort erscheint uns das Leben und Treiben schon vertraut. Dann geht es aufwärts. Mit einem Ruck hält der Korb. Blinzelnd kriechen wir heraus. Es ist derselbe dumpftrübe Raum, von dem aus wir eingefahren, aber uns erscheint er hell. Es ist doch Licht, helles wirkliches Tageslicht.

Colin Roß

Mensch im Eisen

Eisen, du vor allem geliebter Stoff! Werk-Same!
Aus den glühenden Leibern der Hochöfen fließt du in die Gebärmutter
gewaltiger Bessemer-Birnen,
Fließt durch Kranpfannen in die ewig bereiten Formen und findest über
Walzwerke, hydraulische Pressen, Ziehbänken, auch den Weg zu mir!
Erz-Bergleute rissen dich aus jahrtausendalter Lagerstatt,
Wühlende Leiber in Staub in brauner Hitze; Explosionen,
Wasser und Felsenstürze begruben Kameraden-Leiber;
Ihre Seelen aber fuhren hinein in das Erz.
Kohlenhäuer und Schlepper in Schacht und vor Ort! Ihr alle,
die nicht zurückkehrten ans rosige Licht, ihr Ertrunkenen,
Verbrannten, Erschlagenen! Euch schmolzen die Kameraden
von Eisen-Hütte und Stahlwerk zusammen mit Erz und Kohle,
Fleisch, Bein und Geist; zusammen im Hochzeits-Feuer der Hochofenglut!
Eisen! Kohle! Ihr geliebten Stoffe!
Ich fasse die Eisenstange, häufe Kohlen auf die Glut meines Schmiedefeuers
und senke mein Haupt.
Einen Augenblick weihe ich euch in liebenden Gedanken:
Meine Kollegen! Aus der Kühle des Eisens streckt ihr mir eure kalte
Bruderhand entgegen.
Ihr Millionen Kameraden, Bergleute, Erzschürfer, Hüttenarbeiter auf
der Welt,
Eure Augen schauen mich an aus des Eisens grauem Gefüge.
Rauch der Kohle: Opfer-Rauch eurer getöteten Menschen-Leiber!
Klang des Eisens, Stimme der toten und lebendigen Kameraden.
So schmiede ich dich! Eisen! Geliebtes! Klinge hoch, schmetternder Gesang!
Du Lebens- und Todeslied!
Meine Seele hämmere ich mit hinein,
Hinein in die Schweißen und Nähte, hinein in die Bögen und Winkel,
und bin verbunden mit euch im Werk.
Eisen, Same allen Werkes!
Nimm mich mit hinaus! Nimm mich mit in all deinen Gestalten!
Ich fahre dahin in die Welt! Eisen! Allmächtigste Verbrüderung in dir!
Mit allem Blut und Leben fahr ich hin! Juble, singe!
Hört Menschenkinder, hört:
Aus Schiene, Brücke, Rad und Hebel, Walz' und Achse,
sing' ich mein Liebeslied der Welt! Das Lied der Arbeitskameraden.
Bei jedem Antasten, bei jedem Griff
greift jeder meine Hand,

O spürt die Seele allen Eisens, Menschen!
Die Arbeit heißt
und Ich! Mensch, Arbeiter! bin, wir sind!
Ich und mein Leben, Fleisch und Geist,
Und aller Werkkameraden Leben auf der Welt!

Heinrich Lersch

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Eisenbahnen

Wer möchte zwischen Kanälen und Eisenbahnen noch eine Vergleichung anstellen? Jetzt kann nur noch die Frage aufgeworfen werden, was schneller, sicherer und dem Handel überhaupt ersprießlicher sei, Seetransport oder Landtransport; und diese Frage wird zugunsten des letzteren entschieden werden müssen.

Anschaffungs- und Unterhaltungskosten des Schiffes, Unterhalt und Löhnung der Mannschaft und Geldbetrag der Seegefahr übersteigen weit die Zölle und Frachtkosten auf der Eisenbahn; ein Schiff legt im Durchschnitt in 24 Stunden 50—70 englische Meilen zurück, ein Eisenbahnwagen vermittelst Ablösung das Doppelte und Dreifache. Das Schiff ist ein Spiel von Wind und Wellen, der Eisenbahnwagen kann die Minuten seiner Ankunft voraus bestimmen. Schiffe werden oft lange hingehalten, bis ihre Ladung vollständig ist, ein Eisenbahntransport kann mit der geringsten Ladung abgehen; Schiffe können unterwegs keinen Teil der Ladung abgeben und wieder ergänzen, der Eisenbahnwagen kann dies längs der ganzen Strecke, die er zurücklegt. Die vollständige Eisenbahn wird es dem Kaufmann auf dem festen Lande möglich machen, seine Waren mit derselben Präzision und Schnelligkeit zu beziehen und zu versenden, womit er jetzt seinen Briefverkehr treibt.

Welcher herrliche Sieg des menschlichen Geistes über die Materie! Welches unübersehbare Feld ist dadurch hellsehenden, kräftigen und wohlwollenden Regierern der Völker eröffnet, tote Kräfte der Natur zum Leben zu rufen und Wohlfahrt und Leben, Geistesentwicklung und Tätigkeit um sich her zu verbreiten!

New York brennt die Steinkohlen von New Castle; die ältesten Häuser von Albany sind mit holländischen Backsteinen erbaut; der Philadelphier läßt sich zuweilen die im niedersächsischen Sande gewachsene Kartoffel wohl schmecken; in Savannah erheben sich Gebäude und Denkmäler von Steinen, die an der nördlichen Grenze von Neu-England gebrochen worden sind, der Müller in Pennsylvanien mahlt mit Steinen, die über 3000 Meilen weit herkommen; in England ißt man Äpfel aus der Jersy, und während ich dies schreibe, lösche ich den Durst mit italienischen Limonen,

die mich wahrscheinlich nicht so hoch kommen als sie die ihrigen, obschon sie dem Platz, wo sie gewachsen, ungefähr 3000 Meilen näher sind als ich. Auch trinke ich wohlfeileren Bordeaux als sie.

Nun bedenke man, wie unermeßlich die Produktionskräfte von ganz Deutschland gesteigert würden, wenn eine der Seefracht an Wohlfeilheit und Schnelligkeit gleichkommende Landfracht stattfände. Alle mittel- und norddeutschen Länder würden sich an einen regelmäßigen Genuß der ordinären Rhein- und Frankenweine gewöhnen; es würde mehr Wein in der Traube dahin geführt als jetzt im Faß oder in der Bouteille. Essen wir doch hier Trauben aus Spanien und Portugal zu billigen Preisen. Regensburger Bier käme in Hamburg nicht teurer zu stehen als gegenwärtig in Nürnberg. Hamburg und Bremen würden bayerisches Brot essen, die Feinschmecker in München frische Austern und Seekrebse. Wie würden nur allein die Fischereien jener Seeplätze sich heben, wenn aller Thran, alle gesalzenen und getrockneten Fische, die jetzt von Holland den Rhein herauf kommen, von dort bezogen würden. Vermittelst Eisenbahnen könnte die lothringische und rheinpreußische Steinkohle und das Holz aus den Gebirgen so wohlfeil ins Rheintal geschafft werden, daß man nicht mehr nötig hätte, einen bedeutenden Teil des besten Bodens zur Holzpflanzung zu verwenden. Der Harz, das Fichtelgebirge, das Erz- und Riesengebirge würden ihre Erzeugnisse nach allen Gegenden aufs wohlfeilste versenden und die Getränke und Getreidefrüchte der fruchtbaren Gegenden entgegennehmen.

Bei einer Fracht, die gestatten würde, Quadersteine hundert Stunden weit zu verführen, könnte dem entferntesten Dorf in Bayern der Donautorf zu den wohlfeilsten Preisen zugeführt werden. Aus den entferntesten Waldungen könnte eine Klafter Holz nach den großen Städten für 2—3 fl. gebracht werden. Man vergleiche nur die Holzpreise längs des Mains. Im Obermainkreis, wo das Holz am wohlfeilsten ist, werden die Preise nicht über 3 fl. stehen, bei Würzburg wohl nicht unter 15 fl. Das beliebte Holzflößen vernichtet auch dort die Hälfte der Brennkraft unbedenklich, nachdem die Staatssorgfalt den lieben wilden Wald (wie Rotteck dieses undankbare Staatspflegekind nennt) fünfzig lange Jahre hindurch gehegt, gepflegt und so wohlbedachtsam als kunstgerecht niedergeschlagen hat.

Hunderte von Verbesserungen dieser Art lassen sich in Deutschland auffinden, die alle nicht nur national-ökonomischen, sondern auch bedeutenden Finanzgewinn bringen würden, die nicht nur für die Zeit des Baues, sondern auch durch die dadurch bewirkte Vermehrung der Produktivkräfte für alle Zukunft einer Menge müßiger Menschen Brot und Arbeit verschaffen und einen großen Teil des Überflusses an Produkten für jetzt und für alle Zukunft eine nationalökonomistisch vorteilhafte Konsumtion sichern würden.

Friedrich List

Jahrmarkt

Im Städtlein drängt und wimmelt
Es zwischen den Buden bunt,
Es wiehert, leiert, bimmelt,
Tut rufend die Ware kund.

Sallet

Die Jahrmärkte bildeten einst ein wichtiges Glied im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben ländlicher Gegenden, deren Handel und Wandel sich in ihnen zusammendrängte. Die bedeutende Steigerung von Nachfrage und Angebot bot einerseits den einheimischen und auswärtigen Handwerkern und Händlern schöne Gelegenheit, ihre Waren abzusetzen, und lockte andererseits die Landbevölkerung herbei, den oft nicht geringen hauswirtschaftlichen Bedarf zu decken. Daneben aber benützte man die Gelegenheit, sich einen vergnügten Tag zu machen, indem man sich im Wirtshaus gütlich tat, an den Darbietungen der Schaubuden, der fahrenden Künstler, Gaukler und Bänkelsänger ergötzte oder mit Bekannten zusammenzutreffen suchte. Dadurch gewannen die Jahrmärkte die Bedeutung von Volksfesten. Die in nachstehendem geschilderten Verhältnisse, Vorkommnisse und Erlebnisse beschränkten sich auf meinen Heimatort Adelsheim, dürften aber auch auf andere Kleinstädte zutreffen.

Zur Hebung des Handels und Verkehrs, sowie als Erkenntlichkeit gegenüber den Herren und Städten für dem Reich geleistete Dienste haben die deutschen Könige im Lauf der Zeit zahlreiche Marktprivilegien verliehen. So wurde auch den Herren von Adelsheim unterm 7. April 1544 von Kaiser Karl V. das Marktrecht zuerkannt, „daß sie nun hinfür bei iren schlossen und statt Adeltzheim alle jar zwen jarmärkt, jeglichen drei tag werendt, nemlich den ersten uff montag, dinstag und mitwoch nach dem heilligen ostertag und den andern uff montag, dinstag und mitwoch nach Marttini uffrichten und halten." Zugleich wird in der Verleihungsurkunde allen Besuchern dieser Märkte, vornehmlich den von auswärts kommenden Händlern, für die Dauer ihres Aufenthaltes daselbst, sowie für ihren Zu- und Abgang an zwei Meilen Wegs im Umkreis, innerhalb der sogenannten Bannmeile, der Markt- oder Königsfriede, d. i. Schutz für ihre Person und ihre Waren, verbürgt, wie dieser Marktbann auch dem Marktort selbst und den darin wohnenden Kaufleuten als örtlicher Schutzbann zustatten kam. Seine Verletzung stand unter der Strafe des Königsbannes. Aber auch der Marktbesucher unterstand dem örtlichen Marktgericht. Bis zum 19. Jahrhundert wurde in Adelsheim an den Markttagen die öffentliche Ordnung durch zwei flintenbewaffnete Bürger, die sogenannten Marktwächter, aufrecht erhalten. Das Wahrzeichen des Marktfriedens oder Königsbannes bildete eine während der Marktdauer aufgerichtete Fahne oder ein Strohwisch. Der Markt-

friede fiel in dem ummauerten Ort mit dem Burgfrieden zusammen, während aus dem Marktrecht in der Folge die 1572 von der Ortsherrschaft erlassene städtische Verfassung hervorgegangen zu sein scheint. Für die Gewährung des Marktrechtes erhoben die Marktherren als Stadtherren, auf deren eigenem Grund und Boden die Stadt entstanden und der Markt errichtet war, von den Budenbesitzern ein Standgeld. Dieses Recht ging später an die Stadt über. Der Jahrmarkt war einst ein dreitägiger und wurde jeweils im Anschluß an einen Feiertag abgehalten, nach dem er auch seinen Namen erhielt. So hatte das Städtlein seinen Lichtmeß-, Oster-, Laurentius-, Mariä-Geburt-, Martini- und Kirchweih-Markt.

Abgesehen davon, daß der „Mark" jeweils einen schulfreien Tag brachte, und daß von den dargebotenen vielerlei Erzeugnissen menschlicher Kunst und Technik manches „Markstück" für die Jugend abfiel, waren es doch in erster Reihe die vielen abwechslungsreichen Bilder, die einen solchen Tag gegenüber der Einförmigkeit des Alltags uns Kindern einst zu einem festlichen Ereignis stempelten. Die tags zuvor errichteten größeren Marktstände der Ellenwarenhändler waren für uns schon am Vorabend beliebte Tummelplätze, aus denen wir nicht selten vom Inhaber ebenso brutal hinausgewiesen wurden, wie das erste Menschenpaar aus dem Paradies. Wenn dann aber in der Frühe des Markttages aus dem Stimmengewirr vieler Menschen die Hammerschläge der weiters noch ihre Buden aufschlagenden Krämer von der Straße herauf in meine Morgenträume hereintönten, erweckten sie in dem jungen Herzen jeweils einen solch freudigen Widerhall, als ob mein Lebensglück aufgezimmert werden sollte. Da litt es mich dann nicht mehr im Bett. In fieberhafter Erwartung eilte ich hinab, die Herrlichkeiten des Tages gleich dem Nibelungenhort den geheimnisvollen Tiefen der zu beiden Seiten der Ortsstraße lagernden Kisten entsteigen zu sehen. Da gab es alle nur erdenklichen Dinge: solide Ware und Ausschußkram, Haushaltungsgegenstände, Kurzwaren, Gebrauchs- und Verbrauchsartikel, fromme und weltliche Bilder, glitzernde Talmikunst, Näschereien, Kinderspielzeug, bekleidete und unbekleidete Puppen, alles vor dem kauflustigen Publikum anmutig ausgebreitet wie die Schönen Don Juans unter den Händen Leporellos. Glückliche Kinderseele, die schon der Anblick solch minderwertiger Dinge und armseligen Flitters in höchstes Entzücken zu versetzen vermögen, und die sich in deren Besitz reicher schätzt denn Salomo in all seiner Pracht und Herrlichkeit.

Nachdem sich bereits im Laufe des Vormittags vor den Häusern ein reges Leben entwickelt hatte, steigerte sich dieses in den ersten Nachmittagsstunden zu einem dichten Gedränge. Die Hauptstraße glich dann einer via triumphalis, die beiderseits von den Ständen und Buden der von allen Himmelsrichtungen herbeigeströmten Krämersleute eingefaßt war und in

der sich die Menschenmassen: halbsonntäglich gekleidete Bauersleute, Ausschau haltende Hausfrauen, dralle Mädchen, Bummler, Urlauber und schauhungrige Kinder, wie in einem brodelnden Kessel aneinander vorbeischoben. Das war ein Anpreisen, Bieten, Feilschen, Nachrufen, Kichern, Pfeifen und Trompeten, daß einem bisweilen Hören und Sehen vergehen mochte. Unter den Verkäufern stachen besonders die Walldürner Lebkuchenweiber hervor mit ihrem eigenartigen singenden Zuspruch: „Walldürner Lebkuche, ganz fähschi! Bobbeli! Doggeli! Reiter! Nunnefärzli! Herzer mit Reime for de Schatz!" Diese in mehrfarbiger Zuckerspritzarbeit verzierten Lebkuchenherzen waren ein wichtiges und beliebtes Verständigungsmittel für Liebende. Sie trugen in der Mitte ein aufgeklebtes, goldumrandetes Doppelbildnis von „ihm" und von „ihr", beide einander holdselig anlächelnd, auf weißem Papier. Darunter gab ein auf gelbem Zettel aufgedruckter volkstümlicher Reim die Gesinnung des spendenden Liebhabers rührseligen Ausdruck, wie:

O du holde Klapperschlange!
Du hast mir mein Herz gefange,
Du liegst mir in meiner Haut
Wie die Wurst im Sauerkraut!

oder

Mein Herz und dein Herz
Ist halt ein Klumpen!
Mein Hemd und dein Hemd
Ist halt ein Lumpen!
Du bist mein, mein, mein!
Ich bin dein, dein, dein!
Und morgen soll die Hochzeit sein!

Den anhaltenden Lockungen der Lebkuchensirenen, so süß wie die angepriesenen Leckereien, vermochte mein Knabenherz nicht zu widerstehen, und schon vor der eigentlichen Entfaltung des Marktlebens war der größte Teil meiner „Marktkreuzer" in ambrosischer Walldürner Götterspeise angelegt. Nachdem ich jedoch die Entdeckung gemacht hatte, daß das während des Markttages mit drei Kreuzern bewertete Päckchen dieser Lebkuchen am Abend für zwei Kreuzer zu haben war, wußte sich meine Lüsternheit in der Folge bis zur Stunde des billigen Ausverkaufs in heroischer Selbstüberwindung zu bescheiden.

Hier die pathetische Erklärung einer Moritat, bestehend aus einem Leierkasten und einem großen Leinwandgemälde, dessen Einzelbilder die verschiedenen Szenen einer Schreckenstat in grauser Naturalistik zeigen und unter dem plärrenden Gesang des Inhaber-Ehepaares mit deutendem Stock dem schaudernden Publikum vorgeführt werden. „Lied mit Beschreibung, ge-

druckt in diesem Jahr", ist hinterher zu fernerer dauernder Erbauung käuflich zu haben. An der Ecke der Kreuzgasse das heisere Kreischen eines Marktschreiers und das verlockende Anpreisen eines unübertrefflichen Kittes. Dort zwitschert, wie eine Schwalbe aus ihrem Nest, ein behäbiger, von deutscher Sprachlehre noch wenig angekränkelter Spielwarenkrämer aus seiner Verkaufsbude anhaltend mit silberheller Eunuchenstimme: „Kaufen Sie ein, Ihr Leut! Jedes Stück nur sechs Kreuzer! Kaufen Sie ein, Ihr Leut! Billig! Billig!" Dazwischen die melancholischen Wimmertöne einer Drehorgel mit dem traurigen Gesang eines Blinden, während aus den offenen Fenstern der Wirtsstube das Geigenspiel des blinden Toni von Hergenstadt und des schielenden Kappes von Altheim oder der rührende Singsang einiger Harfenjungfern ertönt. Das ganze bunte vieltönige Bild hineingetaucht in den symphonischen Höllenbrenghel hundertfältigen undefinierbaren Duftes von Honiglebkuchen, gefirnißten Artikeln, Toilettenseifen, Lederwaren, Alkohol, Kalbsbraten, Menschenschweiß und Knoblauchwürsten.

Im Elternhaus, als einem Wirtshaus, setzt es in solchen Stunden einen großen Umtrieb ab. Alle vier Wirtsstuben sind dicht besetzt von Gästen, deren Hauptkontingent die ländliche Bevölkerung stellt. Man vergnügt sich bei Speise und Trank und läßt sich dabei von den ab- und zugehenden Geigern, Harfenmädchen, Zauberkünstlern und Wahrsagern unterhalten. Den Mittelpunkt dieser Kunstproduktionen bilden die in der vorderen Wirtsstube zur Geige vorgetragenen köstlichen Volksgesänge des blinden Toni und des allezeit „ins Gerstenfeld" schauenden Kappes. Dieser produziert sich außerdem noch als Musikakrobat, indem er sein Instrument in den ungewöhnlichsten Lagen, auf dem Rücken, auf dem Kopf und zwischen den Beinen, virtuos zu meistern versteht. Mit dem Verschwinden der Jahrmärkte sind leider auch diese Volkssänger ausgestorben. In der mittleren Stube lassen drei Harfenjungfrauen ihre holdseligen Weisen erklingen. Einer derselben ist die Gabe des Gesanges verliehen. Mit unnachahmlichem Tonfall und ermutigendem Blick singt sie zur erheiternden Erbauung der anwesenden männlichen Jugend den bedeutungsvollen Kehrreim:

Du kennst mein Herz noch lange nicht!
Ich liebe dich, bis daß es bricht!

Draußen aber bei der Ortslinde und auf dem Tanzberg war der Jugend wahrer Himmel, der örtliche Wurstelprater. Hier hatte eine in langjährigen züchtigen Drehungen ergraute Reitschule, zu deutsch Karussell, ihr kreisendes Zelt aufgeschlagen, unter dem ich bei den herzbewegenden Klängen einer verstimmten Drehorgel manchen Ritt ins alte, romantische Land unternahm. Auf dem steifgeschnitzten, grell bemalten Holzgaul saß ich stolzer, glückseliger und sicherer wie mancher Potentat auf goldenem Thron. Außerdem

boten hier Panoramen, Käsperletheater, Kunstreiter, Seiltänzer, Kameltreiber und Mißgeburten dem schaulustigen Auge viel Unterhaltung.

In einer der dortigen Buden sah ich einmal sogar einen kohlpechrabenschwarzen leibhaftigen Menschenfresser. In dürftigem afrikanischem Kostüm, einem Schilflendenschurz, den Hals mit Muschelschnüren, Nase und Ohren mit großen Messingringen und das Haupt mit farbigen Federn geschmückt, produzierte er sich in wilden Sprüngen, eine mächtige Keule über dem Kopfe schwingend und einer großen Meermuschel durch Hineinblasen stiermäßige Töne entlockend. Auch sein angebliches Nationallied in merkwürdigen chromatischen Läufen sang er mit heiserer Stimme. Das größtenteils aus Landleuten bestehende Publikum war sprachlos vor Staunen und folgte neugierig den Ausführungen des Budenbesitzers, der in hochtönender Rede die ganze Naturgeschichte dieses menschlichen Wundertieres zum Besten gab und besonders betonte, daß dessen Stammesgenossen die gefürchtetsten Menschenfresser Afrikas seien. Ich selber war dabei in Todesängsten und fühlte mich keineswegs durch die Mitteilung beruhigt, daß der Schwarze infolge der wohltätigen Einwirkung seines längeren Aufenthaltes in zivilisierten Ländern für die Menschen der weißen Rasse nicht mehr gefährlich sei, sondern sich jetzt mit lebenden Hühnern begnüge, die er mit Haut und Federn verspeise, nachdem er ihnen zuvor den Kopf abgebissen und ihr Blut getrunken habe. Denn wer stand mir dafür, daß die Bestie nicht doch wieder einmal in ihre kannibalischen Neigungen zurückfallen und einem jungen Knaben vor einem alten Huhn den Vorzug geben möchte. Mein Entsetzen stieg aufs höchste, als andern Tags der Menschenfresser in europäischer Kleidung zu uns ins Haus kam und sich in der Wirtsstube wie ein gewöhnlicher Gast an den Tisch setzte. Beklommenen Herzens schielte ich von Zeit zu Zeit zum Türspalt herein und war nicht wenig erstaunt, als die Schreckensgestalt sich stillvergnügt in einen von meiner Mutter zubereiteten Schweinsbraten vertiefte, ohne dabei, wie ich anfänglich besorgte, nach den Ohrläppchen der umsitzenden Gäste zu schnappen. Da kam plötzlich durch das offene Fenster eine große Heuschrecke hereingeflogen. Statt es mit dieser nun zu halten, wie weiland Johannes der Täufer, sprang der Mohrenheld mit allen Zeichen des Schreckens auf und flüchtete vor dem surrenden grünen Vogel nach der anderen Ecke des Zimmers. Diese Wahrnehmung stärkte meinen Mut, und beherzt betrat ich die Wirtsstube, zumal die leeren Schüsseln und Teller die Stillung des ärgsten Hungers annehmen ließen. Gleichwohl hielt ich mich immer noch in respektvoller Entfernung und war schließlich froh, als der Kerl das Haus verlassen hatte. Ganz geheilt wurde ich von meiner Menschenfresserfurcht erst, als ich hörte, daß unter dem gleich darauf einfallenden Platzregen der dunkle Teint des Niggers starken Schaden genommen und dafür seine Leibwäsche ihre schneeigte Farbe gegen die afrikanische vertauscht habe.

Einen tragischen Ausgang hatte folgendes Jahrmarktserlebnis für mich. Auf dem dem Rathaus gegenüberliegenden freien Platz war einmal in öffentlicher Schaustellung das heilige Abendmahl zu sehen. Christus der Herr saß mit den Zwölfen am gedeckten Tisch, leidliche lebensgroße Wachsfiguren in merkwürdiger Gestaltung und abenteuerlicher Gewandung, mehr dazu angetan, zu Heiterkeit als zu religiöser Andacht zu stimmen. Das Komische der Situation wurde noch erhöht durch das geschäftsmäßige Herableiern der Rede, mit welcher der Schausteller in bausbackenen Reimen einem hochgeehrten Publikum den Erlöser und die apostolischen Herrschaften der Reihe nach vorstellte und charakterisierte. Den Schlußeffekt bildete jeweils die in singendem Ton gehaltene verächtliche Vorstellung des beuteltragenden Verräters:

Der in dem rote Rock
Is der Ischarioth,
Wo ihn verrote hot!

Die regelmäßige Wiederkehr dieser Pointe reizte meinen neunjährigen Nachahmungstrieb so sehr, daß ich schließlich stets laut in den Judasruf einstimmte, worin mich in der Folge dann meine Kameraden in pathetischem Chorus unterstützten. Als jedoch am Abend mein Vater durch den hierüber erbosten Abendmahlbesitzer, der bei uns logierte, von diesem fröhlichen Sekundieren und von meiner Chorführerschaft in einseitiger Darstellung Kunde erhielt, erblickte er in diesem Ausfluß jugendlichen Übermutes ein Sakrileg. Zu einem längeren Verhör blieb im Drang der augenblicklichen vielen Geschäfte in der Wirtschaft keine Zeit. So wurde ich standrechtlich abgeurteilt, und eine alsbald einsetzende körperliche Züchtigung war der Lohn für meinen ersten choragischen Versuch im Stil der griechischen Tragödie, der ich in Unkenntnis der dramatischen Vorschrift das Satyrspiel hatte vorangehen lassen.

Heute ist all die Jahrmarktherrlichkeit der Landstädtchen dahin. Die jetzigen Märkte bieten einen armseligen Anblick dar. Sie sind unter die Räder des gesteigerten Handels und Verkehrs gekommen und haben in den Musterkoffern und in den mehr oder weniger pikanten Kalauern und Couplets der Handlungsreisenden einen dürftigen, nicht immer schätzenswerten Ersatz gefunden. Um so mehr bilden die alten Jahrmärkte der Heimat heute noch leuchtende, freundliche Erinnerungssterne an meinem Kinderhimmel.

Gottlieb Graef

Odenwälder Volkskunst

Den sichtbarsten Ausdruck findet das Kunstschaffen eines Volkes in seinen Bauwerken und Denkmalen in Dorf und Flur. Leider sind das Odenwalddorf und seine Häuser in Anlage und Aufbau in ihrer ursprünglichen Gestalt

nur selten noch erhalten. Einzelne stille Walddörfer allein, von tiefeingeschnittenen Tälern wie von Graben und Wall umgeben und von der Welt und ihrem Getriebe abgeschlossen, bergen noch eine Fülle der alten Schönheiten. Ein unendlicher Gleichklang liegt bei diesen über der Verbindung von Dorf und Landschaft. Beide sind eins geworden, sich gegenseitig ergänzend und steigernd. In weichen Linien ruhen die breiten Odenwaldhöhen, runden sich einzelne Waldkuppen. Und in gleicher Schwingung schmiegen sich in sie die alten Odenwalddörfer in der Nähe des Winterhauchs am Katzenbuckel und in der Mudauer Gegend. Ihr Platz waren die Mulden der Talanfänge. Einzelne Häusergruppen entstanden um die vorhandenen Brunnen.

Das Odenwälder Haus der Höhe war der Einbau, der unter einem Dache Wohnung, Stall, Scheuer und Streuschuppen vereinte. Aber nicht nur die jahrhundertelang erprobte Zweckmäßigkeit allein macht sie schön. Einstöckig, breit und behäbig lagert das Haus unter dem schweren Strohdach, das an den Traufseiten bis auf Mannshöhe herabspringt. Die Giebelwände und die Wetterseite tragen einen Belag von Buchenschindeln, ein Efeustock hüllt sie obendrein in einen warmen Mantel. Die übrigen Wände sind in hellen Kalkfarben gestrichen. Die Verwendung von bodenständigen Baustoffen, dem roten Buntsandstein, Lehm, Holz und Stroh erhöht den inneren Zusammenhang mit der Landschaft, und haben der rauhe Winter, Sturm und Sonne ihr Werk getan, dann stimmt das Haus mit dem silbernen Grau der verwitterten Schindeln und dem Braun und Grün des Strohdaches zur umgebenden Natur wie ein Teil von ihr selbst. Wohl fehlt dem Odenwalddorf der heitere Fachwerkbau, fehlen ihm helle, frohe Farben, welche die Dörfer in den benachbarten Flußtälern des Neckars und des Mains so freundlich machen. Aber wie der Odenwälder sein Haus einstimmte in die Heimatlandschaft, ist beste Kunst.

Der Sinn für die Farbe fehlt ihm nicht etwa, wie wir noch sehen werden, Schon die vielen Blumen vor den Fenstern und in jedem Hausgärtchen verraten, daß die Freude an der Schönheit ungebrochener Farben in ihm lebt. Wenn sie nur sparsam, fast verschämt in Erscheinung tritt, so zeugt dies dafür, daß der Ernst eine der Haupteigenschaften des Odenwälders ist.

Überaus reich an alten Flurdenkmalen ist der hintere Odenwald. Schwere, finstere Steinkreuze, oft halb versunken im weichen Sandboden, und Bildstöcke in den verschiedensten Formen grüßen den Wanderer auf der Fahrt durch die Waldberge, raunen ihm von Werken und Fühlen längst versunkener Geschlechter. Es ist ein eigen Ding um die alten Steinkreuze. Roh bearbeitet, kaum im rechten Winkel aus gewaltigen Findlingen herausgehauen, entbehren sie auf den ersten Blick jeglichen Kunstwertes. Und doch ist das ein Trugschluß. Das Steinkreuz wurde gesetzt, Vorübergehende zum Gebet

aufzufordern für einen jählings aus dem Leben Geschiedenen, einen Ermordeten oder Verunglückten, daneben war es auch Votiv- und Weihestein, war der Hinweis zur Allewigkeit und Unendlichkeit schlechthin. Die Kreuzform war gegeben, und in der Wucht und Schwere, wie sie der Odenwälder gestaltete, wirkte sie bannend und zwingend. Das Flehen aus tiefstem Herzensgrund, das Stöhnen der von Not und Kampf zerrissenen Seele verkörpert nichts packender und eindringlicher als diese kaum Form gewordenen Steine.

Das Stammeln ward zum Wort, das Steinkreuz wich dem Bildstock. Er erzählt in seinen Inschriften nicht nur von Zeit und Grund seines Entstehens, auch seine Formen und Zierate werden immer reicher. Im 15. und 16. Jahrhundert ist der Bildstock noch eine einfache Steinsäule mit aufgesetzter, oben dachförmig gestalteter Bildnische, die als Abschluß ein kleines Kreuz trägt. Im 17. Jahrhundert trat dann an die Stelle der Bildnische die Bildtafel. Ihr figürlicher und ornamentaler Schmuck wird immer reicher. Die Verfertiger der Bildstöcke waren die dörflichen Handwerker, diese aber standen schon offensichtlich unter dem Einfluß der jeweiligen Zeitstile. Zeigt der ältere Bildstock noch ausschließlich den gekreuzigten Heiland als einzige figürliche Darstellung, so treffen wir an jüngeren Steinen in bunter Folge die schmerzhafte Muttergottes, die heilige Familie, die Krönung Mariens, einzelne Heilige, und vor allem die Wiedergabe des hl. Blutbildes von Walldürn. Wie das Steinkreuz ist auch der Bildstock mit wenigen Ausnahmen aus dem Sandstein der Gegend gefertigt. Im Gegensatz zu anderen Gegenden ist der hölzerne Bildstock eine Seltenheit.

Wohl die stärkste Bindung findet die Formengebung alles Kunstschaffens in der Art des verwendeten Materials. Die Volkskunst stellt sich zunächst auf die Bearbeitung der Werkstoffe ein, die ihr die Umgebung darbietet. Schenkt eine arme Natur wie im hinteren Odenwald dem Betätigungsdrang in der Hauptsache nur einen Werkstoff, das Holz, so muß sich der Einfluß dieser steten einseitigen Bearbeitung vielfach auch im Formen und Verzieren anderer Materialien geltend machen.

Noch vor hundert Jahren gab es in den Odenwalddörfern kaum eine scharfe Trennung zwischen der Arbeit des Handwerkers und der des Bauern. Die ärmlichen wirtschaftlichen Verhältnisse ließen einen selbständigen Handwerkerstand nicht recht aufkommen, die Bauern aber wies der magere Geldbeutel darauf an, beschädigte und verbrauchte Gegenstände in den langen Wintermonaten selbst herzurichten und anzufertigen. Die Stube wurde zur Werkstatt, in der geschreinert und geschnitzt, gewebt und geflochten wurde.

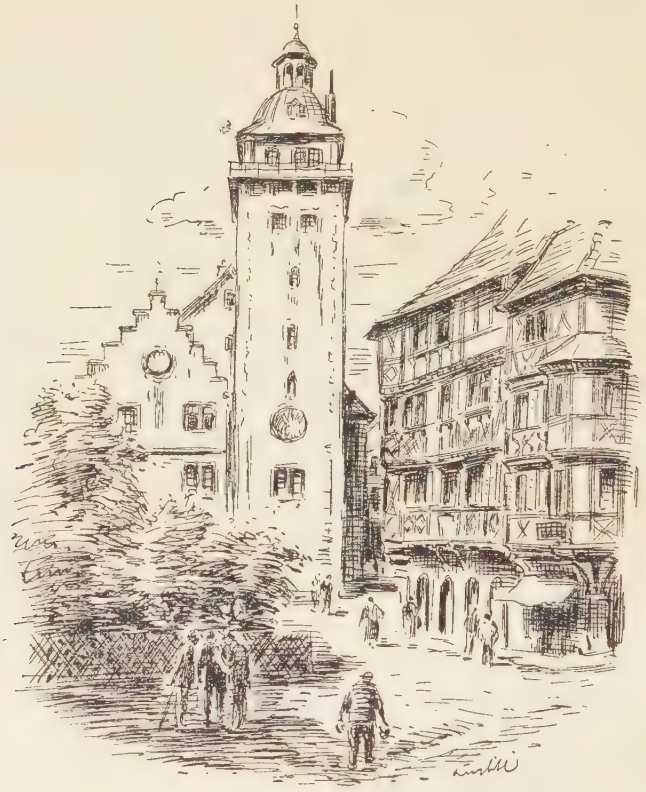
Betrachten wir zunächst die Geräte aus Holz. Da entstanden Werkzeuge für die Arbeit in Hof und Flur, vom hölzernen Grabscheit an bis zum hölzernen Pflug, Wagenteile, Brecher, Hecheln, Garngeißen, Fackelhalter,

Bändelwebgeschirre, Jöcher für das Vieh, Mangelhölzer und Wäschplatzen. Da und dort konnte gar einer drehen, und wenn es auch nicht zum Spinnrad reichte, so brachte er es doch zu einem ordentlichen hölzernen Teller oder einer ebensolchen Schüssel. Sieht man alle diese Gegenstände häuslichen Gewerbefleißes in einer der Sammlungen der Gegend vor sich, so eint sie zunächst ein Gedanke: die Zweckmäßigkeit ist oberstes Gesetz aller Formengebung. Die Verzierung ordnet sich ihm streng unter, wird oft zur leisen Andeutung. Aber sie fehlt nirgends. Bleibt sie auch meistens in den einfachsten Ornamenten stecken, etwa einigen verschlungenen Kreisen mit dem scharfen Zirkel oder einer Kette von Auskerbungen mit dem Hohleisen, so erhebt sie sich doch auch bis zur figürlichen Darstellung. Nur selten wird die Farbe verwendet. Höchstens werden abgekantete Ecken einmal rot betupft. Die Schnitzerei bleibt Flachrelief, flächige Herausarbeitung des darzustellenden Gegenstandes in kräftigen Umrißlinien. Der Kerbschnitt wird wenig geübt.

Einzelne besonders geschickte Bauern machten sich auch an die Herstellung von Hausrat, und aus dem Ende des 18. Jahrhunderts hat sich manches schöne Stück ihrer Tätigkeit erhalten. Damals errichtete das Kloster Amorbach seine prachtvolle Kirche und reich ausgestatteten Klosterbauten; zahlreiche Anregungen fluteten von hier aus in die Arbeitsstätten der Handwerker. Niemals vorher oder nachher hat das Odenwälder Handwerk zu den gleichen Leistungen sich erhoben wie in jener Zeit. Und diese befruchtende Welle blieb nicht ohne Einfluß auch auf die Tätigkeit des Bauern. Er übernahm gerne die Formen der Zeit, sie kamen ihm in ihrer Einfachheit entgegen. Nichts kennzeichnet das Schaffen der Bauern und dörflichen Handwerker besser als die unzähligen Stuhllehnen, die uns aus jener Zeit erhalten geblieben sind. Ihre einzige Schönheit ist meist die Umrißlinie, selten ist eine Aufteilung der Fläche versucht.

Scharf trennt sich das Schaffen des dörflichen Handwerkers jener Zeit von dem seines städtischen Arbeitsbruders. Was der städtische Handwerker mit reichen Schnitzereien und Profilen versah, führte er zurück in die Einfachheit des ländlichen Lebens, stellte er mit gesundem Gefühl um in die Welt des Bauern. Die Schränke, Truhen und Bettstellen aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zeigen deutlich, daß ihre Vorbilder in städtischen Möbeln der gleichen Zeit zu suchen sind. Vom Schreiner aus nichts als einfache Kisten, werden sie erst durch die Bemalung ansehnlich. Diese aber hält sich streng an die Linien der durchaus bearbeiteten städtischen Stücke. Auf rotem Grund stehen braune Füllungen mit gelber Maserung, oder auch Blumen (Tulpen, Akeleien, Rosen, Nelken) in einzelnen Stücken, Gehängen oder Gebinden. Eine unendliche Liebe zur Arbeit spricht aus all diesen Dingen. Es ist, als hätte der Handwerker damals gefühlt, daß er bald das Regiment

an die Maschine abtreten muß. Noch steckt in jedem Werkstück ein Stück vom Meister selbst. Und in seiner Arbeitsfreude plaudert er auch mit seinem Besteller und allen Betrachtern. Niemand möchte auf den Werkstücken jener Zeit die Sprüche missen, die sprühendem Frohsinn, gutmütiger Neckerei und auch nachdenklichen Augenblicken entsprungen sind.



Mosbach — Rathaus

Mehr als die Verarbeitung des Holzes an das Handwerk gebunden war die Töpferei. Sie war weniger zeitlichen Einflüssen unterworfen, blieb mehr eigentliche Volkskunst schon im Hinblick darauf, daß sie fast nur für das Volk schuf. Dem Odenwälder Töpferhandwerk verdanken wir manches schöne Stück, es füllte den Platz aus, der anderwärts der Bildhauerei und der Holzschnitzerei gehörte. Größere figürliche Darstellungen für Kirchen und Kapellen, kleinere für die Herrgottswinkel in den Stuben, Reliefs für die Nischen in den Hausecken und Bildstöcken, daneben Ofenkacheln, Schüsseln, Teller und Krüge entstanden in der Töpferwerkstatt. Die figürlichen Sachen

wurden in Formen gepreßt, die der Meister selbst gefertigt hatte. Es war nicht leicht, große Stücke zu bemalen und dann gut aus dem Ofen zu bringen. Leider ist gerade die Odenwälder Töpferei fast ganz ausgestorben, ihre Erzeugnisse mußten dem Allerweltsramsch aus Porzellan und Steingut weichen, und wo früher in verträumter Bildstocknische eine schlichtbemalte, tiefinnerlich empfundene Muttergottes stand, spreitet sich jetzt ein gleißnerisches, süßliches Porzellanfigürchen mit leerem Ausdruck.

Daß der vorzügliche, feinkörnige Odenwälder Buntsandstein nur sehr wenig zur feineren Verarbeitung verwendet wurde, ist befremdlich. Nirgends finden wir ihn als schmucktragendes Werkstück an den Wohnhäusern oder an Brunnen. Auch der Grabstein war fast ganz unbekannt. Ein einfaches Holzkreuz nur ziert das Grab des Odenwälders. Auch das schmiedeeiserne Grabkreuz kannte man im Odenwald nicht.

Noch bis vor wenig Jahrzehnten wurde das Eisen als Werkstoff nur selten verwendet. Da und dort trifft man einmal ein gutes Türbeschläg, ein hübsches Schloß. Das schmiedeeiserne Wirtshausschild hat nur in den Randgebieten Eingang gefunden.

Deutlich läßt sich immer wieder erkennen, daß die ganze Wirtschaftsweise des Odenwälders auf den Verbrauch der im eigenen Betriebe gewonnenen Erzeugnisse eingestellt war. Dies traf vor allem auch auf die Kleidung zu. Zu jedem Hofe gehörten Flachs- und Hanffelder und, wo es irgend ging, auch einige Schafe. Das Handwerk der Weber war in allen Dörfern stark vertreten, und viele Bauern wußten mit dem Webstuhl umzugehen. Es war ihr Stolz, feine „gebildete" Leinwand herzustellen. Alte Musterbücher gaben das Vorbild. Die Tracht des Odenwälders war schlicht und auf Ernst und Würde abgestimmt. Wenn heute in Trachtenumzügen „Odenwälder Bauern" in roten Westen und bunten Bändern auftreten, so tun sie gut, dazu die Hornbrille aufzusetzen und sich den Schnurrbart bürstig schneiden zu lassen, damit der Unfug offenbar wird. Der Odenwälder mied das Rot in seiner Tracht. Die Männer trugen den dunkelblauen, langen Rock, den „Mutzen", einen dunklen „Brustlappen", lederne, naturfarbene Kniehose, weiße oder hellblaue Strümpfe, Schnallenschuhe und einen breitrandigen, an zwei Seiten hochgekrempelten Hut, den „Sehweg" oder „Nebelspalter". Zur Frauentracht gehörte das dunkelblaue, schlichte Tuchkleid, die dunkle Schürze, die schwarze Bänderhaube, weiße Strümpfe und schwarze Halbschuhe. Farbig allein war das Halstuch, bei dem lange die türkischen Muster bevorzugt wurden. Der Haubenboden, fast ganz verdeckt durch die langen, breiten Bänder, war reich gestickt mit Blumenmustern aus bunten Perlen und Steinen und glitzernden Metallplättchen. Auch die weißen Handschuhe und die Zwickel der Strümpfe trugen Stickereien in rotem und blauem Kreuzstich.

Die selbstgewebten Stoffe, Leinwand und Beiderwand, wurden in die Färberei, die „Mang" nach Mosbach, Eberbach oder Mudau gebracht und dort in Pappdruck oder Öldruck mit oft uralten Druckmodeln bedruckt. Meist war der Grund blau und die Zeichnung weiß, farbige Sachen blieben auch hier selten. Beliebt war Streublumenmuster und Streifen.

Wohl können sich die Erzeugnisse der Odenwälder Volkskunst in Form und Ausführung nicht messen mit denen der benachbarten Gebiete, etwa des Neckartales oder des Baulandes. Der hintere Odenwälder führte ein karges Leben, und schwer floß das Blut in seinen Adern. Es fehlte ihm jene Leichtigkeit des Wesens, die halb spielend allen Dingen ein gefälliges Äußeres, ein Stückchen Sonne mitgibt. Aber in all ihrer Schlichtheit ist die Odenwälder Volkskunst der beste Spiegel der Odenwälder Volksseele und ihrer Freude an der Schönheit.

Max Walter

Altes Kunstgut in Baden

Wer unsere Sammlungen durchschreitet, in Karlsruhe, Mannheim, Freiburg und die Ortsmuseen in den kleineren Plätzen, findet auf allen Gebieten Gegenstände werkkünstlerischer Erzeugung von bodenständiger Herkunft. Sie sind nicht nur wegen ihres volkskundlichen und historischen Wertes beachtlich, sondern viel mehr noch wegen ihrer künstlerischen Vollendung. Truhen, Schränke, Gitter, Eisenschlösser, Kannen, Krüge, Stickereien, Flechtwerk und vielerlei anderes zeugen für den Kunstsinn der Vorfahren, der alle Gegenstände des täglichen Lebens durchdrang. Eine Scheidung in hohe Kunst und Kunsthandwerk ist angesichts der Vollkommenheit einzelner Stücke eine willkürliche Konstruktion. Die Tradition überlieferte Formen und Techniken von Geschlecht zu Geschlecht, das sie den Wandlungen des Zeitgeschmacks, der Entwicklung der Stile anpaßte. Die Einheitlichkeit der Kunstübung in früheren Jahrhunderten verbürgte für alle Erzeugnisse künstlerischer Tätigkeit die gleiche innere Anschauung und Hingabe. Der Mönch, der jetzt ein Buch mit Miniaturen schmückte, bestieg vielleicht bald darauf das Gerüst, um die Wände der Kirche mit Fresken zu bemalen, bei denen Haltung, Figur, Gewandung und Umwelt im großen wie im kleinen dieselbe Formensprache redeten. Oder er half bei der Herstellung eines silbernen Reliquienschreins, eines Vortragskreuzes, eines Meßgewandes.

Die klösterliche Kunsttätigkeit auf der Reichenau übernahm in ihren Formenschatz Anregungen altrömischer Kunst und Handwerkerei und verband sie mit alemannischem Volksgeschmack in der Behandlung eines stilisierten Tier- und Pflanzenornaments, wie wir es auf altgermanischen Fibeln, Gürtelschnallen, Schildbuckeln usw. finden. Einheimische und fremde Kunst verschmolz in der karolingischen Renaissance.

Zu hoher Blüte gediehen auf heimischem Boden die einzelnen Zweige kunsthandwerklicher Betätigung. Wenn wir z. B. einen alten Kodex in die Hand nehmen, entzückt uns die Qualität des Pergaments, der zweckmäßig, vollendet sauber und geschmacksicher verzierte Einband, die Gliederung der Schrift, die kostbare Miniaturmalerei und das kunstvolle Beschlagen des Deckels, die zusammen eine Einheit bilden. Auch als das gedruckte Buch an die Stelle der Handschrift trat, als der Holzschnitt den gemalten Buchschmuck ablöste, blieb die Tradition zunächst dem Vorbild treu. Und so geschah es auch auf allen anderen Gebieten.

Die Architektur war die oberste Herrin in der bildenden Kunst und bestimmte die Einzelheiten nicht nur am Bauwerk, sondern auch in der Ausstattung und im zahlreichen Gerät. Die Formen des Bauwesens färbten z. B. ab auf die Gestaltung der Reliquiare, wofür Reichenau, Säckingen usw. Beispiele liefern, oder auf die edle Gestaltung der Monstranzen, wie die formvollendeten Gebilde einer reifen Silberschmiedekunst in Tiefenbronn, Villingen, Überlingen, Walldürn usw. beweisen. Die Sprache des gotischen Stils wirkte z. T. noch weiter, als schon Barock und Rokoko die konstruktive Gestaltung auflösten, wie die Monstranzen in Engen und Lauda dartun. Diese gottesdienstlichen Geräte — es seien noch Kelche erwähnt, wie der romanisch gestaltete sog. Fürstenbergische Kelch aus dem 13. Jahrhundert in Villingen, oder die Vortragskreuze, wie das emailgeschmückte in Villingen, das besonders wertvolle alte silbergetriebene von St. Trudpert und das aus der Spätrenaissance auf der Reichenau oder das kupferne Weihrauchfaß aus dem 12. Jahrhundert in Gündelwangen bei Waldshut — standen in lebhafter Wechselwirkung mit der Kunstübung ihrer Umwelt.

Auch als der Zeitgeschmack sich wandelte, als nach der Gotik die Renaissance, das Barock und Rokoko die Stilformen bedingten und mit diesem Wandel nach dem Alemannenland nun auch die Franken stärker in den Vordergrund traten — es sei an Tilman, Riemenschneider und Balthasar Neumann erinnert —, blieb der Zusammenhang der Künste untereinander gewahrt. Ein Renaissancebüfett oder -schrein war nicht anders gegliedert als etwa eine Hausfassade; man sehe sich etwa nur den Birkenholzschrein mit Einlegearbeit in Zwingenberg vom Jahre 1592 an. Und die liebenswürdigen, anmutigen, spielerischen Formen des Rokoko schwangen so heiter in den Stuckarbeiten der Vorarlberger Meister wie der des Frankenlandes, wovon man sich droben in Salem wie drunten in Walldürn überzeugen mag. Nicht anders ging es mit dem geschnitzten Chorgestühl, so Salem mit Brombach in Wettstreit tritt, oder den geschmiedeten Eisengittern im Konstanzer Münster, im Meersburger Schloß usw.

Neben der Kultur der Kirchen, Klöster, Burgen und Schlösser ging die des Bürgertums in den Städten. Hier hob sich die bodenständige volks-

mäßige Handwerkstätigkeit in natürlichem Schmuckbedürfnis zu künstlerischer Vollkommenheit. Die Eisengitter gehören schon dazu, dann die kupfernen Wasserspeier in Gestalt von Drachenköpfen, wie sie z. B. das Villinger Rathaus besitzt; ferner das Getäfel der Stuben und als besonders bodenwüchsig die Kachelöfen, wie das Klima sie bedingte.

Die Töpferei ist die volkstümlichste der Handwerkskünste, denn ohne Geschirr geht es in keinem noch so schlichten Haushalt, und das Schmuckbedürfnis kann sich hier ohne viel Umstände Genüge tun. In der Herstellung von bemalten und plastisch verzierten Ofenkacheln und in deren Zusammenbau zu wahrhaften Prunkstücken erklomm man einen Gipfel kunstgewerblicher Vollkommenheit. Es genügt, den Namen Hans Kraut aus Villingen zu nennen, von dessen Öfen auch einer im Kensington-Museum zu London steht. Daneben sei auf den weißen Renaissance-Kachelofen mit den blauen Kaiserbildern von Gurtweil, Amt Waldshut, hingewiesen. Und wer kennt nicht da und dort im Land weitere schöne Stücke, die auf die neuere und neueste Erzeugung in Majolika- und Tonwerken beispielgebend fortwirken! Vielleicht ist auf keinem Gebiet die Verschmelzung der beiden Linien, der einen, die von der hohen Kunst herkommt, mit der andern, die aus volkstümlichem Handwerk aufsteigt, so augenfällig und in gewissem Sinn auch vorbildlich, wie auf dem der Keramik. Die Motive der Mosbacher Fayencen z. B. aus der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, fügen sich gut in das reich verzweigte Bild, das bis in die neuesten Leistungen von Läuger und andern sich verästelt.

Eine industrielle Entwicklung nahm das Schmuckgewerbe in Pforzheim. Wenn es mit der Herstellung von Massenartikeln auch die kunstmäßig zu wertende Bahn verließ, so kehrt es in einzelnen Stücken doch immer wieder zum hohen Stand der edeln echten Goldschmiedekunst zurück.

Auch was sonst als bodenständige Volkskunst geübt wurde und wird, z. B. das Strohflechten, Holzschnitzen, Hinterglas- und Uhrenschildermalen, ragt gelegentlich in einzelnen Werken oder Persönlichkeiten zur reinen Höhe der Kunst hinauf und mancher Künstler hat von da aus seine Laufbahn angetreten.

Faßt man die einzelnen Zeiten und Werke zusammen, so befestigt sich die Überzeugung, daß in den Landesteilen, die heute den badischen Staat bilden, in den alemannischen wie in den fränkischen, von altersher und jederzeit der Kunstsinn und die Handfertigkeit seiner Bewohner auch auf den Gebieten, die man heute dem Kunstgewerbe zuweist, schöne und kostbare Gebilde hervorgebracht haben. Dahinter stand eine Gesinnung, die den Begriff Kunst noch als einen einheitlichen Wert betrachtete und nur den mit dem Meistertitel ehrte, der dessen wahrhaft würdig war. Der Zusam-

menhang zwischen alltäglichem Leben und künstlerischer Veredelung war nicht zerrissen, wenn auch die feierlichen Gegenstände des Kultus in erster Linie dieser Veredelung teilhaftig wurden. Aber gerade sie gehörten ja nicht dem einzelnen, sondern der Gesamtheit, die also gewissermaßen sich selbst und ihre hochgemuten Stunden darin künstlerisch adelte.

Und so mag aus diesen Vorbildern, ob sie nun museal beherbergt werden oder, was besser ist, noch im lebendigen Besitz sind, ein befruchtender Strom von Anregungen ausgehen, der unser Heute mit der Vergangenheit ohne historische Spielerei verbindet.

W. E. Oeftering

Kunstmöglichkeiten im bescheidensten Heim

Die Kunst im Heim hängt nicht von den Kunstgegenständen ab, die in den Schauläden und in den Wohnungen der Reichen zu finden sind und in der Regel einen Massenartikel zu überflüssigen und störenden Dekorationsabsichten darstellen. Die Kunst ist nicht zu trennen von der wahrheitsliebenden und reinen Gesinnung, die es verschmäht, unechten Schein vorzugeben und an Stelle der Schlichtheit den Tand zu setzen. Schönheit kann im einfachsten Raum walten, wo helle, klare Farben an den Wänden stehen und schlichter Hausrat gut verteilt ist. Wo sich eine Ahnung von Schönheit entfaltet, ist die erste Segnung der Kunst zu verspüren. Nicht auf die Pracht, den Überfluß und Reichtum kommt es an, obzwar viele Leute glauben, die Kunst sei nur für die Reichen da, was ein verhängnisvoller Irrtum ist. Die diesen Glauben haben, haben das wahre Wesen der Kunst nicht erkannt und bedienen sich dieses Irrtums, um ihre eigene Roheit, Achtlosigkeit und Verwahrlosung zu entschuldigen. Wenn die Kunst nicht an den einfachsten Dingen und im Umkreise des bescheidensten Mannes sein kann, dann kann sie ebensowenig dort sein, wo der Reichtum eine Schaustellung bezweckt oder Pracht und Überfluß ist. In der Regel sind die Kunstregungen an den Stätten des Überflusses und der bloßen prächtigen Schaustellung sehr gering und nur der oberflächliche, leicht geblendete Sinn ist zur Meinung verführt, daß Kunst gleichbedeutend sei mit diesem Überfluß. Selbst wenn an solchen Stätten des Reichtums einzelne Gegenstände von wahrhaft künstlerischem Wert sind, so ist noch lange nicht gesagt, daß an solchen Stätten die Kunst herrscht. Denn allzu häufig geschieht es, daß solche vereinzelte Kunstwerke sich ihrer Umgebung schämen und eine ganz andere Anwendung verlangen, als die in dem Rahmen wo sich Reichtum zur Schau stellt, finden. In solchen Räumen ist gewöhnlich das vereinzelte Kunstwerk um jede Wirkung betrogen durch den unlauteren Wettbewerb zahlloser anderer, sogenannter Kunstgegenstände, die sich gegenseitig zu übertrumpfen suchen, sich vordrängen und überschreien, wie es

übrigens auch die Art der unfeinen Menschen ist, die darum unendlich fern von dem Wesen der Kunst sind, selbst wenn sie Kunstschätze besitzen und damit in ihren Wohnungen paradieren. Es liegt also wahrhaft nicht an den Kunstgegenständen, obzwar der Wunsch berechtigt ist, daß jeder Gegenstand künstlerisch sei. Man würde gar sehr überrascht sein, über die seltsame und wunderbare Wirkung, wenn man eines der seltenen, wirklichen Kunstwerke aus den überladenen Wohnungen der Reichen in einen wahrhaft schlichten Raum brächte! In einem solchen schlichten Raum, wo die primitiven Kunstregungen walten, würde das plötzlich hineinversetzte Kunstwerk, sei es ein Bild, eine edle Plastik, ein mit aller Liebe und allem Kunstfleiß ausgestatteter Bucheinband, eine farbenprächtige Vase oder sonst ein Juwel, mit einem Male seine geheime Wunderkraft entfalten und eine ungeahnte Macht über die Seelen gewinnen, daß es wie eine religiöse Andacht über sie käme, wie nie zuvor an den Stätten des eitlen Überflusses. Aber in solchen anspruchslosen Räumen der Schlichtheit kann schon ein einzelner Blütenzweig, in eine irdene Vase von kräftiger Farbe gesteckt, eine solche künstlerische Offenbarung hervorbringen, wofern nur unsere Sinne entwickelt genug sind, um eine solche Offenbarung zu vernehmen. Leider hat sich in der heutigen Menschheit der Irrglaube festgewurzelt, daß die Kunst nur da in die Erscheinung treten kann, wo es sich um Kostspieligkeit handelt, so daß die Kunst erst anfängt, wo die teueren Preise einsetzen. Und daher kommt es, daß gar häufig schon die Kostspieligkeit allein für Kunst genommen wird, und daß in den reichen Wohnungen zwar viel Luxus, viel Überfluß, viel Kostspieligkeit, aber, wie vielfach schon erkannt, unverhältnismäßig wenig Kunst herrscht. Nun aber sollen wir schon wissen, daß die Kunstmöglichkeiten auf ganz anderen Grundlagen beruhen. Die Gesetze der Kunst sind in ihrer innersten Natur ethische Gesetze und haben eine gleiche Wurzel mit dem Wesen der Religion. Ohne Liebe und Verehrung, ohne ehrfürchtige Scheu und Sorgfalt kann die Kunstwirkung nicht in die Erscheinung treten. Sollte es nicht möglich sein, diese Seelenregungen in allen Lebenslagen zu betätigen? Bedarf es erst eines gewissen Reichtums an Geld, um Liebe und Sorgfalt zu bezeugen? Oder kann unter Umständen nicht die einfachste Bauernhütte an diesen Tugenden reicher sein?

J. August Lux

Die Brücke

Sie stemmt die breiten Füße mächtig ins Gestein
Und wirft stromüber dann mit sicherm Schwung
Den schlanken Leib in einem einzgen Sprung
Und gräbt sich nochmals tief am andern Ufer ein.

Die Schienenstränge und die Straße leiten
Nun ungehemmt und ungeengt hinüber.
Hoch wölbt sich Eisenwerk, von Nieten über
Und über grau bedeckt, zu beiden Seiten.

Mit heißen Wangen am Geländer stehen
Die Kinder staunend angelehnt und schauen,
Wie unten immerfort die Wogen gehen.

Sie hören, wie die Brücke alle Fracht
Der Wagen laut mit Donnerton verlacht,
Und schütteln aus den Augen Furcht und Grauen.

Josef Voß

Architektur

Viel tausendmal gepriesen sei die Herrlichkeit der Architektur!

Sie erfüllt die Bedürfnisse des Menschen nach Schutz vor den Unbilden des Wetters und den vielfältigen Gefahren, denen er ausgesetzt ist, wenn er der Natur ohne Behausung gegenübersteht. So scheint ihre Rolle im Dasein des Menschen eine Bescheidene zu sein, diejenige einer „Zweckkunst", die praktische Forderungen in anmutiger Form befriedigt. Erst wo die menschlichen Wünsche über das bloß praktisch notwendige Maß hinausgreifen, wo ein Überschuß des Wohllebens nach Luxus verlangt, scheint sie in höherem Maße in die Erscheinung zu treten und stärker ihr eigenes Ich zu geben. Da scheint sie nicht mehr so eng an die Notdurft gebunden und darum als Kunst erst wirklich vorhanden zu sein.

Im großen ganzen ist dies die Anschauung, mit welcher die Allgemeinheit der Baukunst und den ihr Dienenden heute gegenübertritt. Es brauchten sich darum die Architekten noch nicht zu beklagen. Es ist wirklich schon viel, jene immer aufs neue sich wiederholenden und steigernden Bedürfnisse, ohne die es keine Pflege des Menschentums gibt, in Formen zu erfüllen, welche im reinsten Einklang zu den Zwecken stehen und durch ihre innere Wahrhaftigkeit läuternd und fördernd im Kulturganzen wirken. Da es sich aber hier schon um Formen, also Schöpfungen der Phantasie wenn auch in bescheidenem Maße handelt, so muß die Bedeutung und der Wert der Phantasie in allen den Fällen viel stärker hervortreten, wo der Luxus zur Triebfeder wird und das Praktische keine engen Grenzen mehr zieht. Hier handelt es sich nicht mehr um den Einklang der Form mit dem Zweck, da über diesen hinaus das Formenspiel mit zur Steigerung des Lebengenusses dienen soll. Es handelt sich hier schon um den Einklang mit einem höheren Zweck als dem der bloßen

Notdurft, und es zeigt sich, daß jene Auffassung von der Architektur und dem wahren Beruf des Architekten doch wohl allzu eng genommen ist.

Die Architektur nur in schön gestalteter Zweckerfüllung, in schmuckhafter Einkleidung dessen zu sehen, was man nun einmal notwendig braucht, also ihr die Rolle einer Art Kunstgewerbe zuzuweisen, das ist in der Tat eine allzu geringschätzige Auffassung von ihrer Bedeutung. Es zeigt sich eben schon bei jenen Bauten, die von einem Mehr als der bloßen Notdurft verlangt werden, daß sie als Kunst, als Spiel der Phantasie auftritt, das nur noch ganz lose Beziehungen zu jenen Zwecken hat. Keine Tätigkeit der menschlichen Phantasie kann aber zu festen tiefgreifenden Formen führen, wenn sie nicht im inneren seelischen Leben, in dem ganzen Daseinsgefühl des Menschen wurzelt. So sollte schon bei jener Einreihung der Architektur in eine so bescheidene Stellung ihre Erklärung aus dem Zweck heraus nicht mehr genügen, wenn man nicht den „Zweck" weiter und ganz unbeschränkt faßt.

Wie jede andere Kunst, muß die Architektur im ganzen Sein des Menschen wurzeln, in all dem, wodurch er seinen eigenen Wert, seine Beziehung zur Welt fühlt. Bei der ihrer Natur nach bedingten Abstraktheit ihrer Formen, wegen deren man sie zuweilen in irreführender Weise mit der Musik vergleicht, muß dieser anschauungshafte Kern von dem ihre Entstehung ausgeht, besonders deutlich und stark sein. Sie kann nicht oder nur schwer wie die Musik lyrisch die wechselnden Stimmungen ihres Schöpfers geben. Was in Stein als Denkmal menschlichen Geistes für Jahrhunderte in die Höhe ragt, muß auf einer breiten und starken Grundlage des Empfindens beruhen. Ist wohl ein Einzelner der geistige Schöpfer, so braucht doch ein Bauwerk zu seiner Entstehung viele Hände und viele materielle Mittel, und um diese zum Regen zu bringen, muß der Architekt das Bewußtsein und die Kenntnis aller tieferen Empfindungen und Anschauungen in sich tragen, die die Gesamtheit beherrschen, für welche er bauen will, freilich nicht allein die ephemeren, das was man den „Zeitgeist" nennt, sondern vielmehr jene noch schlummernden latenten Seelenkräfte des Volkes, die, in Glauben, Hoffnung und Wünschen verhüllt, ans Licht streben und im höheren Sinne „bauen" wollen. Dies ist schon dazu nötig, um die Aufgaben zu lösen, welche scheinbar nur auf dem Zweck beruhen, da schon dabei nicht die praktische Forderung, sondern die formende Phantasie die Architektur erzeugt. So zeigt es sich, daß es etwas ganz anderes als die Zweckgebundenheit ist, was den Willen des Baukünstlers ausmacht, und so erklärt es sich, daß dieser Wille über und jenseits des eigentlich Praktischen liegt und daß das Höchste, wonach sein Wille strebt, in den Bauten liegt, deren praktischer Zweck ein geringfügiger oder gar keiner ist.

In jeder großartigen Kulturepoche ist es der jenseitig über das Erdenhafte gerichtete Bau, zu dem alle schauen und auf den sich der Bauwille der Zeit richtet. Die heutigen enggebundenen Begriffe über das Bauen erhalten,

so gesehen, ihre vollständige Umkehrung. Der Dom, die Kathedrale über der alten Stadt, die Pagode über den Hütten der Inder, der ungeheuere Tempelbezirk im Rechteck der chinesischen Stadt und die Akropolis über den schlichten Wohnhäusern der antiken Stadt — sie zeigen, daß die Spitze, das Höchste, die kristallisierte religiöse Anschauung Endziel und Ausgangspunkt zugleich für alle Architektur ist und ihr Licht auf alle die einzelnen Bauten bis zur einfachsten Hütte hin ausstrahlt und die Lösung der simpelsten praktischen Bedürfnisse mit einem Schimmer ihres Glanzes verschönt. Von der Tiefe und Kraft der Lebensauffassung im großen hängt nicht allein das Großgebaute ab, ihre Intensität, ihre Leidenschaft erzeugt erst das Schöne im kleinen. Sie allein vollbringt die rechte Wertung des Maßstabes, den die Aufgabe des Architekten in sich trägt, und verhütet die Verwischung der Grenzen zwischen dem Großen und dem Kleinen, dem Sakralen und dem Profanen, an der unsere Zeit krankt. Es war in der Gotik die gleiche Hingabe, welche die hinreißende Kühnheit der Dome türmte und zugleich in den einfachen Bauten die restlose Durchdringung der praktischen und konstruktiven Anforderungen erzeugte.

Bruno Taut

Schwetzingen — Schloß

Geleitwort zum Katalog der Badischen Handwerkskunst

Nach meiner Meinung kann eine richtige Gesundung unseres so zerrissenen Volkes nicht durch Vielwisserei, durch geistreiches Spintisieren über die Weltverhältnisse, durch Kritteln an den Bedingungen die sich durch die Zusammenlebensweisen der menschlichen Gesellschaft herausgebildet haben, erreicht werden. Wohl aber könnte der Anfang zu einer Genesung in der wieder erwachenden Arbeitsfreude wie sie vor Jahren in den Handwerkskünsten gelebt hat dazu beitragen und wieder einen Frieden zu bringen, weil diese handwerkliche Arbeit leicht auf der uns schier verlorenen gesunden Herzensfröhlichkeit beruht.

Ist so ein eifriger Handwerker erst von seinem Tun so ganz erfüllt daß er darüber alle Sorgen des Lebens vergessen kann. Das Werk seiner Hände, ob sie auch in den Augen der jetzt immer hochmütigen Weltmeinung noch so gering, ihn, dem Schöpfer desselben, ist es lieb, er freut sich darüber daß er mit seinen Händen, vielleicht auch mit seiner Seele, einer Materie sichtbare Form geben konnte die wesentlich im Inbegriff unseres Menschentums ist. Es wird seine Freude sein, sein Werk, sei es nun der Notwendigkeit gewidmet oder als belebender Schmuck, als Zierat gedacht, immer schöner zu gestalten, so daß es mit den Hervorbringungen der Natur wetteifern kann. Zu solchen Gedanken hat mich der Katalog der „Badischen Handwerkskunst" angeregt, so daß meine guten Wünsche ihn begleiten. Möge er mithelfen daß die Arbeitsfreudigkeit wieder bei uns gesteigert wird, daß eine frei fröhliche Handwerkskunst jederzeit im deutschen Volke ihren Boden findet.

Karlsruhe im Oktober 1920

Hans Thoma

Sommerferien

So müssen Sommerferien sein! Über den Bergen ein enzianblauer Himmel, wochenlang ein strahlend heißer Tag am andern, nur je und je ein heftiges, kurzes Gewitter. Der Fluß, obwohl er seinen Weg durch so viel Sandsteinfelsen und Tannenschatten und enge Täler hat, war so erwärmt, daß man noch spät am Abend baden konnte. Rings um das Städtchen her war Heu- und Öhmdgeruch, die schmalen Bänder der paar Kornäcker wurden gelb und goldbraun, an den Bächen geilten mannshoch die weißblühenden, schierlingartigen Pflanzen, deren Blüten schirmförmig und stets von winzigen Käfern bedeckt sind und aus deren hohlen Stengeln man Flöten und Pfeifen schneiden kann. An den Waldrändern prunkten lange Reihen von wolligen, gelbblühenden, majestätischen Königskerzen, Weiderich und Weidenröschen wiegten sich auf ihren schlanken, zähen Stielen und bedeckten ganze Abhänge mit ihrem violetten Rot. Innen unter den Tannen stand ernst und schön und fremdartig der hohe, steile, rote Fingerhut mit den silberwolligen breiten Wurzelblättern, dem starken Stengel und den hochaufgereihten, schönroten Kelchblüten. Daneben die vielerlei Pilze: der rote, leuchtende Fliegenschwamm, der fette, breite Steinpilz, der abenteuerliche Bocksbart, der rote, vielästige Korallenpilz und der sonderbar farblose, kränklich feiste Fichtenspargel. Auf den vielen heidigen Rainen zwischen Wald und Wiese flammte brandgelb der zähe Ginster, dann kamen lange, lilarote Bänder von Erika, dann die Wiesen selber, zumeist schon vor dem zweiten Schnitte stehend, von Schaumkraut, Lichtnelken, Salbei, Skabiosen farbig überwuchert. Im Laubwald sangen die Buchfinken ohne Aufhören, im Tannenwald rannten fuchsrote Eichhörnchen durch die Wipfel, an Rainen, Mauern und trockenen Gräben atmeten und schimmerten grüne Eidechsen wohlig in der Wärme und über die Wiesen hin läuteten endlos die hohen, schmetternden, nie ermüdenden Zikadenlieder.

Hermann Hesse

Frühling

Draußen am Hinterdeich habe ich mein Duselplätzchen. Ein kleines Stündchen gehts durch die blütendurchwölkten Gärten, an Blumenbeeten, Gräben, Wiesen und Feldern vorbei, und ich bin an Ort und Stelle.

Und dann lieg ich tief im Gras, in der hellen Sonne, die Hände unterm Genick und pfeife und simuliere in den blauen Himmel und die milchweißen Frühlingswolken hinein. Blühender Weißdorn über mir. Der frische Wind drin und Bienen, Hummeln, Fliegen und Schmetterlinge. In die Länge und Breite dehnen sich vor mir die Wiesen hell gegen dunkelgrüne Binsenstrecken hin zum Fluß hinunter, wogen und gleißen mit smaragdenen Wellen. Und in weiten Farben breitet sich roter Sauerampfer dazwischen und lilaweißes Schaumkraut mit zierlichen Dolden, gelbe Ranunkeln und Kuhblumen, und mit feinem rauchigen Silberflimmer die tausend und tausend Lichterchen der Butterblumen.

Langsam, im Schritt weidend, tauchen Kühe drüben auf dem andern Ufer aus dem frischgrünen, lichtflinkernden Erlengehölz. Braune, schwarze und gefleckte. Sie rupfen und brüllen. Und gemächlich her bis gegen die blitzende stillgleitende Fläche. Hoch aber aus dem weitgewölbten weißlichen Blau die Lerchen, und Kibitze hinter mir auf den Wiesenbreiten, Elstern und Raben. Kuckuck, Stare und Finken im Gehölz, und aus den tiefen grünen Dämmerungen heraus die Nachtigall.

Fern, weit vom Fluß herübergetragen, das Tuten eines Dampfers und das Kreischen der Möwen.

Hergetragen und verweht, aufjubelnd und verebbend hundert und hundert Laute und Lieder; und der herrliche, fröhliche Tumult der weiten Farben: hell, verhauchend, nah und fern, gleißend und sänftigend.

Und die warme, helle Sonne. Die stille, stille Sonne .....

Mit jedem Pulsschlag, mit jedem Beben meines Körpers, mit jeder Bewegung liebkose ich die weit und lustig gebreitete Welt. Und mich liebkosen die Käfer, die Blumen und Bäume mit Summen und Blüten und Laub, mit Farben und Düften und hundert sanften Berührungen. Der leise Wind durch Blätter und Gezweig liebkost mich, kühle Schatten, und helle, warme Lichter, blaue Fernen und heitre Nähen, ziehende Wolken und Wellen.

Zwischen einem Getreidefeld und dem Erlengebüsch eines Grabens schlendr' ich hin.

Hoch ragt es über mich hinauf, hinein in endlos tiefe klare Bläue. Lichtglänzendes Laub und wogende, wellende Halme biegen sich zu mir her, vor mir, hinter mir, zu beiden Seiten. Ganz, ganz versunken bin ich in jungem, duftendem Grün; über und über ist mein Kleid voll gelben Samenstaubes und feinen Blütengerieſels.

Kühles, wogendes, anschmiegendes Schmeicheln. Weite, weite jubelnde Bläue. Mückenspiel vor mir her, und auf blinkendem Gekräusel stille, weiße Blumen .....

Der Länge nach lieg ich auf dem Rücken und lächele mit halbgeschlossenen Augen in das tiefe blendende Blau hinein. Nah und fern hör ich eine Musik.

Durch das Gesumme der Bienen und Hummeln, durch das Wispern der Gräser und Binsen, durch das heimliche, verlorene Plätschern blinkenden Gekräusels, aus den tausend Stimmen der Vögel, zwischen den rauschenden Büschen.

Sie lebt in dem Gebrüll der Kühe, in den zierlichen Schwunglinien glänzender Pferdeleiber, wie sie grasen; in dem Muskelspiel ihrer prächtigen Formen, wie sie dort gemächlich schreiten, oder schnell, mit mutwilligen Sprüngen hineilen durch das hohe blumenüberragte Gras. Sie flirrt und flimmert und wellt in zierlichen Schwingungen durch die blauen Lüfte, wogt und schwirrt und schwingt wie feine Metallsaiten in dem Spiel der Insekten.

In unendlichen Farben, Formen, Tönen ein einziges Lied, ein einziger, einender, mächtiger Rhythmus, ein gewaltiger Einklang.

Jauchzt, jubelt, flötet, klagt, braust.

Kommt aus lichtdämmernden, gleißenden Weiten, wird offenbar, süß, schaurig, freundlich in den Nähen, verklingt in den Fernen.

Und ich: hingenommen in ihn, sein Widerklang, ganz ganz sein Widerklang für eine Minute der Verlorenheit.

Suchen, haben und verlieren, und wieder suchen, halten und verlieren. Immer wieder und wieder und immer von neuem.

Das ist das Leben. Das ist alles Schicksal, und aus diesem einen werden alle Leiden und Lieder.

Johannes Schlaf

Der Feldblumenstrauß

Ein Feldblumenstrauß fährt mit in der Straßenbahn.
Vierzehn Menschen halten den Atem ein wenig länger an.
Kindheit, Verliebtsein, süß Glück und herbes Weh
Duften aus Wiesenschaumkraut und lila Klee.
Viele Finger zucken, viele Augen sind offen und schwach
Und glänzen geheimes Gedenknis erinnernder Seelen nach.
Und als der Strauß schon lange nicht mehr mit ihnen fährt,
Sind immer noch viele Augen versonnen nach innen gekehrt.
Und ein paar Menschen sind freundlich und gütig wohl einen Tag.

Otto Ernst Hesse

Feierabend

Den ganzen Nachmittag über grub ich heute hinten im Garten, und nun hab ich gegessen, in der Laube, der vollbrachten Arbeit gegenüber, zwischen flüsterndem Weingerank, an weiß gedecktem Tisch. Milch, Eier, Landkäse, Schinken und braunes Brot. Mit einem Appetit wie ein Scheunendrescher.

Nun ist es gegen Sonnenuntergang, und vorm Schlafengehn mach ich noch meine Runde durch die Felder.

Auf der Dorfgasse schreiende Kinder. Leute vor den Häuserchen, die ihre arbeitsmüden Glieder in der Abendfrische kühlen. Auf den Höfen bellen die Hunde. Das Brüllen einer Kuh. Dumpfes Pferdegestampf und Stallgeruch.

Drüben das letzte Gehöft. Mit einem langen, windschiefen Staket streckt es sich spitz in das freie Land hinein, das sanft ansteigt. Eine Gänseschar, weiß, an der äußersten Spitze des Gartens, kreischt in die tiefe, milde Abendruhe.

Bis Mittag war heute eine drückende Hitze gewesen, dann war ein kleines Gewitter vorübergerauscht und hatte Kühlung geschaffen. Davon ist der Himmel jetzt noch mit einem dünnen, gleichmäßigen Dunst überzogen. Am Horizont über den Feldern hin verdichtet er sich zu einer breiten blaugrauen Schicht. Dazwischen hängt die Sonne, ein mächtiger, dunkelroter Nebelball. Nach rechts und links ist eine breite, schmutzige Röte über den Himmel hingewischt.

Ein ungewisses Licht. Ein Abendsonnenschein, mehr zu fühlen als zu sehen. Nirgends ein Schatten. Und doch liegt es über dem Wegstaub wie ein zartes, lila Lichtdämmern, und in den Lüften webt es wie ein feiner Lichtdunst.

Ferner, immer ferner verklingt hinter mir das Kreischen der Gänse, das Gekläff der Hunde. Lauter und immer vernehmlicher jetzt das Schrillen der Heimchen im Weggras und überall zwischen den leise knisternden, überreifen, bronzefarbenen Getreidehalmen das Schnarren der Rebhühner aus dem weiten Dämmern. Die mild schmeichelnde Abendkühle; das scharfe, würzige Duften von den Kartoffelfeldern her, und dieses geahnte Sonnenlicht in der ganzen abendlichen Landschaft.

Die dicken Ähren nicken und beugen sich, und leise wühlt es in matten, rotgoldigen Lichtern über eine Haferbreite hin. Drüben rutscht die Sonnenscheibe zwischen den Dunstschichten hinunter. Jetzt nur noch die Hälfte, jetzt nur noch ein rotes Tupfchen — und nun ist auch das weg. Nun ganz das heimische, trauliche Dämmern über den weiten, weiten Feldern, und im Westen, schräg über den Himmel hin, die matte Röte .....

Allein. Mitten zwischen den Feldern. Ganz allein. Ein so eigenes Gefühl, immer vorwärts, vorwärts, ziellos in das zunehmende Dämmern hineinzuschlendern mit seinen hundert geheimen Lauten.

Ab und zu zuckt es mir in den Armmuskeln von der getanen Arbeit. Über den ganzen Körper eine süße, wohlige Müdigkeit. Frei und ruhig geht mein Atem.

Allmählich nimmt es den Horizont weg, und die Nähe wird lebendig. Eine Feldmaus, raschelnd in eine Furche hinein. Das leise, flüsternde Rauschen in den schwarzen Wipfeln der Kirschbäume zu beiden Seiten des Weges.

Ein leises, metallisches Surren vor meinem Ohr, und an meine Backe weht ein feiner, leichter, ganz leichter Lufthauch.

Ich bleibe stehen. Fast erschrocken, was es ist. — Ein Mückenschwarm. Gegen das verblassende Abendrot kann ich ihn noch erkennen, wie er durcheinanderwirbelt in regelmäßigen, zuckenden Spiralen.

Und dunkler wird die Welt und dunkler und verschwimmt in Dämmerungen. Und weiter und weiter zieht es einen ins Einsame. Jeder Wille ist umsponnen, süß gelähmt von einem heimischen Grauen.

Fern, weit von allen Menschen!

Nur die dunkelnden Felder in der Runde.

Dort schiebt es sich über den Horizont in die Höhe, ein roter Kreisabschnitt. Breit, riesig, daß es einen erschreckt. Und immer höher und immer runder wächst es herauf und wird ein mächtiger Halbkreis. Und nun steht eine ungeheuere Scheibe rot auf dem Horizont. Wie ein nie gesehenes, rätselhaftes, plötzlich an das Firmament gezaubertes neues Gestirn.

Der volle Mond. Zwischen zergehendem Dunst hebt er sich und steigt langsam empor in das freiere Blau, und sein Licht fängt an, mit silbrigem Glast sich hinzuweben über die weiten, stillen Felder.

Johannes Schlaf

Der fleißige Schmied

Dank dir, mein Schicksal, daß du mir in meine Hände einen Hammer gabst!

Wenn ich ihn fleißig auf den Amboß niedersausen lasse, sehe ich Goldstücke um meine Füße springen.

Ich hämmere und hämmere zu: Eine Eisenbahnstrecke sehe ich aufgetan, von meinem Amboß an fliegt sie geradenwegs in die Welt hinaus, schießt durch tausend Bogen und Wendungen bis an die Grenzen der Erde.

Ich hämmere und hämmere zu! Nach viel, viel Millionen Hammerschlägen kann ich mich in einen funkelnden Zug setzen und mit meinem Weibe in irgendeine fremde Weltstadt fahren. Für drei schöne Tage mit Freund Leifhelm in Berlin sein, in die Museen gehn und am Abend im Schauspielhause einem Drama zuschaun. —

Ich hämmere zu und hämmere zu: Um eine kleine Woche lang in der Heide zu wohnen, über die Unendlichkeit der weiten Flächen hinzuträumen; meine nach allen Fernen dürstende Seele auf einem dunkeln Wacholderbaume ausruhen zu lassen und über die geliebten Städte hinzulächeln wie ein Riese über sein Spielzeug.

Ich hämmere und hämmere: Pfingsten fahren wir auf einem weißen Dampfboot den Rhein hinunter. Nach Holland: in Rotterdam und Leyden

zeige ich meiner Frau die alten Handwerksburschenstraßen nach Dordrecht und dem Haag.

Ich hämmere und hämmere: Die Nordsee, die Flut, das ewig lebende, bebende Wasser, seine springenden Fluten, die weißglühenden Dünen und lebendige Sonne über allen tanzenden, wogenden und rauschenden Wassern.

Oh, mein Meer, meine ewige Sehnsucht, Braut meiner Seele, drei festliche Tage will ich dich besitzen als mein eigen, reine Flut Gottes!

Oh, hämmere, mein Hammer, härter hernieder, prasselt ihr Schläge, bebenden Schwungs, holt mir das weiße, funkelnde Meer in meine Schmiede, holt mir die Erde und all ihre Städte her.

Oh, laß mich hämmern und hämmern! Klinge hinaus, mein Gebet, schlagender Schall, daß mir die Erde treu bleibe und meine Lust an ihr, daß mein Weib gesund bleibe und stark mein Arm!

Oh, daß ich hämmern und hämmern kann! Aus dir, mein Schicksal, starke Freude, wie aus rohem Stahl zu schmieden, daß ich dir danken kann, mein Schicksal, daß du in meine Hände einen Hammer gabst!

Heinrich Lersch

„Das Wandern, ja das Wandern —"

Schlicht, fast dürftig kommen sie dahergezogen, die fünf Wörtlein im alten Liede „vom Wandern", ja „vom Wandern" — und bergen unter ihrem unscheinbaren Gewande ganze Welten. Stürmisch und laut jubelnd, dann wieder mit gedankenschwerer Bedächtigkeit oder vor sich hinschlendernd mit leichten Sinnen, dann aber auch einmal ausschreitend in festem Schritt stämmiger Männlichkeit und schließlich leise auf den Zehenspitzen gehend und geheimnisvoll nickend und mahnend, so kommen sie immer anders wieder im Kehrreim des Liedes, die tiefen, schlichten, kleinen Worte.

Was ist's, das aus ihnen singt wie helle, hohe Knabenstimmen an einem keuschen, kühlen Taumorgen? Was ist's, das aus der Zeile schwingt wie dumpfes Geläut von versunkenen Glocken? Was klingt aus ihnen wie klarer, harter Männergesang von rauhem Felsenweg herab? Und was ringt sich aus ihnen los und nickt und winkt wie verborgene Weisheit?

Es ist das Leben, das brausende und sausende, das liebe und trübe; das Leben, in dem nicht weit von den Wiegen die Särge stehen; das Leben, das Glück und Leid nebeneinander auf die gleiche Bank gesetzt hat; das Leben, wo der Männerklarheit sentimentale Schwäche ins Handwerk pfuscht und wo die Weisheit nicht so weit von der Narrheit wohnt, daß sich die beiden nicht die Hände reichen könnten.

Mensch sein, das heißt nicht nur Kämpfer, sondern auch Wanderer sein. In allen Dingen. Wer nicht gelernt hat, alles als Wanderer anzu-

Hochofen

sehen, mit hellen unbestechlichen Augen, aber auch mit dem warmen Glanz der Güte; wer nicht weiß, stets vor sich hinzusehen auf den Pfad und dessen Hindernisse, anstatt die Nase in der Luft zu tragen; wer nicht ohne Wehmut und ohne Haß alles hinter sich lassen kann, Schönes und Häßliches, an dem er einmal vorbeigeschritten ist, der kennt nicht das Geheimnis des Wanderns.

Leicht und hell sollen wir wandern: über Berg und Tal, im Ringen um die Anhöhe einer befreienden Weltanschauung, im Kampf um Brot und Heim, wie auch im dunkeln, dumpfen Gedränge der feindlichen Gewalten in unserer Brust; immer sollen wir Wanderer sein, vom Frühling bis in den Winter unseres Lebens. Immer müssen wir bereitstehen mit gegürteten Lenden und dem Stab in der Hand, weiter zu gehen, vorwärts zu dringen und aufwärts.

So ist das Leben oder soll es sein. Leben sollen wir und streben, nicht kleben.

Das müßte aber ein schlechter Wanderer sein, der immer nur Sonnenschein und linde Lüfte erwartete für seine Fahrten und es nicht erfahren hätte, daß Regen und Sturm und Nebel und Kälte nichts sind als gütige Gaben, die wir mit ebenso dankbaren Händen nehmen sollten wie die Himmelsbläue und die Balsamdüfte der guten Tage. Denn wir werden der ganzen Herrlichkeit des strahlenden Himmelslichts nur inne, weil es nicht immer scheint. Alles Immerwährende wird Zustand. Und „Zustand" — hat Goethe einmal gesagt — „ist ein grauenhaftes Wort". Leider ist in der Zeit des Goethedienstes das Wort fast unbekannt. Jeder Zustand, auch der schönste, wird auf die Dauer gähnende Langeweile. Wer einmal eine lange Prozession wolkenloser Sonnentage im weiten Süden über sich ergehen lassen mußte, der weiß erst recht den wirren Wechsel unseres Klimas zu schätzen. Nur ständiger Wechsel ist beglückendes Leben, und das Wandern beglückt und entzückt uns nur aus dem gleichen Grunde.

Das Wandern von allem zu allem im Weltall, das allein erhält das Leben und läßt es nicht versinken. Das Eisenmolekül wandert durch die Adern unserer Schläfen; der elektrische Funke wandert in seinem rasenden Tempo durch die Meere von Erdteil zu Erdteil; die Berge wandern, langsam abbröckelnd, in Jahrmillionen durch die Flüsse in die Ebene und ins Meer; und unsere Mutter Erde wandert seit Jahrmilliarden dankbar und treu um ihre Lebenspenderin — die Sonne.

Das monotone Motto der ständigen Bewegung, wie es der griechische Weise in den zwei Worten: „Alles fließt" geprägt hat, müßte farbiger und richtiger heißen: „Alles wiegt, alles wogt, alles wandert."

„Das Wandern, ja das Wandern!"

Da kommen sie schon wieder, die fünf klugen, kleinen Worte, wohlgemut und froh. Und es ist auf einmal, als ob ein Tor aufgeschlagen würde, durch das wir aus dumpfer Enge weit hinaussehen in die sonnige Welt; es

ist, als ob wir einen einsam über Hügelhöhen schreitend erblickten, einen Wandergesellen, der, aller Abenteuer gewärtig, frohgemut den Stecken schwingt und in die reinen Lüfte singt, was seine Brust erfüllt. Das Wehen und das Rauschen des Walddoms, das übermütige Geglucker der kleinen Wiesenquellen, das Bimmeln und Läuten ziehender Herden — alles das lebt in den fünf kleinen Worten. Sie singen vom Frohlocken eines heimlichen Königskindes, das sich verlaufen hatte und in Gefangenschaft geraten war und nun jubelt über die wiedergewonnene Freiheit — des heimlichen Königskindes, das sich nun wieder tragen lassen darf von den Wogen eines größeren Lebens, auf denen es neue Fahrten wagt nach neuen Ufern.

Denn zu den Wogen gehört das Wagen. Etwas einsetzen können, das ist der wirklichen Menschen Lust. Das Leben ist umsonst, der Tod ist umsonst, und da ist es doch verständlich, daß wir uns nicht lumpen lassen wollen und auch mit etwas herausrücken. Und was haben wir zu geben. Nichts als das Leben.

Das macht die Wanderfahrten kühner Menschen so wunderbar, daß sie aus der stumpfen Behaglichkeit ausziehen auf gefahrvolle Entdeckungsreisen, deren Ertrag erst durch den ständigen Einsatz ihres Lebens seinen ganzen, großen Wert erhält.

Die Klage über die Leerheit und Öde des Daseins in so vielen Berufen, besonders in Beamtenkreisen, rührt nicht zum mindesten daher, daß das Leben dieser Unzufriedenen geregelt ist wie ein langweilig pendelndes Uhrwerk. Wenn sie einmal aufgezogen sind, dann wissen sie genau, wie der Tag verläuft, wie ihre Karriere sein wird, wann sie befördert und wann sie pensioniert werden, um „in Ruhe" ihre letzten Tage genießen zu können. Das Unerwartete, das Unerhörte, kurz das Abenteuer spielt in ihrem wohlregistrierten Leben keine Rolle mehr. Ihre Existenz ist ein unveränderliches Programm mit festliegenden Nummern. Ihr Dasein ist so sicher eingeschachtelt, daß es nicht wundernehmen kann, wenn die Sehnsucht nach nervenpeitschenden Sensationen und nach einem schrillen Gegenklang zu ihrem inhaltlosen Normaldasein gerade in diesen Kreisen nichts Ungewöhnliches ist. Das Leben unendlich vieler tüchtiger Menschen ist so „ordentlich", so grauenhaft ordentlich geworden, daß Unordentlichkeiten bis zu starken Exzessen in aller Heimlichkeit als Ausgleich dienen müssen.

Was wäre für diese Armen das Wandern, ja das Wandern?

Die Lust nach Unvorhergesehenem und der Drang nach zeitweiliger Verrückung des normalen Ablaufs der Dinge nimmt in unserer Zeit deshalb so beängstigend ab, weil wir nichts mehr wissen von dem leichten Sinn und dem sonnigen Humor derer, denen das Wandern eine Kunst war und die auch durch des Lebens Gefilde lieber tanzend schritten als keuchend. Da muß ich an meinen alten Onkel Schang denken, der sein Leben lang ein Wagner-

gesell war und bis über die Siebzig hinaus wandernd Europa durchzog, von Schweden bis nach Italien und von Paris bis in die Türkei. Er rührte, was nicht unwichtig ist, bis zum fünfzigsten Jahr keine geistigen Getränke an und arbeitete überall nur so lange, bis er wieder einige Monate lang ein freies Leben führen konnte. Alle paar Jahre kam er einmal ins Heimatdorf, aber lange hielt er es nicht aus. Seine alten Kameraden fragten ihn zu viel, und er war sein Lebtag nie fürs viele Reden. Als sie ihn aber einmal gar zu zäh ausforschten, warum er wieder in der Welt herumfahren wolle, er, ein so geschickter Krummholz, der zu Hause doch ein schönes Geld verdienen könnte, da hob er den Zeigefinger in die Höhe und hielt einen seiner ganz seltenen kleinen Vorträge: „Schaut," sagte er, „es gibt halt zweierlei Menschen auf der Erde: wir, die wandern, und ihr, die andern! Ihr seid einfach ein wenig zu kurz gekommen. Euch fehlt halt etwas, wißt ihr was?" Natürlich brachten's die Zuhörer nicht heraus, was er meinte, und der Onkel Schang fuhr fort: „Euch fehlt das große W! Alles Große fängt mit einem W an. Das große W ist das erste, was wir schon von der Geburt an kennen lernen: Das Weh!" Die Bauern lachten, er aber fuhr ganz ernst weiter: „Die Welt fängt mit einem großen W an und der Wald und das Wandern und die Weibervölker und die Wunder, von denen ihr nichts versteht; und die Weisheit, die ihr noch lange nicht mit Löffeln gefressen habt, wenn ihr's auch meint; und die Wahrheit, die ich euch jetzt um die Ohren schlage!" Er machte eine Pause und sagte zuletzt ganz leise: „Und der Wein!" Denn er hatte bei dieser Rede die Fünfzig schon überschritten. So wird's mit dem Onkel Schang schon gewesen sein wie mit dem Taglöhner, von dem die Ebner-Eschenbach erzählt. Er war ein lustiger Geselle, spielte gern die Laute und wurde im Dorf für einen Taugenichts gehalten. Er starb zu gleicher Zeit wie ein anderer Sohn des Dorfes, der in die Welt gegangen und ein berühmter Schriftsteller und Dichter geworden war. Beide wurden zu gleicher Stunde begraben. Kein Mensch gab dem „Dorflumpen" die letzte Ehre. Da trat eine große, schöne Frau in wallendem Gewand an sein Grab, legte einen Lorbeerzweig auf den Tannensarg und sagte mit einer Stimme, wie sie nur den Göttinnen eigen ist: „Das war ein Dichter!" Dann ging sie hinüber an das Grab des berühmten Mannes, das von einer großen Menschenmenge umstanden war, schritt auf den reichgeschmückten Sarg zu, blickte die Menschenmenge ruhig an und sprach: „Das war ein Taglöhner!"

Ja, die Dichter, die haben's mit dem Wandern. Wenn sie durch Wald und Felder ziehen, dann offenbart sich ihnen das Leben. Aber ein anderes. Es wird schon so sein, daß es mehr als eines gibt; nicht im Jenseits, von dem wir nichts wissen, sondern im Diesseits.

Ich weiß einen Arzt, der nie eine Rose in seinem Garten schneidet, ohne das Messer vorher so gut geschliffen zu haben, als ob er es bei der

Operation eines seiner Patienten brauchte. Und ich weiß einen großen deutschen Maler, der von der wehmutvollen Gebärde einer alten Silberpappel am Bodensee so ergriffen wurde, daß ihm ein paar Tränen über die Wangen rollten. Und ich weiß einen Dichter, den einmal nach einem fröhlichen Gelage in einer kühlen Weinlaube am Schwäbischen Meer einige zu Gast geladene Bekannten fragten, was er eigentlich über Gott und die Natur denke. „Blödsinnige Frage!" Das war zunächst seine Antwort. Als sie aber nicht abließen, gab er nach und sagte: „Na ja, wenn ich eben einmal draußen herumlaufe und nicht an blühenden Büschen und Hecken vorbeikomme, ohne ihnen mit der Hand über die Schöpfe zu fahren und ihnen ein gutes Wort zu sagen, dann, na ja, dann spür' ich eben etwas." Die andern sahen ihn, was nicht allein von den zu vielen Schoppen kam, starr und verständnislos an; der Dichter aber ärgerte sich darüber, daß er doch nachgegeben und Perlen verschleudert hatte, und fügte seiner Antwort noch vier kraftvolle Worte hinzu, an denen wir jedoch lieber in raschem Schritt und Tritt vorüberwandern wollen.

Und zu guter Letzt, da die fünf kleinen, wissenden Wörtchen hören, daß von Dichtern die Rede ist, kommen sie noch einmal auf leisen Zehen herbeigeschlichen und sagen still und feierlich:

„Das Wandern, ja das Wandern!"

Und wieder geht ein Tor auf, und ich sehe, wie ein anderer Dichter, der erst vor kurzem heimgegangen ist und von dessen Existenz die Welt jetzt erst durch seine posthumen Werke erfahren hat, zusammen mit mir in einer warmen Sommernacht ausruht auf einer weiten Bergwiese. Wir sahen in das Zucken und Lodern der Welten am Himmelszelt und schwiegen miteinander. Da kam ihn auf einmal die übermütige Laune derer an, die mit lebendiger Seele sterben, und er sagte: „Eigentlich sind wir doch hier nirgends als in einer Weltallsherberge — Allerweltsherberge", korrigierte er sich lachend. „Diejenigen, welche zu tief in der Kreide stehen oder sich der Hausordnung nicht fügen wollen, werden nach mehrmaliger Verwarnung hinausgeworfen vom Hausknecht — dem Herrn Mors. Ich meine immer, sie lassen mich nicht mehr lange sitzen." So sprach er mit tragischem Humor! Er wußte, wie es um ihn stand. Dann spürte ich seine Hand an der meinigen und hörte seine immer noch metallen klingende Stimme einen Reim sagen wie eine Strophe, die aus einem neuen Wanderlied in die warme Sternennacht hinausklang:

„Komm, wir wollen wandern,
Von einem Stern zum andern . . ."

Bald darauf ging er, ein kosmischer Wanderer. Wir aber, die anderen, die noch nicht so weit sind, wollen zuerst einmal das Wandern auf unserem Stern und auf gutgesohlten, irdischen Stiefeln erlernen. A. Fendrich

Meinem Koffer

Stämmiger Gesell
Meiner Wanderfahrt
dessen rostbraun Fell
all mein Gut bewahrt!

In mein Wappen tu
ich dein Bild hinein
und ein Spind wie du
sei mein letzter Schrein.

In der Ecke dort
ist dein Aufenthalt,
nimmer sollst du fort
auf den Speicher kalt.

Gerne dann und wann
ruh ich auf dir aus,
fühle stark: Wohlan,
hier bin ich zu Haus.

Bis der Traum mich dir
enger noch gesellt,
und dann fliegen wir
über alle Welt.

Christian Morgenstern

Der Wanderbrauch des deutschen Handwerksburschen

Lange bevor es einen Wanderzwang gab, hat den deutschen Handwerksburschen der deutsche Wanderdrang von Ort zu Ort, von Land zu Land geführt:

Es ist nichts Schöners auf der Welt,
das meinem Herzen besser gefällt,
als zu sein Wanderbursch frei,
wenn man nur ist gesund dabei.

Mit Verachtung blickt der gewanderte Geselle herab auf den, „der hat gesessen stets daheim hinterm Ofen und hinter der Höll' an der alten Weiber Stell'". Nur wer gereist ist, weiß Rechtes zur Unterhaltung beizutragen.

Wenn Montags wir beisammen sind
und unsre Reisen zählen,
da möchte manches Hätschelkind
sich bald zu Tode quälen,
das nur in seiner Mutterstadt
beim Vater ausgelernet hat
und helfen Rüben schälen.

Wer sich in der Welt nicht umgesehen hat, der wird all seine Tage kein rechter Meister; allein:

Ein wohlgereifter Mann,
der in der Welt gewesen ist,
der etwas weiß und kann,
von dem ist viel zu halten
bei Jungen und bei Alten.

Im Winter, wenn die „weißen Mucken fliegen", ist nicht gut wandern. Das wissen die Meister, darum sind sie stolz und muten dem Gesellen gar manches zu, was ihm leid ist:

Ei, Geselle, willst du bleiben,
so mußt du fahren ins Holz.
Säg' du das Holz so feine
und trage Wasser rein,
so kannst du diesen Winter
wohl mein Geselle sein.

Die Meisterin kocht Tag für Tag Kartoffel und Sauerkraut, das muß der Geselle essen „in seine weiße Haut"; oder sie macht ein Mus von Semmeln und tut anstatt der Milch nichts als Wasser hinein. Kein Wunder, daß der Geselle singt:

Ich bin bei einem Krauter,
da ist mir's ganz verleid't.

Aber der Winter hat seine Zeit. Wenn der Schnee auf der Heide schmilzt, und im Frühjahr alles grün wieder dasteht, wenn die Lerche singt und der Kuckuck schreit, da duldet's den Burschen nicht länger, und er singt:

Frisch auf ins weite Feld!
zu Wasser und zu Lande,
hab' ich meinen Sinn gestellt,
zu reisen und zu wandern
von einer Stadt zur andern,
solang' es Gott gefällt.

„Weißt du auch, wann gut wandern ist? Im Sommer, wenn es fein warm ist, die Bäume fein Schatten geben." So belehrt der Schleifpfaffe bei den Böttchergesellen seinen Schleifpaten. Wenn Ostern kommt, da werden die Gesellen frisch, sie nehmen Stock und Degen und treten vor des Meisters Tisch, mit ihm zu rechnen. Da muß sich der Krauter aufs Bitten verlegen:

Ei, Geselle, willst du bleiben,
zehn Taler geb' ich dir.

Aber er kann das Knausern nicht lassen und setzt hinzu:

Fünf die gibst du mir wieder,
Und fünfe schenke ich dir.

Auch den Klagen des Gesellen über schlechte Kost und hartes Lager soll abgeholfen werden.

Die Übertreibung, mit der des Meisters Gefügigkeit geschildert wird, mag man der dichterischen Einbildungskraft des Wandergesellen zugute halten. In Wirklichkeit waren Aufkündigung, Entlassung und Abschied in feste Anstandsformeln gefaßt, an die sich Meister und Geselle hielten. Am Sonntag nach der Hauptmahlzeit trat der wanderlustige Gesell vor des Meisters Tisch und begehrte seinen Urlaub. Am folgenden Montag oder (je nach der vorgeschriebenen Kündigungsfrist) nach acht oder vierzehn Tagen nimmt er sein Felleisen auf den Rücken, den Degen an die Seite, den Wanderstab in die Hand. So tritt er vor den Meister, um Abschied zu nehmen. Entblößten Hauptes, den rechten Fuß vor den linken setzend, steht er da. Der unterste Knopf des Rockes ist zugeknöpft, ein Finger der einen Hand ruht im Knopfloch, in der andern hält er Stock und Hut. „Alles mit Gunst!" hebt er an, „ich bedanke mich des Meisters seines guten Willens, den er mir erwiesen hat; kommt er oder der Seinigen einer oder ein anderer ehrlicher Geselle heute oder morgen zu mir, so will ich ihm wieder einen guten Willen beweisen; kann ich es nicht verbessern, so will ich's nicht verweigern. Wo meiner im argen gedacht wird, so gedenke er meiner am besten. Desselben gleichen will ich tun und bedanke mich nochmals für alles Gute." Hierauf erwidert der Meister: „Alles mit Gunst! Es ist dir von mir nicht viel Gutes widerfahren, ich versehe mich auch, nicht viel Arges; immer den guten Willen für die Tat, du siehest wohl, das Kloster ist arm, und der Brüder sind viel, und der Arbeiter trinket auch gerne Wein und Bier. Ich wünsche dir Glück zu Weg und Steg, zu Wasser und zu Land. Wo dich der liebe Gott hinsendet, wo du hinkommst, grüße mir Meister und Geselle, wo das Handwerk ehrlich ist, wo es aber nicht ehrlich, so nimm Geld und Geldeswert, hilf strafen und ehrlich machen, daß ihnen der Beutel tut krachen und dir und einem andern Gesellen das Herz im Leibe tut lachen; wo man meiner im argen gedenkt, so gedenke meiner am besten, desselben gleichen will ich tun." Hierauf fragt der Geselle: „Wißt Ihr etwas, das Euch an mir zuwider ist, so könnt Ihr es sagen, weil wir jetzund beisammen sein, aber hernach stillschweigen." Dieselbe Frage stellt dann der Meister an den Gesellen. Sie war wie die des Gesellen keineswegs eine bedeutungslose Förmlichkeit. Waren beide Fragen vor Zeugen verneint, so konnten nachträglich weder Meister noch Geselle eine rechtsgültige Beschwerde gegeneinander erheben. Unmittelbar, nachdem er sich verabschiedet, marschierte der Wandergesell zum Tor hinaus. Die Mitglieder seiner Bruderschaft, sowie die Lehrjungen

des Handwerks geben ihm das Geleite, wenn er es begehrt und die Kündigungsfrist vorschriftsmäßig eingehalten hat. Dann singt er wohl mit seinen Kameraden sein Abschiedslied:

Es, es, es und es,
es ist ein harter Schluß,
weil, weil, weil und weil,
weil ich aus Frankfurt muß.

Des Meisters Werkstatt freilich mag er gerne missen und der Meisterin Küche auch:

Ich sag's ihr gerade ins Gesicht,
ihr Speck und Kraut, das schmeckt mir nicht.

Doch er müßte kein deutsches Herz im Leibe haben, würde ihm nicht bisweilen auch weh beim Abschied vom Meisterhaus. Vor Liebchens Tür tut er aus seiner Pistole drei Schuß zum Abschied:

Rosmarin und Maiblümlein
geb' ich dir zu guter Letzt',
das soll sein mein letzter Gedanke,
das soll sein mein letztes Wort.

Den Brüdern, die ihm treulich das Geleite gegeben, gilt sein letzter Abschiedsgruß:

Hab' ich euch was zu Leid getan,
so bitt' ich um Verzeihung an.
Ich will mein Glück probieren,
marschieren.

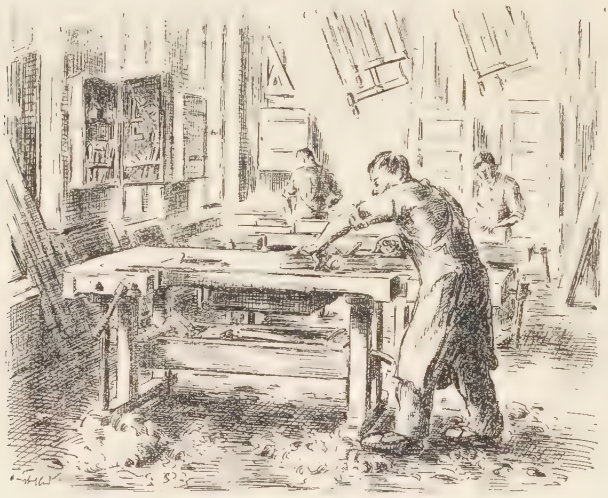
Sie reichen ihm sein Bündel, er drückt ihnen die Hand und schreitet allein seine Straße rüstig fort. Die weite Welt liegt vor ihm:

So schlag' ich Frankfurt aus dem Sinn
und wende mich Gott weiß wohin.
Ich will mein Glück probieren,
marschieren.

Er wandert durch Franken und Schwabenland, durchs Schweizerland, Tirol und Steiermark bis ins Ungarnland hinein.

Und wer allda gewesen,
das läßt gar hübsch und fein,
will's uns da nicht gefallen,
marschieren wir nach Böhm'n;
von Böhmen dann nach Sachsenland,
da sind die Jungfern schön.

Die Wanderschaft behagt dem Burschen gar wohl. Es singen Lerche und Nachtigall und all die muntern Waldvögelein gar lustig über die Maßen. Und in den Städten gibt es immer etwas Neues zu schauen. In den Herbergen empfängt ihn der „Herr Vater", die „Frau Mutter" freundlich. Sie haben wohl gar ein hübsches Töchterlein, mit dem sich's gut plaudert und scherzt. Da ist gut sein. Da gibt's guten Wein und gutes Bier. Da gibt's „fette Butterbemmen", und die Frau Mutter tischt nicht allwege Speck und Kraut auf. Zuweilen gibt es gar Braten und gebackenen Fisch. Kurz, es ist schöner, als es beim „Krauter" war. — Wenn es den Wanderburschen auch nicht drängt, Arbeit zu suchen, „solange es fein warm ist und



die Bäume fein Schatten geben", er versäumt doch nicht, mit anderen guten Gesellen sein ehrsam Handwerk im „Ehrenlob" über alle anderen Gewerbe zu erheben. Vieles ist den Preisliedern der einzelnen Handwerke gemeinsam. In allen wird die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit des betreffenden Gewerbes gebührend betont. Der Bäckerknecht singt:

Bäcker muß man allzeit haben,
sollt' man s' aus der Erde graben.

Wie wollte der Schuster sich ernähren, wenn nicht der Rotgerber wäre? Auch die „Metzger die sind brave Leut', man braucht s' in Sommer- und Winterszeit". Wenn die Schneider nicht wären, müßte gar mancher nackend gehen.

Auf Erden leben allerhand Leut',
den Schuster brauchen's allezeit.
Man tut ihn überlaufen.

Für nicht minder unentbehrlich halten sich alle anderen Handwerker. Sie alle sind stolz darauf, daß nicht nur Bauers- und Bürgersleut', sondern auch Edle, Grafen, Fürsten und Könige sie nötig haben.

Die Bauernweiblein — so rühmt der Leineweberknecht — die Jungfern und Mägdelein, die da Garn bringen, geben dem Weber manch sanftes Wort, wenn er den Beutel mit den blanken Talern hebt. Auch das Alter seines ruhmreichen Handwerks weiß der Böttcher zu preisen; denn „Vater Noah, der pflanzte den Wein, das war der erste Faßbinder". Und wer ermessen will, was Böttcherkunst leisten kann, der gehe nach Heidelberg und schaue das große Faß! Wie die Faßbinder sich als Vater Noahs Jünger, so fühlen sich die Zimmerleute als Brüder Christi, der eines Zimmermanns Sohn war. Und wessen Kunst ist höher zu achten als die des Müllers, die „Christi Leib formieret, das liebe Hostienblatt?" Die Leineweber preisen Gott den Herrn selbst als ihres Handwerks „Erheber". Gott ist der erste Schneider gewesen; denn es steht geschrieben: „Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an." Auf das nämliche Wort beruft sich natürlich auch der Kürschner. Das Brauerhandwerk kann sich zwar göttlicher Herkunft nicht berühmen; doch war es „der König (Gambrinus) von Flandern und Brabant, der die Brauerkunst erfand". Die Schuster führen den Herzog Hans von Sagan, den Helden, in ihrem Schilde. Die Bäcker aber haben sich selbst als Helden bewährt. Als man einst die gute Stadt Wien belagerte und alle Reichsgrafen und Fürsten verzagten, da machten sich die „Löwenschützer" auf den Plan. Darob verlieh ihnen Kaiser Karl IV. (?), daß sie fortan eine Krone und zwei Löwen sollten im Schilde führen, drum:

Frischauf, ihr Bäckknecht alle,
schafft euch ein frischen Mut!
Laßt die Trompeten schallen!
Setzt nach der Seit den Hut!
Wir backen die Semmeln schön braun und weiß
und herzen die Mädchen mit ganzem Fleiß,
wir üben auch das Ritterspiel,
worzu man uns nur brauchen will.

Eduard Otto

Die fremden Zimmergesellen

Wer hielte es für möglich, daß im Zeitalter der Blitzkraft und des Flugzeugs noch kräftige Quellen der alten Handwerksburschenlust und Landstraßenromantik in Deutschland springen; daß sich im neuen und neuesten Deutschen Reich mit seiner weitgehenden gesellschaftlichen Gesetzgebung,

mit seinen alles umspannenden, mächtigen Arbeiterverbänden und mit seinem aufreizenden und aufreibenden, an echter Freude so blutarmen Gesellschafts- und Vergnügungsleben noch Reste der alten Zunftgemütlichkeit erhalten haben?

Aber es ist so! Es haben sich lebendige Zeugen einer behaglicheren Vergangenheit erhalten, sie gehen leibhaftig unter uns umher, und wer die Augen aufmacht, kann sie tagtäglich in den Straßen unsrer größeren Städte beobachten. Es sind jene Handwerksgesellen, die in schwarzen Manchestersamt gekleidet, mit eigentümlich nach unten sich erweiternden Hosen und mit ungeheuren, schwarzen Filzhüten angetan, wohl schon jedermann auffielen. Es sind die „fremden Zimmergesellen", kurz die Fremden, wie sie sich selbst nennen, oder die „Geschriebenen", wie sie von den andern Handwerksgenossen genannt werden!

Diese uns in der Tat fast fremd und abenteuerlich anmutenden „Fremden" stehen und gehen meist in Gruppen zusammen und scheinen sich den Teufel um die gaffenden Augen um sie herum zu kümmern. Aber der unterrichtete Beobachter weiß, daß sie sich im Innern höchlichst freuen über das Aufsehen, das ihre sammetschwarzen Kerngestalten erregen. Denn es sind fast durchweg große, schöne, schlankgewachsene Burschen mit hellem Haar und blauen Augen, die auch ohne ihre auffallende Kleidung wohl in die Augen fallen könnten. Ihre Haltung und ihr Gesichtsschnitt, ihr ganzes Aussehen läßt oft sofort auf den Niedersachsen schließen, und in der Tat ergänzen sie sich vorwiegend aus dem Norden.

Die Zimmerleute haben zwar alle etwas Besonderes und Erhabenes, wenn wir das so nennen dürfen, da sie ja tatsächlich durch die Örtlichkeiten, in die sie ihr Beruf führt, im vollsten Sinn des Wortes häufig hoch erhoben über der übrigen Menschheit stehen! Und sie halten auch alle noch mehr oder weniger an der einstigen zünftigen schwarzen Kleidung und dem großen Hut fest, denn das „Zünftige" steckt ihnen ohne Ausnahme noch in allen Knochen. Aber das besonders stolze und selbstbewußte, fast herrische Benehmen der „Fremden" läßt auch den Unberufenen, den Nichteingeweihten eine Trennungslinie zwischen ihnen und den andern Gliedern dieses stolzen Handwerkstandes erkennen, eine Trennungslinie, die sich durch äußerliche Kennzeichen noch verstärkt. Sie sind nämlich schnurrbartlos und tragen dort, wo bei gewöhnlichen Sterblichen sich ein Hemdkragen knöpft, bloß ein schmales schwarzes, um das Hemdknöpfchen geschlungenes Bändchen, das dann unter der weitausgeschnittenen Weste auf dem weißen Hemd liegt. Der Hals ist frei, was mit dem sichtbaren Hemd etwas unbekleidet aber forsch aussieht!

Wenn sie dazu Sonntags, wo sie sich gerne in ihrem vollen Glanz zeigen, einen Zylinderhut keck auf die Seite rücken, sieht das geradezu herausfordernd aus, und wir erinnern uns mit Vergnügen eines Straßenbildes aus Stuttgart,

wie da ein solcher Trupp, der wahrscheinlich vom Lichtbilden kam, mit geradezu verblüffender Würde im Gänsemarsch an einem Schutzmann, der sofort in ihnen einen feindlichen Grundstoff witterte, vorbeizog und ihn dabei fast wegstreifte, so daß sich der Hüter der öffentlichen Ordnung sichtbar besann, ob er diese, von jedem ordnungsmäßigen Menschen abweichenden verdächtigen Gestalten auf der Königstraße nicht samt und sonders verhaften solle. Das war aber noch vor der Staatsumwälzung!

Auch mancher Bürger schaut, wenn ihm diese Gestalten auf der Straße begegnen, verwundert auf und erkundigt sich wohl einmal bei einem, von dem er annimmt, daß er es wissen könnte, was das für Kerle seien. Aber niemand weiß ihm eine rechte Antwort, und er läßt es schließlich auf sich beruhen.

Und doch sind's die „fremden Zimmergesellen" wert, daß man ihnen einmal nachspürt!

Was heißt das nun vor allem, die Fremden, die Geschriebenen?

Der Ausdruck die Geschriebenen — eigentlich Fremdgeschriebenen — bezeichnet die Zimmergesellen, welche sich das bekannte Handwerkslied merkten:

So mancher denkt sich ein Zimmermann zu sein,
Ist aber nicht gekommen in das Handwerk hinein,
Denn er hat stets gesessen zu Haus auf sei'm Nest.
Ei! so möcht ich wissen, wo der Bauernlümmel gewest!

Die sich dieses Lied merkten und bei der Brüderschaft der „fremden Zimmergesellen" fremdschreiben d. h. aufnehmen ließen, um hernach auf der „Walze" aus voller Kehle singen zu können:

Brüder, laßt uns reisen durch Gebirg und Tal,
Schöne Blumen blühen hier und überall.
Schöne Blumen blühen, klare Bächlein fließen,
Ist doch eine Wonne! Ist doch eine Pracht!
Ist doch ein lustig Leben auf der Wanderschaft.

Eugen Weiß

Das zünftige Reiselied

Viktoria Viktoria! fremde Zimmerleut zusammen.
Wir wollen es anheben in Gottes Namen.
Und wir arbeiten all in dem römischen Reich,
Freuet euch, freuet euch! fremde Zimmerleut zugleich.

So mancher der reiset, aber reiset nicht weit,
Damit er kann haben seine Mutter an der Seit.
Ei, und tut ihm was fehlen, dann braucht er's bloß sagen.
Ei so tuts ihm seine Schwester in der Schürze nachtragen.

So mancher der reiset, aber reiset nicht aus:
Von Ostern bis Pfingsten, kehrt er wiedrum nach Haus.
Ja von Ostern bis Pfingsten, ei das will schon was sagen!
Ei da hat er sich tapfer in der Fremde rumg'schlagen!

Frühmorgens um sechs Uhr, wenn das Glöcklein tut schlagen,
Dann müssen wir Zimmerleut an die Arbeit uns wagen.
Da geht alles fröhlich die Straßen auf und ab.
Spricht der eine zum andern: „Guten Morgen, Kamerad!"

Das Liedlein ist gesungen zu unserem Genuß,
So manchem Bauernlümmel zu seinem Verdruß.
Ei, und will ers nicht haben, ja dann braucht ers bloß sagen,
Ei, so wollen wir ihm die Knochen im Leibe zerschlagen*.

Eugen Weiß

Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn

Du wanderst in die Welt hinaus
Auf dir noch fremden Wegen,
Doch folgt dir aus dem stillen Haus
Der treusten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt' im Auge fest dein Ziel,
Geh' keinen Schritt vergebens!

* Die Drohung gilt den unzünftigen Bauernzimmerleuten, die nicht wandern wollen.

Nimm auf die Schultern Last und Müh'
Mit frohem Gottvertrauen,
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eignen Herd dir bauen!

Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
Den kann kein Schalk verführen;
Gerader Weg, gerades Wort
Soll dich zum Ziele führen.

Halt' hoch den Kopf, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte;
Brich mit dem Armen gern dein Brot
Und wahre seine Rechte!

Treib' nie mit heil'gen Dingen Spott,
Und ehr' auch fremden Glauben,
Und laß dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifel rauben!

Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Bewahr' dir treu im fremden Land
Des Vaterhauses Sitte!

J. Sturm

Der Fichtenwald

Die Morgensonne steigt rund und rot über die verschneiten Kuppen; der Bergwald erwacht.

Lärmend fliegen die Krähen zu Tale, Häher flattern kreischend von Baum zu Baum, Goldfinken flöten im Unterholze, Zeisige zwitschern dahin, überall ertönt das Geklingel der Meise und das Gewisper der Goldhähnchen, zwischendurch auch das schneidende Gezeter der Amsel, die den zu seinem Bau schleichenden Fuchs erspäht hat.

Die Frostnebel weichen von der Bergwand, goldig erglänzen die Schneehänge, rosig färben sich die bereiften Fichten, silbern blitzt unter der Felswand der Wildbach. Da leidet es den Zaunkönig nicht, der im Ufergebüsche umherschlüpft, keck schmettert er sein Liedchen, und auch die Wasseramsel, die mitten im Bache auf einem gischtumrauschten Blocke sitzt, singt fröhlich die Sonne an.

Auf einmal singt es lustig hier aus dem Wipfel und da und dort, hüben und drüben, nah und fern, laute und leise Locktöne erschallen, helle und tiefe, spitze und runde, und von Fichte zu Fichte fliegen rote und grünlichgelbe Vögel, hängen sich an die Äste, klettern an den Zweigen umher, schlüpfen dahinter, tauchen wieder auf, machen sich an den schimmernden Zapfen zu schaffen, zerklauben die größeren, kneifen die kleineren ab, sind emsig beim Fressen, putzen dazwischen ihr Gefieder, schnäbeln sich ein bißchen, zanken sich ein wenig und haben sich, als wäre es Mai.

Kreuzschnäbel sind es, die seltsamen Vögel, die hier zwischen Eis und Schnee ihre Brut aufziehen. Über hundert Paare haben sich die Wand hier als Brutstätte gewählt. Unstät waren sie in kleineren Trupps seit dem Frühsommer umhergestrichen, hatten bald oben in den Bergen, bald unten im Lande gelebt, bis um die Weihnachtszeit ein Flug die reichtragenden Fichten an dem sonnigen Abhange entdeckte und sich dort ansiedelte. Andere Rotten, die vorüberstrichen, fanden sich dazu, und wenn es auch anfangs ein großes Gezanke um die Weibchen und ein bitteres Gezerre um die Neststände gab, mit der Zeit vertrug man sich hierum und darum.

Schneidend pfiff oft der Wind an dem Hang entlang, wild wirbelte der Schnee und hüllte die Fichten ein; die Kreuzschnäbel kümmerte es

wenig. So fest und dick blieb er auf den Zweigen nicht liegen, daß er die Samenzapfen verdeckte, und sobald die Sonne ein wenig schien, sangen die purpurroten Männchen den grünlichgelben Weibchen lustig ihre Lieder vor, und beide brachen dann fleißig dürre Reiserchen, Heidkrautzweige und Grasblätter für die Außenwand des Nestes, das sie dann mit Moos und Flechten auspolsterten, daß es so dick und so fest und so weich und so warm wurde, wie es nötig ist, daß der Frost nicht bis zu den Eiern gelangen konnte.

Gut versteckt waren die Nester auch in den dichten Zweigen, und fest genug hineingebaut. Mochte der Schnee auch noch so hart treiben, er kam höchstens mit einigen feinen Stäubchen bis zu den brütenden Weibchen hin. Und damit die Eier nicht kalt wurden, fütterte jedes Männchen sein Weibchen, so daß es das Nest nicht zu verlassen brauchte, als höchstens dann, wenn die Mittagssonne ganz warm schien und es sich sein Gefieder zurechtzupfte, es vom Harze reinigte und sich ein bißchen Bewegung machte. Während nun rundumher das Land im Schnee begraben lag und außer dem Gebimmel der Meisen und dem Gezirpse der Goldhähnchen oder einem Krähenschrei und einem Häherruf kein Laut zu hören war, entstand in den hundert und mehr verborgenen Nestern neues Leben.

Nun, wo der Winter nachts noch mit voller Macht hier am Berge herrscht, die Sonne aber schon größere Kraft hat und oft genug den Schnee über Mittag zum Tauen und Tröpfeln bringt, verlassen die jungen Kreuzschnäbel die Nester und wagen sich auf die Zweige hinaus, wo sie eng aneinandergedrängt sitzen, bis einer der alten Vögel herannaht und sie gierend und mit den Flügeln zitternd sich ihm entgegendrängen, um sich den Schlund mit angequollenem Fichtensamen vollstopfen zu lassen. Der Frost macht hungrig, und so haben die alten Vögel von Sonnenaufgang bis zum Abend hin genug zu tun, um die drei oder vier immer freßlustigen Jungen sattzumachen.

Jeder von ihnen hat einen Fichtenzapfen vor und zerspellt mit dem sonderbaren Schnabel die harten, festanliegenden Schuppen, löst mit der Zunge das winzige Samenkorn heraus und läßt es in den Kropf rutschen. Hier hängt ein altes Weibchen kopfüber an einem Zapfen und bearbeitet ihn, daß es in einemfort leise knistert und immerzu winzige Teile der Schuppen, wie Goldstaub blitzend, auf den Schnee am Boden wirbeln, der davon und von den abgestreiften Nadeln und Flechten schon ganz buntgefärbt ist. Dort kneift ein purpurrotes Männchen einen kleinen Zapfen ab, trägt ihn mit dem Schnabel nach einem bequemen Ast und leert ihn da aus. Überall gieren die hungrigen Jungen, hier und da und dort zittern sie mit den Flügeln, in einemfort rieseln Nadeln herab, stäubt Schnee herunter, rundumher ertönt das seltsame Locken der alten Vögel

und ab und zu das lustige Gezwitscher eines Hahnes, der auf einem Wipfeltriebe sitzt, daß sein rotes Gefieder in der Sonne nur so leuchtet.

Noch eine oder zwei Wochen wird das lustige Treiben und das bunte Leben hier oben in den hohen Wipfeln anhalten. Dann aber, wenn die Sonne den Schnee von der Bergwand vertreibt, wenn der Seidelbast sich mit rosenroten Blütchen schmückt und der Nießwurz seine grünlichen Blumen entfaltet, wenn die Meisen sich auf ihre Lieder besinnen und der Fink zu schlagen beginnt, werden die jungen Kreuzschnäbel flügge sein und mit den Alten von dannen ziehen, irgendwohin, wo die Fichten genügend tragen. Heute werden sie da sein, morgen dort, und um die Zeit, wenn alle anderen Vögel sich seßhaft machen und ihre Brut aufziehen, unstet und flüchtig hin und her wandern, wie die Zigeuner.

Irgendwo werden sie zur Winterszeit sich einen Wald suchen, wo sie Nahrung genug finden, entweder hier oben oder in den Bergen oder unten im Lande, je nachdem hier oder dort der Fichtensamen gerät. Vielleicht werden sie in eine Gegend verschlagen im flachen Lande, wo sie sonst nicht leben, und wenn sie dort um die Weihnachtszeit einen Wald mit unbekannten Farben und fremden Stimmen beleben, wird das Volk sie mit besorgten Mienen betrachten und meinen, sie brächten Krieg, Seuche und Teuerung.

Hermann Löns

Harter Winter

Wir mußten einen schweren Winter überstehen. Soweit die ältesten Menschen zurückdenken, war nicht so viel Schnee. Vier Wochen waren wir einmal ganz eingehüllt in ein fortdauerndes graues Gestöber, das oft Wind hatte, oft ein ruhiges, aber dichtes Niederschütten von Flocken war. Die ganze Zeit sahen wir nicht aus. Wenn ich in meinem Zimmer saß und die

Kerzen brannten, hörte ich das unabläſſige Rieſeln an den Fenſtern, und wenn es licht wurde, und die Tageshelle eintrat, ſah ich durch meine Fenſter nicht auf den Wald hin, der hinter der Hütte ſtand, die ich hatte abbrechen laſſen, ſondern es hing die graue, lichte aber undurchdringliche Schleierwand herab; in meinem Hofe und in der Nähe des Hauſes ſah ich nur auf die unmittelbarſten Dinge hinab, wenn etwa ein Balken emporſtand, der eine Schneehaube hatte und unendlich kurz geworden war, oder wenn ein langer weißer, wolliger Wall anzeigte, wo meine im Sommer ausgehauenen Bäume lagen, die ich zum weiteren Baue verwenden wollte. Als alles vorüber war, und wieder der blaue und klare Winterhimmel über der Menge von Weiß ſtand, hörten wir oft in der Totenſtille, die jetzt eintrat, wenn wir an den Hängen hinunterfuhren, in dem Hochwalde oben ein Krachen, wie die Bäume unter ihrer Laſt zerbrachen und umſtürzten. Leute, welche von dem jenſeitigen Lande über die Schneide herüberkamen, ſagten, daß in den Berggründen, wo ſonſt die kleinen, klaren Waſſer gehen, ſo viel Schnee liegt, daß die Tannen von 50 Ellen und darüber nur mit den Wipfeln herausſchauen. Wir konnten nur den leichteren Schlitten brauchen — ich hatte nämlich noch einen machen laſſen — der etwas länger, aber ſchmäler war, als der andere. Er fiel wohl öfter um, aber konnte auch leichter durch die Schluchten, welche die Schneewehen bildeten, durchdringen. Ich konnte jetzt nicht mehr allein zur Beſorgung meiner Geſchäfte herumfahren, weil ich mir mit allen meinen Kräften in vielen Fällen allein nicht helfen konnte. Und es waren mehr Kranke, als es in allen ſonſtigen Zeiten gegeben hatte. Deswegen fuhr jetzt der Thomas immer mit mir, daß wir uns gegenſeitig beiſtünden, wenn der Weg nicht mehr zu finden war, wenn wir den Fuchs aus dem Schnee, in den er ſich verfiel, austreten mußten, oder wenn einer, da es irgendwo ganz unmöglich war durchzudringen, bei dem Pferde bleiben und der andere zurückgehen und Leute holen mußte, damit ſie uns helfen. Es wurde nach dem großen Schneefall auch ſo kalt, wie man es je kaum erlebt hatte. Auf einer Seite war es gut; denn der tiefe Schnee fror ſo feſt, daß man über Stellen und über Schlünde gehen konnte, wo es ſonſt unmöglich geweſen wäre; aber auf der anderen Seite war es auch ſchlimm; denn die Menſchen, welche viel gingen, ermüdet wurden und unwiſſend waren, ſetzten ſich nieder, gaben der ſüßen Ruhe nach und wurden dann erfroren gefunden, wie ſie noch ſaßen, wie ſie ſich niedergeſetzt hatten. Vögel fielen von den Bäumen, und wenn man es ſah, und ſogleich einen in die Hand nahm, war er feſt wie eine Kugel, die man werfen konnte. Wenn meine jungen Rappen ausgeführt wurden, und von einem Baume oder ſonſt wo eine Schneeflocke auf ihren Rücken fiel, ſo ſchmolz dieſelbe nicht, wenn ſie nach Hauſe kamen, wie lebendig und tüchtig und voll von Feuer die Tiere auch waren. Erſt im Stalle verlor ſich das Weiß und Grau von dem Rücken.

Im Eichenhage oben soll ein Knall geschehen sein, der seinesgleichen gar nicht hat. Der Knecht des Beringer sagte, daß einer der schönsten Stämme durch die Kälte von unten bis oben gespalten worden sei, er habe ihn selber gesehen. Dieser Winter, von dem wir dachten, daß er uns viel Wasser bringen würde, endigte endlich mit einer Begebenheit, die wunderbar war und uns leicht in die äußerste Gefahr hätte bringen können, wenn sie nicht eben gerade so abgelaufen wäre, wie sie ablief. Nach dem vielen Schneefalle und während der Kälte war es immer schön, es war immer blauer Himmel, morgens rauchte es beim Sonnenaufgang von Glanz und Schnee, und nachts war der Himmel dunkel, wie sonst nie, und es standen viel mehr Sterne in ihm, als zu allen Zeiten. Dies dauerte lange — aber einmal fiel gegen Mittag die Kälte so schnell ab, daß man die Luft bald warm nennen konnte, die reine Bläue des Himmels trübte sich, von der Mittagsseite des Waldes kamen an dem Himmel Wolkenballen, gedunsen und fahlblau, in einem milchigen Nebel schwimmend, wie im Sommer, wenn ein Gewitter kommen soll — ein leichtes Windchen hatte sich schon früher gehoben, daß die Fichten seufzten und Ströme Wassers von ihren Ästen niederflossen. Gegen Abend standen die Wälder, die bisher immer bereift und wie in Zucker eingemacht gewesen waren, bereits ganz schwarz in den Mengen des bleichen und wässerigen Schnees da. Wir hatten bange Gefühle, und ich sagte dem Thomas, daß sie abwechselnd nachschauen, daß sie die hinteren Tore im Augenmerk halten sollten und daß er mich wecke, wenn das Wasser zu viel werden sollte. Ich wurde nicht geweckt, und als ich des Morgens die Augen öffnete, war alles anders, als ich es erwartet hatte. Das Windchen hatte aufgehört, es war so stille, daß ich von der Tanne, die ich keine Büchsenschußlänge von meinem Fenster an meinem Sommerbänkchen stehen sah, keine einzige Nadel rührte; die blauen und mitunter bleifarbigen Wolkenballen waren nicht mehr an dem Himmel, der dafür in einem stillen Grau unbeweglich stand, welches Grau an keinem Teile der großen Wölbung mehr oder weniger grau war, und an der dunkeln Öffnung der offen stehenden Tür des Heubodens bemerkte ich, daß feiner, aber dichter Regen niederfalle; allein wie ich auf allen Gegenständen das schillerige Glänzen sah, war es nicht das Lockern oder Sickern des Schnees, der in dem Regen zerfällt, sondern das blasse Glänzen eines Überzuges, der sich über alle die Hügel des Schnees gelegt hatte. Als ich mich angekleidet und meine Suppe gegessen hatte, ging ich in den Hof hinab, wo der Thomas den Schlitten zurecht richtete. Da bemerkte ich, daß bei uns herunter an der Oberfläche des Schnees während der Nacht wieder Kälte eingefallen sei, während es oben in den höheren Teilen des Himmels warm geblieben war; denn der Regen floß fein und dicht hernieder, aber nicht in der Gestalt von Eiskörnern, sondern als reines fließendes Wasser, das erst an der Oberfläche der Erde gefror

. und die Dinge mit einem dünnen Schmelze überzog, derlei man in das Innere der Geschirre zu tun pflegt, damit sich die Flüssigkeiten nicht in den Ton ziehen können. Im Hofe zerbrach der Überzug bei den Tritten noch in die feinsten Scherben, es mußte also erst vor Anbruch des Tages zu regnen angefangen haben. Ich tat die Dinge, die ich mitnehmen wollte, in ihre Fächer, die in dem Schlitten angebracht waren, und sagte dem Thomas, er solle doch, ehe wir zum Fortfahren kämen, noch den Fuchs zu dem untern Schmied hinüberführen und nachschauen lassen, ob er scharf genug sei, weil wir heute im Eise fahren müßten. Es war uns so recht, wie es war, und viel lieber, als wenn der unermeßliche Schnee schnell und plötzlich in Wasser verwandelt worden wäre. Dann ging ich wieder in die Stube hinauf, die sie mir viel zu viel geheizt hatten, schrieb einiges auf und dachte nach, wie ich mir heute die Ordnung einzurichten hätte. Da sah ich auch, wie der Thomas den Fuchs zum untern Schmied hinüberführte. Nach einer Weile, da wir fertig waren, richteten wir uns zum Fortfahren. Ich tat den Regenmantel um und setzte meine breite Filzkappe auf, davon der Regen abrinnen konnte. So machte ich mich in dem Schlitten zurecht und zog das Leder sehr weit herauf. Der Thomas hatte seinen gelben Mantel um die Schultern und saß vor mir in dem Schlitten. Wir fuhren zuerst durch den Taugrund, und es war an dem Himmel und auf der Erde so stille und einfach grau, wie des Morgens, so daß wir, als wir einmal stille hielten, den Regen durch die Nadeln fallen hören konnten. Der Fuchs hatte die Schellen an dem Schlittengeschirre nicht recht ertragen können und sich öfter daran geschreckt, deshalb tat ich sie schon, als ich nur ein paar Male mit ihm gefahren war, weg. Sie sind auch ein närrisches Klingeln, und mir war es viel lieber, wenn ich so fuhr, manchen Schrei eines Vogels, manchen Waldton zu hören, oder mich meinen Gedanken zu überlassen, als daß ich immer das Tönen in den Ohren hatte, das für die Kinder ist. Heute war es freilich nicht so ruhig, wie manchmal das stumme Fahren des Schlittens im feinen Schnee war, wie im Sande, wo auch die Hufe des Pferdes nicht wahrgenommen werden konnten; denn das Zerbrechen des zarten Eises, wenn das Tier darauf trat, machte ein immerwährendes Geräusch, daher aber das Schweigen, als wir halten mußten, weil der Thomas in dem Riemzeug etwas zurecht zu richten hatte, desto auffallender war. Und der Regen, dessen Rieseln durch die Nadeln man hören konnte, störte die Stille kaum, ja er vermehrte sie. Noch etwas anderes hörten wir später, da wir wieder hielten, was fast lieblich für die Ohren war. Die kleinen Stücke Eises, die sich an die dünnsten Zweige und an das langhaarige Moos der Bäume angehängt hatten, brachen herab, und wir gewahrten hinter uns in dem Walde an verschiedenen Stellen, die bald dort und bald da waren, das zarte Klingen und ein zitterndes Brechen, das gleich wieder stille war. Dann kamen wir aus dem Walde hinaus und fuhren durch

die Gegend hin, in der die Felder liegen. Der gelbe Mantel des Thomas glänzte, als wenn er mit Öl übertüncht worden wäre; von der rauhen Decke des Pferdes hingen Silberfransen hernieder; wie ich zufällig einmal nach meiner Filzkappe griff, weil ich sie unbequem auf dem Haupte empfand, war sie fest, und ich hatte sie wie eine Kriegshaube auf; und der Boden des Weges, der hier breiter, und weil mehr gefahren wurde, fester war, war schon so mit Eis belegt, weil das gestrige Wasser, das in den Geleisen gestanden war, auch gefroren war, daß die Hufe des Fuchses die Decke nicht mehr durchschlagen konnten, und wir unter hallenden Schlägen der Hufeisen und unter Schleudern unseres kleinen Schlittens, wenn die Fläche des Weges ein wenig schief war, fortfahren mußten. An den Zäunen, an den Strunken von Obstbäumen und an den Rändern der Dächer hing unsägliches Eis. An mehreren Planken waren die Zwischenräume verquollen, als wäre das Ganze in eine Menge eines zähen Stoffes eingehüllt worden, der dann erstarrte. Mancher Busch sah aus, wie viele ineinander gewundene Kerzen, oder wie lichte, wässerig glänzende Korallen.

Ich hatte dieses Ding nie so gesehen wie heute.

Die Leute schlugen manche der bis ins Unglaubliche herabgewachsenen Zapfen von den Dächern, weil sie sonst, wenn sie gar groß geworden waren, im Herabbrechen Stücke der Schindeln oder Rinnen mit sich auf die Erde nahmen.

Wir hörten, da wir über die Felder fuhren, einen dumpfen Fall; wußten aber nicht recht, was es war. Auf dem Raine sahen wir einen Weidenbaum gleißend stehen, und seine zähen silbernen Äste hingen herab, wie mit einem Kamme niedergekämmt. Den Waldring, dem wir entgegenfuhren, sahen wir bereift, aber er warf glänzende Funken und stand wie geglättete Metallstellen von dem lichten, ruhigen, matten Grau des Himmels ab.

Da wir endlich gegen den Taugrund kamen, und der Wald, der von der Höhe herabzieht, anfing, gegen unsern Weg herüberzulangen, hörten wir plötzlich in dem Schwarzholze, das auf dem schön emporragenden Felsen steht, ein Geräusch, das sehr seltsam war und das keiner von uns je vernommen hatte — es war, als ob viele Tausende oder gar Millionen von Glasstangen durcheinander rasselten, und in diesem Gewirre fort in die Entfernung zögen. Das Schwarzholz war doch zu weit zu unserer Rechten entfernt, als daß wir den Schall recht klar hätten erkennen können, und in der Stille, die in dem Himmel und auf der Gegend war, ist er uns recht sonderbar erschienen. Wir fuhren noch eine Strecke fort, ehe wir den Fuchs aufhalten konnten, der im Nachhauserennen begriffen war und auch schon trachten mochte, aus diesem Tage in den Stall zu kommen. Wir hielten endlich und hörten in den Lüften gleichsam ein unbestimmtes Rauschen, sonst aber nichts. Das Rauschen hatte jedoch keine Ähnlichkeit mit dem fernen Getöse, das wir

eben durch die Hufschläge unseres Pferdes hindurch gehört hatten. Wir fuhren wieder fort und näherten uns dem Walde des Taugrundes immer mehr und sahen endlich schon die dunkle Öffnung, wo der Weg in das Gehölze hineingeht. Wenn es auch noch früh am Nachmittage war, wenn auch der graue Himmel so licht schien, daß es war, als müßte man den Schimmer der Sonne durchsinken sehen, so war es doch ein Winternachmittag, und es war so trübe, daß sich schon die weißen Gefilde vor uns zu entfärben begannen und in dem Holze Dämmerung zu herrschen schien. Es mußte aber doch nur scheinbar sein, indem der Glanz des Schnees gegen das Dunkel der hintereinander stehenden Stämme abstach.

Als wir an die Stelle kamen, wo wir unter die Wölbung des Waldes hineinfahren sollten, blieb der Thomas stehen. Wir sahen vor uns eine sehr schlanke Fichte zu einem Reife gekrümmt stehen und einen Bogen über unsere Straße bildend, wie man sie einziehenden Kaisern zu machen pflegt. Es war unsäglich, welche Pracht und Last des Eises von den Bäumen hing. Wie Leuchter, von denen unzählige umgekehrte Kerzen in unerhörten Größen ragten, standen die Nadelbäume. Die Kerzen schimmerten alle von Silber, die Leuchter waren selber silbern und standen nicht überall gerade, sondern manche waren nach verschiedenen Richtungen geneigt. Das Rauschen, welches wir früher in den Lüften gehört hatten, war uns jetzt bekannt; es war nicht in den Lüften; jetzt war es bei uns. In der ganzen Tiefe des Waldes herrschte es ununterbrochen fort, wie die Zweige und Äste krachten und auf die Erde fielen. Es war um so fürchterlicher, da alles unbeweglich stand; von dem ganzen Geglitzer und Geglänze rührte sich kein Zweig und keine Nadel, außer wenn man nach einer Weile wieder auf einen gebogenen Baum sah, daß er von den ziehenden Zapfen niederer stand. Wir harrten und schauten hin, man weiß nicht, war es Bewunderung oder war es Furcht, in das Ding hineinzufahren. Unser Pferd mochte die Empfindungen in einer Ähnlichkeit teilen, denn das arme Tier schob, die Füße sachte anziehend, den Schlitten in mehreren Rucken etwas zurück.

Wie wir noch dastanden und schauten — wir hatten noch kein Wort geredet — hörten wir wieder den Fall, den wir heute schon zweimal vernommen hatten, jetzt war er uns aber völlig bekannt. Ein helles Krachen, gleichsam wie ein Schrei, ging vorher, dann folgte ein kurzes Wehen, Sausen oder Streifen, und dann der dumpfe dröhnende Fall, mit dem ein mächtiger Stamm auf der Erde lag. Der Knall ging wie ein Brausen durch den Wald und durch die Dichte der dämpfenden Zweige; es war auch noch ein Klingeln und Geschimmer, als ob unendliches Glas durcheinandergeschoben und gerüttelt würde — dann war es wieder wie vorher, die Stämme standen und ragten durcheinander, nichts regte sich, und das stillstehende Rauschen dauerte fort. Es war merkwürdig, wenn ganz in unserer Nähe ein Ast oder

Zweig oder ein Stück Eis fiel; man sah nicht, woher es kam, man sah nur schnell das Herniederblitzen, hörte etwa das Aufschlagen, hatte nicht das Emporschnellen des verlassenen und erleichterten Zweiges gesehen, und das Starren, wie früher, dauerte fort.

Adalbert Stifter

Der Feldrain

Mitten durch die Feldmark zieht sich ein Rain neben dem Koppelwege hin. Wenn ich nicht Zeit habe, den fernen Wald aufzusuchen, gehe ich hierhin. Gestört werde ich von Menschen nicht. Die ziehen die Anlagen vor. So kann ich, gegen die Böschung gelehnt, meine Gedanken mit den Lerchen emporflattern lassen, so viel ich will.

Im Sommer, wenn die Frucht hochsteht und die Ränder der Felder von bunten Blumen starren, ist es hier viel schöner als jetzt. Anderseits sieht man jetzt alles das, was auf der Erde schießt und sprießt und darüber kreucht und fleugt, mit dankbareren Augen an als späterhin, wenn alles üppig grünt und blüht.

Auf dem Grabenanwurfe, neben den halb verblühten Blumen des Huflattichs in ihrer orangeroten Farbe, schieben sich die Blütenstände des Schachtelhalmes aus den Lehmschollen, seltsam anzusehen. Einst beherrschten riesenhafte Schachtelhalme die Erde; jetzt sind sie niedrige Ackerunkräuter.

Sonst ist noch wenig Grün hier zu sehen außer den roten Taubnesselblüten zwischen der üppig wuchernden Luzerne, in der hier und da kräftige Ackerehrenpreispflänzchen ihre himmelblauen Blümchen leuchten lassen. Auf den kahlen Stellen reckt das Hungerblümchen seine winzigen Blüten, da kriecht der blaß blühende efeublättrige Ehrenpreis, Mastkraut und Vogelkreuzkraut, diese Dauerblüher, haben sich wieder geschmückt, so gut sie es vermögen. Auch die Maßliebchen auf der Trift, die noch im Weihnachtsmonde blühten, entfalten ihre weißen Sterne. Die Löwenzahnblumen sind erwacht.

Die Lerchen trillern, in der Linde hinter mir singt der Goldammer sein zärtliches Liedchen, und vor mir auf den Schollen zwitschert ein Hänflingshähnchen. Prächtig leuchtet in der Sonne sein purpurner Scheitel und die rosenrote Brust. Es kümmert sich nicht um den Turmfalken, der über dem Kleestücke nach Mäusen rüttelt. Ein Bachstelzenpärchen kommt angeschwenkt. Der Hahn macht der Henne auf ganz schnurrige Weise den Hof. Fort sind die beiden. Grünfinken, Gierlitze und Distelfinken schnurren laut lockend vorüber und fallen auf der Brache ein, hinterher kommt, fröhlich lärmend, ein kleiner Zug Feldspatzen, dann ein Trupp Buchfinken.

Alle Augenblicke meldet sich neues Leben. Ein Star läßt sich auf der Linde nieder, klappt mit den Füßen, pfeift, quietscht, quinquiliert ein Weilchen

und fliegt dem Dorfe zu. Seinen Platz nimmt der Grauammer ein, rasselt sein blechernes Lied herunter und streicht dann plump mit herabhängenden Füßen ab. Dann hüpft ein alter tiefschwarzer Rotschwanzhahn auf dem Steinhaufen herum, fortwährend die rostroten Schwanzfedern zittern lassend und einen Knicks nach dem andern machend, bis ein laut heranburrendes Feldhuhnpaar ihn verscheucht. Herrisch ruft der Hahn und rennt hochaufgerichtet der geduckt dahin trippelnden, schüchtern lockenden Henne nach, sie in die hohen Schollen des Sturzackers treibend.

Ich sehe den vielen Saatkrähen nach, die heiser krächzend der Marsch zufliegen, den Dohlen, die lustig rufend über die Felder taumeln, und dem Steinschmätzer, der über dem Rande des Steinbruches wie albern herumflattert und dabei ganz schnurrige Töne zum besten gibt. Plötzlich läßt er sich jäh abfallen, und auch der Goldammer bricht sein Liedchen in der Mitte ab und huscht in den Schlehbusch hinein. Der Wutschrei der Rauchschwalbe warnte beide, und so kam der Sperber zu spät. Gestern schlug er dicht vor mir eine Lerche, und vor einigen Tagen holte er einen lustig pfeifenden Starmatz von der Eiche. Leben und Tod sind dicht beieinander auf der Welt.

Aus den Weidenbüschen des alten Steinbruches tönt der Ruf des Laubvögelchens hervor, und auf dem verfallenen Schuppen quietscht der Rotschwanz mühsam sein Liedchen aus der Kehle. Fremde Laute erschallen, bald rauh, bald weich, scheinen näher zu kommen, entfernen sich und sind wieder dichter bei mir. Hundert Kraniche und mehr ziehen unter dem Himmel gegen Abend hin, unaufhörlich rufend. In derselben Höhe kommen zwei Gabelweihen angestrichen, ebenfalls nordwärts reisend, und darauf vier Bussarde. Dann erschallen Flötentöne, weiche, und ein Dutzend Brachvögel fallen auf der Saat ein, stelzen kopfnickend dort umher, erheben ihr Gefieder aber bald wieder und eilen weiter.

Lange sehe ich zwei Hasen nach, die bald die Häsin treiben, bald aneinander geraten und sich backpfeifen, und freue mich an dem Haubenlerchenpärchen, das über den festgetretenen Fußweg trippelt, bis es neben mir im Grase raschelt und sich erst ein rosenrotes Rüsselchen und zwei gleichfarbige, breite, scharf bekrallte Händchen und dann ein schwarzbepelztes Köpfchen hervorwühlt. Ein Maulwurf ist es; eilfertig wuselt er unter dem Raine her. Ein zweiter folgt ihm, ein dritter, und dann gibt es ein grimmiges Gebeiße und ein giftiges Gezwitscher zwischen den beiden letzten Schwarzröcken, denn es sind Männchen und das erste, das sich jetzt hurtig unter den Bocksbeerranken eingräbt, ist ein Weibchen. Hinter ihm her, huscht das Männchen, das bei dem Kampfe obsiegte. Das andere aber putzt sich das arg zerbissene Schnäuzchen und watschelt trübselig seinem Loche zu, in dem es langsam versinkt.

Ich bin zu faul, mich wieder umzudrehen, und so bleibe ich mit den Augen in der Nähe kleben. Da ist ebensoviel zu sehen, wie in der Ferne. Prachtvolle

Erdbienen mit tiefpurpurenen Brustschildern und goldgelb behaarten Leibern sonnen sich auf den kahlen Lehmschollen, ein schwarzes Herrgottskäferchen mit roten Tupfen erklimmt einen Halm und fliegt von dessen Spitze in die Welt hinein, und ein langer dicker, dunkelblauer Ölkäfer gräbt langsam und bedächtig ein Loch, um darin seine unzählbaren Eier abzulegen. Eine Unmenge winziger Lärvchen wird daraus hervorschlüpfen, die Blumen erklimmen und warten und warten, bis eine Biene ankommt, die sie zu ihrem Neste trägt. Wer von ihnen dieses Glück nicht hat, muß elend umkommen. Und auch die, die in ein Bienennest gelangt, aber kein Bienenei findet, geht zugrunde. Von den vielen Tausend werden nur ganz wenige zu Käfern. Der Tautropfen, der sich in dem Blattquirle des Wegerichs gehalten hat, lockt eine dicke, schwarze, mit Gold verbrämte Hummel heran. Sie läßt sich nieder, steckt den Rüssel in das Wasser und saugt sich satt. Ein Mistkäfer, der über ihr herumkrabbelt, verliert den Halt und kullert an sie heran. Unwillig brummt sie und reckt die Vorderfüße drohend gegen den Störenfried, der sich mühselig wieder auf die Beine hilft und weiter kriecht. Ein großer, goldgrüner, blitzblanker, schön geriefter Laufkäfer hastet von Scholle zu Scholle, in jede Ritze den Kopf steckend. Jetzt stößt er auf eine Graseulenraupe. Er beißt sie hinter den Kopf und in das Hinterende, läßt sie liegen und rennt weiter, bis er einen Regenwurm antrifft, mit dem er es ebenso macht. Um die Feuerwanzen, die an den üppigen Wurzeltrieben der Linde saugen, kümmert er sich aber gar nicht; ihre grellen Farben werden ihn wohl abschrecken.

Die Sonne prallt nur so gegen den Rain. Ich meine es sehen zu können, wie sich die Blatt-Tüten der Brombeere auseinander wickeln, und während ich hier liege, hat die Taubnessel schon Dutzende von ihren Blüten aufgeklappt, die vorhin noch geschlossen waren, und ladet die Bienen, Hummeln und Schwebfliegen ein, sich gütlich zu tun. Auch der gelbe Ackerstern, der eben noch nicht sichtbar war, leuchtet jetzt grell aus dem alten Laube hervor, sehr zur Freude eines winzigen Bienchens, das sich darin niedergelassen hat. Überall huschen flinke, blanke Käferchen und rennen gelbe und braune Ameisen umher, bis sie die von dem Laufkäfer getötete Raupe entdecken, sich daran machen, sie auszuhöhlen und Fetzchen um Fetzchen nach ihrem Neste unter den jungen Rainfarrenblättern zu schleppen. Zwei Schmetterlinge, kleine Füchse, spielen vorüber, und von der anderen Seite ein Morgenrotfalter, der nach den Wiesen hin will, wunderbar anzusehen mit den rosig leuchtenden Spitzen seiner Schwingen. An der Grabenpfütze, die vom letzten Nachtregen hier stehen blieb, läßt sich eine Biene nach der andern nieder, saugt sich voll, putzt sich den Rüssel ab und summt von dannen.

Plötzlich plumpst ein langer, ganz in blauen Stahl gekleideter Raubkäfer zwischen den Bienen nieder, die drohend ihre Stacheln herausstrecken, sich aber beruhigen, wie der Käfer ihnen aus dem Wege geht. Hastig huscht er dahin,

den Hinterleib im Bogen aufwärts gekrümmt, die gefährlichen Zangen weit geöffnet. Jetzt hat er die große graue Fliege entdeckt, die infolge ihrer verkrüppelten Flügel unbehilflich auf derselben Stelle umherhopst. Blitzschnell dreht er sich um, starrt einen Augenblick nach ihr hin, macht einen Sprung und greift sie. Sie zirpt jämmerlich, aber er zerrt sie unter den Vorhang, mit dem der Gundermann ein Mauseloch halb verdeckt hat.

Unglaublich viel ist hier zu sehen. Wenn ich auch nicht wie gestern den Hamster, und wie vorgestern das Wieselchen zu Gesicht bekomme, ja noch nicht einmal den Raubwürger, wie ein anderes Mal, es ist schon so schön, nur das junge Kraut zu betrachten, das aus dem gelben Boden drängt, die Blattrosen des Löwenzahns, keine der anderen gleich, die Unmenge von Knöterichkeimlingen im Graben, die protzige Fetthenne, den grüngelben Blattstern der Wolfsmilch, die silbernen Fingerkrautblüten, kaum halb erschlossen, und vor allem die üppige Weizensaat, leuchtend in der Sonne.

Eine weite grüne Fläche, hinter der sich drei purpurrot blühende Pappeln in den blauen Himmel recken, warme Sonne und Lerchengesang; ist das nicht allein genug für mich, um ihn lieb zu haben, den Platz am Feldrain?

Hermann Löns

Zaunkönig

Wenn die Bäume, im Garten Hyacinthe, Narzisse, Tulpe und Krokus, im Wald Veilchen, Primel, Anemone und blaues Leberblümchen blühen, Amsel, Star und Fink singen und der Kuckuck ruft und es nicht mehr weit hin ist, daß auch die Schwalbe wiederkommt, da ist's ein Kunststück zu verspüren, daß der Frühling da ist. Aber so den allerersten Übergang, das erste leise Ansteigen des Gestirns zu leben, das allererste Vorraunen des immer wieder schönen, großen Erwachens! So in der zweiten Januarhälfte, wenn nach der alten Bauernweisheit Fabian und Sebastian den Saft in die Bäume gehen lassen. Wenn, nach den zwölf Nächten, das erwachende Leben sich den Winterschlaf aus den Augen reiben will. Das Erleben der Minuten, um welche das Gestirn eher aufzugehen, später unterzugehen beginnt, und dann langsam von Tag zu Tag, immer wieder um ein weniges mehr, das Erleben des leisen Wiederhinaufsteigens der alten, verläßlichen Kurve und seiner stillen Gelassenheit.

Nicht bloß oben im hohen Norden ist das Winterhalbjahr des Jahres Nacht und das Sommerhalbjahr sein Tag, auch in unseren Breiten schläft das Leben in jenem, wacht in anderen, und es ist ein wunderliches Gefühl, wenn man bedenkt, daß das Licht selbst des hellsten Wintermittags nur so hell ist wie das eines klaren Sommerabends gegen die Dämmerung hin.

Nach vier Uhr nachmittags mach ich meinen Spaziergang im Park, durch den der Fluß geht. Die Sonne neigt sich schon zum Horizont hin ihrem

noch immer frühen Untergang zu. Der letzte Schneefall ist weggetaut, die Wege sind feucht und aufgeweicht, aber die Luft fühlt sich, obwohl sie noch viel Feuchte und eine leis stechende Frische enthält, schon wärmer, der Wind, der von Südwest her weht, ist kaum zu spüren.

Am Rande eines Abhanges schreit' ich hin. Zwischen sehr hohen, alten, dicken Bäumen durch seh' ich über graugrüne Wiesenflächen unten zum Fluß hinüber, der mit einem stumpf blinkenden, gewellten Grau durch dunkle Baumstämme und Büsche blickt, und über ihm ragt die schwärzliche Waldwand eines langhingezogenen Hügels, ganz im Hintergrund.

Der Baumstand des Abhanges steigt mit seinen dicht stehenden Stämmen und seinem Buschwerk hinab zu den Wiesen. Das säulengerade Empor. Meist Buchen, Lärchen, Ahorn, Eschen, Eichen, das sattdunkle Grün einiger alter Tannen, eines breitausladend massigen Eibengebüschs. Überall das warme Schwarzgrau, hier und da sich zu einem staubigen lichtend, daraus vor saftig grün beschlagene Borke. Die vielen kleinen Knoten an den rauhen Lärchenstämmen hinauf, oben die zarten Schleier des rostbräunlichen Gehänges. Andere Nuancen nehmen sich granuliert aus, die glatten der Buchen, lange schwarze Streifen von Feuchtigkeit dran herunter. Die Biegungen und Neigungen der alten Riesen neben- und durcheinander hin. Wie sichs oben ins mächtige Geäst auswindet, in das Gewirr und Gekribbel der Zweige und Reiser übergeht. Die Runenarabesken dieses endlosen, starren Gitterwerkes. Man kann es nicht satt werden, seinen Windungen und Verschlingungen, seinem Gestrichel zu folgen, sich den Sinn in die feinsten Verästelungen hineinführen zu lassen.

Dazwischen und hindurch, dahinter aber sieht man den Himmel. Er ist über und über mit größeren und kleinen Wolkenballen bedeckt. Das schwarze Gewirr hebt sich gegen eine wahre Irispracht ab. Von der Richtung des Sonnenunterganges her, der sich weitab über dem Feldgehügel vollzieht, legen sich diese Farben drüber hin. Risse, Streifen, freie Stellen dazwischen von weißlichem, manchmal satterem Himmelsblau. Lachsfarben und rötliche Töne in lichtgraphitgrau, violette, graublaue, verwischt tintfarbene, Sepiatinten gebundene und gelbliche. Aber die Büsche am Fluß hin, der ein großes Hufeisen macht, und die vielen Bäume, zwischen denen er kaum merklich dahingleitet, sind durch einen Nebel in eine einzige schwarzschieferdunkle Masse zusammengefaßt, aus der bläuliche, graue, falbe Töne hervorhauchen, schön durcheinandergehende Gestaltungen von Stämmen, Ästen, Zweigen, Reisern. Drunter hin aber jene langen Reihen von satt karminroten und lichtsafranfarbenen Weidenbüschen, mit denen sich die belebte Farbe des Lenzes am ersten im Jahre vorahnt. Man möchte das alles erfassen können, was man da sieht. Es ist sehr viel. Ich weiß nicht, was das für ein Zwang ist, daß ich mein Notizbuch und den Bleistift hervorziehe und etwas, das ich

aussprechen, in Worten vor mich hersagen möchte, in zeichnerischen Zeichen aus diesem magischen Nebelhauch hervor auf das Papier zu bannen versuche. Es ist ein schön Verweilen mit einem kleinen Einschlag von schmerzhaftem Gepreßtsein, mit dem einen das Erleben, das Wissen des Unsagbaren, die Konzentration es zu.haschen, festzumachen, zusetzt; jeder Dichter und geistig Schaffende kennts und jeder, der liebt.

Manchmal bleib' ich auch minutenlang vor einem kleinen, vereinzelten Busch stehen. Gegen das nebliche Graublau des Hintergrundes streckt er mit umrißfeiner Sauberkeit seine obersten Reiser, die ein Braun zeigen, das an dem einen Rand hin leicht glanzig ist. Die Reiser stehen so still und doch fühlt man den Rhythmus des ganz langsam, erwachend steigenden Innensaftes. Und sie haben schon dicke Knöspchen mit grünen Pünktchen oben dran. Wie ist das schön! Schön wie ein frischer in seiner Tiefe lachender unbewußter Atemzug.

Aber schließlich stehe ich unten bei einer Stelle am Fuße des andern Abhanges.

Da ist aus Tuffsteinblöcken und -Platten eine Grotte gebaut. Und in der liegt auf einem mächtigen, viereckigen Sockel eine Sphinx. Der Block ist frisch rot. So recht schön tiefrot, wie mit Ochsenblut bestrichen, und die Sphinx darauf mit einer maigrünen Ölfarbe. Das muß erst ganz vor kurzem geschehen sein, im Herbst sah sie noch sehr grau und ruppig aus. Man lacht und freut sich darüber, denkt daran, daß im Frühling ja alle alten Häuser frisch gestrichen werden.

Aber das ist es nicht, was ich meine. Von der Grotte herab zieht sich ein Rasenstreif, der den ganzen Winter über frisch geblieben ist, zu einem Bach herab, der über Kieselgeröll in seinem etwas vertieften Bett hier zum Fluß hinabplätschert. Die Kiesel, jeden einzelnen, kann man durch das durchsichtige klare Wasser mit all ihren Farben erkennen, und lange, dicke Polster von köstlich frisch grüner Wasserkresse. Das Wässerlein kommt aus einer finsteren kleinen Schluft hervor, die von übereinandergeschichteten, dicken, rauhen, grauen, porigen Tuffsteinplatten gebildet wird. Drüben stehen in fettem, schwarzbraunem Humus und zwischen ersten Kräuterchen Büschel, weiter oben stürzen Bäume den graugrünen Hang hinan. Wurzeln ziehen sich zu der kleinen Schluft hin und bilden dort ein dunkles Arabeskengewirr.

Ein winzig kleiner, aber prallglatter, grau roströtlicher Zaunkönig hat, mit steilgewipptem Schwanzstutzchen, dazwischen sein Wesen, hüpft flink von einer zur andern, obendrauf, drunterhin. Und jetzt in die Schluft hinein. Sucht weiter nichts; nur so der Bewegung halber. Jetzt ist er vorn, in einem grauschummrigen Halblicht. Dann hinten im schwärzlichen Dunkel des Hintergrundes. Wie ein drolliges, koboldhaftes Lichtchen hebt er sich nur ebenso draus vor. Aber da ist er schon wieder. Pfeilgeschwind ist er, man sieht gar

nicht, daß er die Flügelchen bewegt, mit einem Mal heraus und oben auf den Rand der obersten Platte, jetzt zwischen den Kräuterchen und Gräschen in den welken, vorjährigen, von der letzten Schneeschmelze noch nassen Laubschichten, die einen mit so einem angenehm dumpfen Aroma von lauer Wasserfrische und Humus anhauchen.

Und plötzlich ist's oben auf die grüne Sphinx hinauf.

Es gibt noch keinen Laut von sich aber man merkt ihm an, daß es auf den Frühling losgeht.

Johannes Schlaf

Er ist's

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja Du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

Eduard Mörike

Die Schwalben

Ein besonders stiller Sonntagnachmittag im Sommer bei uns auf dem Lande. Aus dem Hause ist alles ausgeflogen, die Spatzen in den Dachrinnen einzig ausgenommen. Im Garten herrscht die schönste Einsamkeit, lebendige, wonnige, atmende Ruhe. Feierlich breiten die Bäume ihre Zweige in die milde, regungslose Luft und trinken Sonnenschein. Die Vögel haben sich müde gesungen, kein einziges Stimmchen wird laut. Ich gehe langsam in den Laubgängen und zwischen den Wiesen hin und kann den Fuß auf keine Stelle setzen, die nicht vor langer, langer Zeit, oder vor einer noch nicht fernen, ein mir teuerer Mensch betreten hat.

Sie alle haben den dankbaren, fruchtbaren Boden unsrer Heimat geliebt, und wenn ich über ihn hinschreite, umgeben sie mich, die Erbin dieser Liebe, sie mir ins Dasein, ich ihnen in den Tod getreu. Die Erinnerung knüpft ihre feinen, starken Fäden, trägt mir liebe Bilder, liebe Worte zu. Auch manches begrabene Leid regt sich, ein Widerstreit erwacht. Aber nur der Schatten seiner selbst, ohne Härte und Herbigkeit.

Entschwundene Zeit! Erst das Heute lehrt, was in deinem Damals des Kampfes wert oder unwert war.

Wie die Linden duften! Süß und schwer, beinahe betäubend. Die alten Bäume sind mit einem dichten Regen junger Blüten ganz überschüttet. Schlußakkord vom Farbenjubel des Frühlings. Was jetzt erklingt in unhörbaren

Tönen, aus dem tiefen Dunkel der Blutbuchen bis herauf zum wasserhellen Ton des weißen Ahorns, ist eine sanfte Symphonie in Grün. In ihrer Lautlosigkeit schmeichelt sie sich dem Auge ein, wird ihm Erquickung und Labe. Es genießt mit Wonne alle Schönheit, die ihm entgegenquillt aus jedem Blatt am Baume, jeder Blume auf der Wiese, genießt mit tiefem Entzücken den Frieden dieser segensreichen Stunde.

Der Teich liegt so regungslos wie eine große Glasscheibe und spiegelt den eintönig blauen Himmel wider. Ringsum in den Gebüschen, da haben die Nachtigallen in ihrer Braut- und jungen Ehezeit goldig tönende Sängerkriege geführt, haben eins das andere überboten mit Klagelauten flehender Sehnsucht, mit Flöten und Schluchzen, mit dem Jubeln und Jauchzen triumphierender beglückter Liebe.

Jetzt ist es aus. Der kleine Vogel schweigt über die Familienfreuden oder -sorgen, die er sich ersungen hat.

In den das Buschwerk überhängenden Zweigen hat sich etwas geregt und kommt herabgeflogen auf den Weg. Etwas Kleines, Herziges, Weiß und Schwarzes mit Spindelbeinen. „Guten Abend, Fräulein oder vielleicht Frau Bachstelze." Sie begibt sich dicht an den steinernen Rand des Teiches, der platt voll ist, läuft schnell und still wie eine Maus, bleibt stehen, tunkt den Schnabel ins Wasser, läuft ein Stückchen weiter, tunkt wieder, und so oft sie das tut, hat eine winzige Mücke ihre Existenz aufgeben müssen. Und wer weiß, was für eine fröhliche und ihrer Fröhlichkeit bewußte Mücke das war. Jetzt ist sie ein bewußtloser Bachstelzenbestandteil geworden.

So wäre denn eigentlich mein Traum vom unendlichen Frieden nun ausgeträumt. Was uns lebendig und glücklich scheint, lebt von Tod und Qual.

Die große Stille wird durch ein plätscherndes Geräusch unterbrochen.

„Da sind Sie ja, Madame Schwalbe. Dürften wohl auf der Jagd nach einem fliegenden Wild etwas tiefer ins Wasser geraten sein, als Ihnen lieb war."

„Durchaus nicht; es war ein Flugbad in der Eile. Ich habe sechs aufgerissene Schnäbel zu stopfen."

Richtig, sechs Schwälblein, nicht größer als die Faust eines dreijährigen Kindes, hocken auf der Querstange neben dem Teiche, die zum Ruheplatz für die noch nicht flugsichere Jugend angebracht worden ist. Sie hocken und schauen und warten, und so geschwind wie ein geschleuderter Stein kommt die Mutter aus der Luft herabgestoßen und hat irgendein erbeutetes Lebewesen, ein Würmchen, das sich kläglich krümmt, eine Larve oder eine Fliege im Schnabel. Alle Wartenden strecken die Hälse und erheben ein ungestümes Geflatter. Dann Ruhe. Eins ist mit einem guten Bissen versorgt worden, die andern sind voll Neid, aber auch voll Hoffnung. Die Mutter ist ja gleich wieder auf Raub ausgeflogen und auch bald wieder in Sicht. Neues Geflatter erhebt

sich, und abermals ist ein aufgerissener Schnabel gestopft worden. Und so weiter, einer nach dem andern, bis alle versorgt sind, keins vergessen worden und keins zweimal beteilt.

Frau Schwalbe hat zum Besten der Brut ihre Grausamkeit mit großer Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe vollbracht.

Nach dem Abendessen die Lektion — ein Ballet in der Luft. Die Mutter, vielleicht auch der Vater, und eine Anzahl Verwandter fliegen den Kleinen etwas vor, überbieten sich an Grazie und Eleganz in ihrem lautlosen, wonnigen Gleiten und Schweben. In Ellipsen, in Spiralen, in engen und weiten Ringen kreisen sie über dem Wasser, tauchen die Brust in seine Kühle, kosen ganz hingegeben mit weit ausgebreiteten Flügeln die linde Luft, die sie sanft und liebreich trägt, jagen einander nach, schießen plötzlich wie Pfeile in Wolkennähe empor.

Und die Kleinen gucken, gucken, gucken, stoßen einander an, fragen: Wollen wir's nicht auch probieren? — und eins schüttelt sich, hebt sich, fliegt und — kann's und ist ein Meister schon nach dem ersten Versuch.

Die übrigen lassen sich nicht spotten, folgen dem Beispiel, tun es glorreich, und große Freude über den famosen Nachwuchs herrscht in der ganzen Kolonie. Ein allgemeines lautes Gezwitscher erhebt sich, schallt hell über den Teich, tönt beifällig von den Zweigen. Nun weh' den Mückenschwärmen, die dort tanzen im Abendsonnenschein. Die fliegen können, werden auch jagen können. Gott behüte das kleine lustige Mückenvolk vor dem Wolfshunger junger Schwalben.

„Wird sie nicht behüten", sprach eine alte Dicke, die es im Gedankenlesen weit gebracht haben mußte. „Sie, Angehörige der Würger, die alles fressen, nur daß es bei Euch „essen" heißt, scheinen mir eine sentimentale Heuchlerin. Was steht denn Tausenden der Meinen von Ihresgleichen bevor, wenn wir im Herbst reisen, dem Licht und der Wärme nach. Wissen Sie das?"

„Ich weiß, "erwiderte ich kleinlaut.

„Nun, wir Tiere klagen nicht und klagen nicht an. Wir jagen auch nicht zu unserm Vergnügen und fressen bloß aus Notwendigkeit, ohne Liebe und ohne Haß erfüllen wir das Gesetz des großen Tieres Erde, das einem allerhöchsten und unerforschlichen Schöpferwillen folgen und unaufhörlich Leben hervorbringen und verschlingen muß. Verstehen Sie?"

„Sehr gut."

„Und werden das Getier nicht mehr bejammern, das uns zur Nahrung angewiesen ist?"

„Nicht mehr."

„Also, gute Nacht."

Und sie flog fort, ihrem wohlbestellten Neste zu in einer Mauerritze des Pferdestalls.

Wieder herrschte eine melodische Stille, eine atmende Regungslosigkeit. Nur hoch oben im Wipfel der feinen, schlanken Birke schaukelten und wippten, wie spielend vor dem Schlafengehen, einige kleine Blätter. Langsam zog das graue Dämmern heran, und wieder erfüllte mich das Gefühl eines unendlichen Friedens. Doch war das nur ein Abglanz des Friedens in meiner eigenen Brust. In den Hainen, den Gängen, den Beeten drängten überall die Starken vor den Schwachen und diese vor noch Schwächeren ans Licht, entfalteten sich auf ihre Kosten, gediehen durch die ihnen entzogene Kraft.

Und mir war, als führe auch das scheinbar Leblose die Sprache der Schwalbe.

Marie v. Ebner-Eschenbach

Kückeli

Was doorkelet über de Wase
Und wuselet und doolt?
Wär's nit so lebig Lebe
M'r meint', 's wär uurche* Gold.

Es isch wie geeli Siide,
Es sie=eht sie a wi=e Flumm.
Es kugelet und g'rugelet
Und eintweg keits nit um.

Es isch nit Flumm — nit Siide,
Und cha für Gold nit gooh — — —
Es sind nu's Noochbers Kückeli,
Di=e renne de Gluckeri noo.

Paul Körber

Strix

Es ist an einem Abend, Ende März, bei heftigem Seesturm ... Das Meer schäumt. Kein Fahrzeug ist zu erblicken. Die grauen Regenschauer und die graue See gehen ineinander über. Nur eine vereinzelte, große Möwe mit einer unverhältnismäßig großen Flügelweite für den kleinen leichten Körper tummelt sich im Sturmgebraus und wiegt sich hin und her über dem einsamen Horizont.

Scharf und salzig treibt die Seeluft durch den Strandwald; sie stinkt nach Fischen und Tang, nach Strand und Muscheln ... Strix tanzt nicht mehr an dem Dünenhang, sie hat zurzeit anderes zu tun.

* lauter

Sie hat sich ein Nest aus Zweigen zwischen ein paar ausstrahlenden Wurzelhälsen einer kleinen verkrüppeltem Erle zusammengetragen und liegt und brütet auf einem unbefruchteten Ei, einem letzten, aus alter Gewohnheit gelegten Ei!

Und die Regenschauer kommen in Zwischenräumen, aber regelmäßig wie die Kinder in dem Heim armer Leute, und das Meer da draußen nimmt die trostlose Farbe des Sandgraus an. Und der Regen peitscht herab, strömt und strömt, so daß auch oben in der Luft See und Meer entstehen.

Strix drückt sich tief in ihr schützendes Nest unter dem Erlenstamm und läßt die Regenschauer kommen und die Regenschauer gehen; sie brütet und gibt acht ... auf die Erde, das weiß sie ja, ist kein Verlaß.

Da kracht und raschelt es vor ihr im welken Laub ... ein langgestrecktes, schlangengeschmeidiges Raubtier wickelt seinen blanken Pelz aus dem Grau der Dämmerung heraus.

Es ist auch einer von den alten Feinden — ein guter Bekannter aus Strix' jubelvollen Tagen! Obwohl Klein-Taa jetzt ein alter Marder geworden ist, ähnelt er noch immer seinem Vater so aufs Haar, daß ihm eigentlich nur die gestutzte Rute fehlt. Klein-Taa ist auf der Frühlingswanderung auf der Suche nach einem Weibchen — sonst käme er nie in diese rauhe Gegend. Der Marder ahnt die Eule nicht, er kriecht nur in Schutz vor dem Wasser. Hopp, hopp, geht es, hopp hopp — ins Trockne hinein, am Eulenbaum entlang.

Stieg in Strix eine Erinnerung auf, als sie den Burschen sah? Bereute sie vielleicht erst jetzt eine ungenutzte Gelegenheit bei einer zufälligen Begegnung in einer dunklen Tanne? Oder ist nur das Wetter schuld daran?

Sie fährt auf die Waldkatze ein. Der Marder glaubt in dem ersten Augenblick der Überrumpelung, daß er einem Truthahn geradewegs in die Arme läuft. Ein warmes Aufblitzen, eine Mischung von Freude und Überraschung über dies unerhörte Glück zuckt in den kleinen, listigen Lichtern des behenden Raubmörders auf — da pflanzt Strix ihre acht Fänge in seinen Hinterkörper.

Äh! knurrte der kleine Taa ... verdammter Irrtum! Und blitzschnell reißt er seinen kurzen kräftigen Katzenschlund auf — Strix sieht wie in einer Sonnenuntergangsvision den roten blutdampfenden Rachen und die weißen Zahnreihen. Eine drohende Wolke von wilder Bosheit senkt sich über die vorhin so glitzernden Pupillen des Marders; er legt die Lauscher zurück und windet sich mit einer Kraftanspannung plötzlich in eine kauernde Stellung.

Strix will sich das Tier mit ihren Fängen vom Leibe halten, aber Klein-Taa ist zu lang, ohne Anstrengung gelingt es ihm, seine Vorderläufe in die Horneule hineinzuschlagen. Er umarmt Strix auf beiden Seiten des Brustbeins und bohrt in der Wut seines ganzen Schmerzes seine Nase und seinen Rachen in ihre Federn und ihr Fleisch.

Einen Augenblick ist Strix kurz davor, umzufallen.

Sie muß den einen Fang loslassen und in aller Eile die Flügelspitzen und den Stoß als Stützstäbe in die Erde bohren, aber der Marder geht mit der vollen Unbändigkeit seines ganzen Mordinstinktes drauflos.

Vergebens preßt Strix ihr zottiges Gesicht gegen seinen Nacken und läßt ihre scharfe Hakennase seinen Pelz lichten, vergebens schleudert sie ihm ihr Wolfsgeheul ins Ohr und begeifert ihn mit ihrem Auswurf: der aufgeregte Taa läßt sich nicht einschüchtern, es handelt sich um Leben oder Tod — Strix muß entweder weichen oder sich ergeben. Strix, die noch unverletzt ist, weil ihr dichtdauniges Kleid und die langen, dicken Brustfedern bisher den Stachel von den leidenschaftlichen Bissen des Marders abgehalten haben, wählt das erstere und reißt sich mit einem Ruck von ihrem Gegner los. Aber der Marder hält fest und geht mit. Da kommt ein Orkanstoß! Er schlägt plötzlich wie ein Vogel Greif nach Beute in die Waldestiefe hinab, fällt ein paar Bäume und erhascht einen Arm voll Laub. Strix breitet mechanisch die Flügel zur Flucht aus — und leicht wie ein Federball, den Marder in ihren Fängen, braust sie durch die Waldesgipfel empor. Sie hat das Glück, beim Aufflug, wo Klein-Taa endlich loslassen will, seinen langen, geschmeidigen Körper fest zu umklammern, ihre acht Krummdolche bohren sich in sein Fell hinein, gerade unter den Schulterblättern zwischen den Rippen. Das wird eine seltsame Luftfahrt! Im Vergleich damit ist der Flug mit der Kreuzotter das reine Kinderspiel; der fauchende Sturm nimmt Strix mit ihrem bißchen Beute in seine mächtigen Klauen und streicht mit rasender Geschwindigkeit mit ihnen davon. Er spielt Fangball mit ihnen, wirbelt sie in großen Rutschbahnschleifen auf und nieder und nach den Seiten und rund herum. Strix hat alle ihre Kräfte nötig, um die Flügel gespannt zu halten. Die wasserblanke Erde jagt gleichsam auf den flüchtigen Lauten des Rehbocks unter ihr dahin; sie sieht von Dunkelheit umhüllte Baumwipfel auf sich zueilen, im Nu unter ihr liegen und dann wieder davonschießen. Bald ist sie schwindelnd hoch in der Luft über ihnen, sie sieht weder Gestrüpp noch Hochwald oder die Lichtung der kahlen Stellen; bald ist sie den schaukelnden Kronenwölbungen so nahe, daß sie ihr Sturmgebraus und Zweigegeklapper hören kann — und es durchschaudert sie, trotzdem sie den Marder umklammert hält; sie kann ja nicht landen, das fühlt sie, nicht anhalten und die Flügel emporschwingen und im Winde rütteln; alles, was sie berührt, wird sie umrennen.

Da macht sie eine mächtige Bewegung mit den Flügeln und, obwohl ein Flug in die hohe Luft sonst nicht Sache der Eule ist, steigt und steigt sie — sie muß fort von der Anziehungskraft der Erde und der Sturmesgewalt, hoch hinauf, wo sie ungehindert gleiten kann, wenn auch in einer selbst für sie wahnsinnigen Eile.

Eindrücke und Empfindungen sausen durch ihr Gehirn; sie drängen sich auf, gewinnen Platz, werden beiseite gestoßen und gewinnen abermals Platz, und während alledem kämpft sie — sie, der lebende Ballon — mit ihrem noch immer gleich mordlustigen Passagier in der Gondel.

Klein-Taa, dem schon gleich zu Anfang Strix' Klauen durch die Eingeweide gedrungen sind, wühlt ununterbrochen in ihrer Brust und ihren Flanken herum, aber ihm fehlt eine Stütze für seinen Hinterkörper, seine Bisse gelangen nicht auf den Grund, er reißt ihr nur große Büschel Federn und Hautstreifen aus. Strix ihrerseits arbeitet mit der ganzen Willenskraft des Selbsterhaltungstriebes. Jäh und ausdauernd klemmt sie die Horndolche tiefer und tiefer in die Seiten des Marders und zapft Blut aus seiner Brust, während sie vor Erregung und Anstrengung im Fluge schlingert.

Taa ist im Begriffe zu ermatten. Er schnappt wild und blind im Irrsinn des Todes um sich, und seine kräftigen Hinterklauen, die wiederholt während der Fahrt Strix auf verhängnisvolle Weise gegen den Bauch gestoßen haben, fangen an, schlaff und leblos herabzuhängen.

Da benutzt Strix einen Augenblick, wo Klein-Taa, um Luft zu schöpfen und die kitzelnden Federn vom Maul zu entfernen, den Hals ausstreckt, und sie umfaßt mit ihrem scharfen Krummschnabel seine Kehle. Einen Bruchteil einer Sekunde schwindelt es sie — dann läßt sie plötzlich, zuerst mit den Fängen, dann mit dem Schnabel los. Sie schleudert ihn von sich und gibt ihm noch einen Segen in Gestalt ihres kalkweißen Geschmeißes mit. In einem langgestreckten Bogen sieht sie seinen schwarzen Raubtierkörper, der sich rund um seine Rute herumdreht, durch die Luft Purzelbäume schlagen, bis ihn das Erdendunkel endlich verschlingt, und er in der Nacht verschwindet.

Im selben Nu erfaßt der Sturm Strix wie mit einem Kampfruck. Von ihrem Passagier befreit, ist sie einen Augenblick später hoch oben zwischen den Wolken; sie muß schleunigst ihre Flügelweite verringern, sich rund herumdrehen und, den Kopf gegen die Windrichtung, sich in langen, weitgedehnten Schleifen, seitlich dahintreiben lassen. Naßkalte Sturmstöße fauchen ihr ins Gesicht und pflücken lose Daunen und Federn aus ihrem Kleide — dann ergießen sie sich in reißenden Regenströmen über sie.

Svend Fleuron

Spatzenmusik

Der liebe Gott gab mir eine unmusikalische Seele. Und darum bin ich einer von den wenigen, die, ohne rot zu werden, frech und frei herausjagen: „Spatzenmusik ist schön!"

Ja, die Spatzenmusik hat mich schon zu manchem Frühmorgenbummel verführt. Wenn ich des Sonntagsmorgens in falber Winterfrühe das Stromufer entlang wandere, in den Gassen der Schlaf noch webt, über den Dächern

noch tausend Geheimnisse träumen und kein Mensch mir begegnet und kein Fuhrwerk, dann ist es die alte, hexenhaft verwetterte Heuscheuer mit ihren blinden, spinnwebverhangenen, geisternden Fenstern und den efeuumwucherten Mauern, die mich anlockt; denn dort in dem hundertjährigen Efeu kribbelt das Leben, wimmelt es von zahllosen keckfrischen, geflügelten Betriebsnudeln, die dort ihr frohes Morgenkonzert geben. Im Sommer und Winter, bei Regen und Schnee, bei Frost und Hitze, bei Nebel und Sonnenschein, alle Morgenfrühe sind sie munter und fröhlich aufgelegt und wacker beim Musizieren. Mag der einzelne Spatz ein musikalischer Stümper sein, in hundertfältigem Zusammenklang des dschilb und dschelb, sillib, tschillipp und tschelp, schellem, prschill, gelle, dollm, delm, dellp, und was es sonst noch an Naturlauten in dieser reichen Sprache gibt, das hat so viel Frisches, Aufweckendes und Prickelfröhliches, daß man darob aller müden Schnarcher und Baumabsäger in Altheidelberg vergißt und sich fröhlich in die Berge schlägt.

Alles Spatzenzeug der Stadt, Junggesellen und Junggesellinnen, die mit blanken braunen Augen um sich schauen und noch jeden Apfel auf dieser schönen Welt für reines Gold ansehen, Spatzenjungens, die, wenn sie eine Nase hätten, diese selbst des Sonntags nicht putzen würden, und erfahrene, altkluge Familienväter und Spatzenmütter, die in jedem Bunde der Kinderreichen Ehrenmitglieder sein könnten, sie alle haben im Efeu der Heuscheuer Herberge und Obdach, finden sich dort beisammen, erzählen sich abends des Tages bunte Erlebnisse und geben des Morgens vor dem Ausfliegen ihr Konzert.

Man stelle sich das einmal bei den Menschen vor. Jeden Morgen, ehe die Menschen zur Arbeit gehen, stellt sich alles, Mann, Frau und Kinder, von Haus zu Haus in die Fenster und jedes singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, dem jungen Tag sein frohes Morgenlied. Das käme uns gewiß reichlich seltsam vor, weil wir den Humor bei der Sache schon längst beerdigt haben. Aber es sollte uns nicht dazu veranlassen, nun die Spatzen ohne weiteres wegen ihrer lebensfrohen Unverwüstlichkeit und ihrer Liebe zum gemeinsamen Morgengesang als freches Gesindel zu bezeichnen.

Der Spatz, der dreiste und dreibastige, der sich niemals unterkriegen läßt, der Berliner unter den Vögeln, muß überall dabei sein, wo „n' bißken Betrieb" ist. In den Wald geht er nicht, auf die „grienen Beeme vazicht a"; denn da kann er sich „nichts vor koofen". Menschen will er sehen, Leben und Lärm um sich haben, Ballung von Häusern —, zuweilen auch bloß Ballung vom Pferd. Er ist der geselligste unter den gefiederten Gesellen und neben dem Menschen der größte Vereinsmeier des Erdballs. Alle Spatzenarten, vom Haussperling und Ringelspatzen bis zum afrikanischen Siedelspatzen, sind ungemein gesellig. Wo fünf Deutsche beisammen sind, gründen sie einen Klub, wo vier Spatzen sind, gründen sie einen Gesangverein. Im Winter aber,

wenn die hungrige Haubenlerche notheischend in die Stadt hereintrippelt, wenn die stolze Goldammer kommt, bei der dann auch nicht mehr alles Gold ist, was glänzt, und das Buchfinkenhähnchen, das im Mai den Kavalier macht, ins Proletariat hinabsteigt, dann sind die Spatzen wirklich großherzige Leute, gründen in ihrer Art eine Heidelberger Notgemeinschaft und lassen alles von ihren wenigen Brocken mitschnabulieren, was sonst da draußen im Schnee und Frost verkommen müßte.

Daß die Spatzen nicht so schön wie die Lerchen singen, daß sie nicht so gefühlvoll flöten wie die Amseln —, du große Güte, es ist doch auch nicht jeder Mensch ein Caruso und nicht jedes singende Fräulein eine schwedische Nachtigall. Ja, wenn wir dem Schöpfer ins Handwerk pfuschen könnten und allen Spatzen den Gesang der Amseln verleihen würden, wenn von jeder Dachkandel, von jedem Türbalken und überall auf dem Straßenpflaster dieses laute Gepfeife und Geflöte Hunderter von Sperlingen anheben würde, es wäre schlimmer als alles Autogehupe und Elektrischengeklingel, und wir würden uns bald wieder zurücksehnen nach dem schlichten, einfachen, weichen Getschilpe, wie es den Spatzen eigen ist. Der einzelne Sperling macht sicher keinen großen Anspruch darauf, ein großer Held des Gesanges zu sein, obwohl der Spatz einen viel größeren Reichtum der Stimme hat, als mancher Mensch glauben mag. Anders ruft der Spatz, wenn er um sein Liebchen wirbt und anders, wenn er lockt, anders, wenn er es zärtlich umgirrt und anders, wenn er bei den Jungen sitzt. Auch wenn er die Sonne begrüßt, wenn er Futter findet, wenn er schimpft oder wenn er um ein verlorenes Kind schmerzliche Wehklagen zum Ausdruck bringt, weiß er sich sehr verschieden und wortreich auszudrücken.

Vor einigen Jahren wohnte ein Spatzenpaar mir zur Nachbarschaft, das ich schon lange kannte, und Fips und Finchen nannte. Beide waren leicht an der Stimme zu unterscheiden. Eines Tages sah ich zufällig, wie ein Mauerseglerweibchen in dringender Legenot ins Spatzennest flog. Die Spatzeneltern suchten den Eindringling zu verscheuchen, der ihnen aber kalt lächelnd die dolchscharfen Krallen entgegenstreckte. Darauf stießen Fips und Finchen langanhaltende klagende Tonreihen aus, die Schmerz und Jammer so bewegt zum Ausdruck brachten, daß sie einen harten Menschen hätten rühren können. Ich erzählte meinem kleinen Bub, was vorgefallen, und daß nun das Seglerweibchen mit seinem klebrigen, leimartigen Speichel die jungen Spatzen elend ersticken und auf ihren Leichen seine Eier legen werde. Kaum gesagt, stürzte der kleine Bub heulend die Treppe hinunter. Es dauerte kaum wenige Minuten, da hatte er einen gutmütigen Dachdecker mit seinen Gehilfen mobil gemacht, eine hohe Leiter wuchs an der Hauswand empor, Zuschauer sammelten sich in Scharen und das Seglerweibchen wurde von einem Dachdeckergehilfen aus dem Nest gejagt. Bald saßen Fips und Finchen wieder glücklich bei den Jungen und ein Gezwitscher hub an, so weich, so zart, so rührend, —

ich glaube, es war wohl das „Nun danket alle Gott" in der Sperlingssprache! Ist auch der Spatz kein Opernheld, keine Primadonna des Gesanges, so liebt er wenigstens die Geselligkeit. Hat man schon einmal ein Dutzend Rotkehlchen auf einem Ast gesehen, fünf Drosseln auf einer Tanne, ist nicht gerade dort unter den Solosängern der gegenseitige Neid am größten und von Geselligkeit keine Rede?!

Aber die Spatzen sagt man, sind unnützlich und schädlich. Gewiß sind sie manchmal schädlich, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Mensch im allgemeinen und im besonderen. Aber solange noch kein Kaufmann wegen der Spatzen unter Geschäftsaufsicht kam und noch kein Bauer Haus und Hof verlor, weil er eine Handvoll Spatzen bei sich zu Gaste hatte, solange ist auch die Spatzensorge noch nicht die schlimmste, die wir haben.

Ja, wenn es gar keine Spatzen mehr gäbe, wie würden unsere Städte verarmen und unsere Bauernhöfe veröden! Es würde uns so ergehen wie jenen deutschen und englischen Auswanderern, die in Amerika eine neue Heimat gegründet hatten und vor ihren Hütten und Häusern gar bald das muntere Getschillpe vermißten. Denn, obwohl der Spatz kein Zugvogel ist und kaum aus seiner Vaterstadt herauskommt, hat er sich doch nach der Art, wie es der Swinegel mit dem Hasen machte, fast die ganze Welt erobert, ist in Indien und Japan zu Hause, in China und Afrika, ist mit den Arbeitern, die die sibirische Bahn bauten, in Sibirien eingedrungen, fehlte aber lange in Amerika. Da gründeten die Auswanderer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts überall in Kentucky und Connectiut, in Wyoming und Winnipeg und sonst noch wo Spatzenvereine und bestellten in Europa große Spatzenladungen, um dieses Tier in der neuen Heimat einzubürgern. Und als das erste Spatzenschiff in Hoboken ankam, standen die Herren Vereinsvorstände in Zylinderhüten am Hafen, die Ehrenjungfrauen trugen Schleifen und Kränzchen im Haar und unter Vorantritt der Musikkapellen wurden die Spatzen in ihren bekränzten Käfigen triumphartig durch die Stadt geführt. So hohe Ehren wie damals haben sie nie wieder seitens der Menschen erlebt! Überall in den Parks und an den Häusern wurden Nistkästen aufgehängt, und bald hatten die Bauern das, was sie an die alte Heimat erinnerte: die Spatzenmusik!

Heute ist freilich drüben die Freude nur noch halb so groß; denn der Spatz ist der treueste Familienvater der Welt, kennt kein Zweikindersystem wie der Deutsche und kein Einkindersystem wie der Franzose, und bringt jedes Jahr zwei oder drei, manchmal sogar vier Bruten von je vier bis acht Jungen auf, so daß es heute in Amerika weit mehr Spatzen gibt als Menschen.

Und trotzdem ist das Land des Dollars noch nicht unter Geschäftsaufsicht gekommen!

F. Sartorius

Reiselied

Durch Feld und Buchenhallen,
bald singend, bald fröhlich still,
recht lustig sei vor allem,
wer's Reisen wählen will:

Wenn's kaum im Osten glühte,
die Welt noch still und weit:
da weht recht durchs Gemüte
die schöne Blütenzeit.

Die Lerch' als Morgenbote
sich in die Lüfte schwingt,
eine frische Reisenote
durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
weit über Wald und Strom,
hoch über sich den blauen,
tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen
die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich;
Gedanken gehn und Lieder
fort bis ins Himmelreich.

Joseph Eichendorff

Ameisen

Im stillen Walde kann man allerhand sehen, natürlich, wenn man die Augen aufmacht. So sah ich's denn, sah's anfangs zufällig und hernach mit Bedacht. Was nur der Auflauf bedeutet! Der ganze Platz war voll von Hinzueilenden und Davonspringenden. Sie drängten und wogten hin und her, sie stießen in der Hast aneinander; die nicht schnell weiter konnten, wurden niedergedrückt; ja hier und da lief sogar eins über den Leib des anderen hinweg. Ich ragte wie ein Ungeheuer über der erregten Menge hervor, und zwar

Schiff im Schwimmdock

so hoch, daß die kleinen Augen selbst mittels eines Ferngläschens kaum imstande gewesen wären, mein Haupt zu erblicken.

So bückte ich mich, um zu sehen, was denn dieser Auftritt der Ameisen auf dem sandigen Waldweg bedeutete; und ich sah es bald. Es war der Kampf der Ameisen mit einer Kiefernraupe. Diese mochte träge ihres Weges gekrochen sein, vielleicht durchdämmert von der Ahnung ihres zukünftigen Schmetterlingslebens, vielleicht auch nur im Hunger nach saftigen Föhrenzweigen. Da mochten die Straßenräuber hervorgetreten sein aus dem Laubgehölze des Heidelbeerkrautes und die Wallerin überfallen haben. Den ersten Anfall hatte sie mit geschickten Wendungen und scharfen Bissen abgewehrt; ihre braune Behaarung steifte sie zu einem Panzerhemde und eine und die andere der Angreifenden trat sie sogar mit ihren Pfoten zu Tode. Aber immer mehr der Ameisen sprangen herbei und packten die Raupe von hinten und vorn. Sie richtete sich in der Mitte zu einem Bogen auf: da liefen einige unter den Bauch, andere stiegen rasch auf den emporstrebenden Rücken und drückten ihn nieder, und sie setzten ihre Zähne ins Fleisch des hilflosen Tieres. Der Hinterleib der Raupe war bereits ganz umklammert, da bäumte sie sich noch mit dem Vorderkörper zur Höhe wie ein unstetes Pferd und schlug mit dem Haupte wild um sich. Alsogleich schossen ein paar Ameisen unter ihre Brust und versetzten ihr mit den Zangen wütende Bisse, wobei die Raupe noch einmal mit dem ganzen Körper emporschnellte und ihre Angreifer über den Haufen warf. Nun griffen diese noch hitziger an; ihrer zwanzig rangen mit dem Opfer, stachen, bissen, und schlugen es und spritzten unter den verzweifelten Zuckungen des Tieres ihr heißes Gift in die Wunden.

Mein Ergötzen an dem Kampfe ging nun in Mitleid über für die arme Raupe, die, von aller Welt verlassen, gegen eine Unzahl von Feinden sich mit unerhörter Tapferkeit ihres Lebens wehrte.

Rasch riß ich einen steifen Rispenhalm ab und versuchte damit die kleinen Würger von der in Todesangst sich windenden Raupe wegzuschieben und wegzustechen. Nun wollten die erbitterten Ameisen aber auch mit mir den Kampf beginnen, hastig kletterten sie den Halm empor bis zu meinen Fingern, die bald das Prickeln ihres scharfen Saftes zu spüren bekamen. Die anderen aber klammerten sich so fest an das unterliegende Tier, daß ich den schwachen Halm gegen einen dünnen Baumzweig vertauschen mußte, um die Raupe mit Gewalt von den Räubern zu befreien. Es war jedoch spät. Als die meisten fortgescheucht waren, brach die Raupe zusammen und regte sich nicht mehr. Helle Tröpfchen standen auf ihrem braunen, stellenweise stahlblau schillernden Körper. Nun tat es mir leid um das Tier, das in einem rechtlosen Streite, nur weil es der Schwächere war, sein Leben lassen mußte, und mir kam zu Sinne, die strafende Vergeltung zu spielen und die hin und wieder schwärmenden Ameisen, ja ihr ganzes nur wenige Schritte entferntes Raubnest mit einigen

Fußtritten zu zerstören. Da kam mir, ich weiß nicht wie, der Kalbsbraten ins Gedächtnis, welcher mir mittags zuvor so trefflich gemundet hatte; zwei Tage früher hatte ich gesehen, wie der Fleischhauer das Kälbchen von seiner Mutter weggerissen und zur Schlachtbank geführt ...

Ich ließ nun die Ameisen gewähren. Sie nahten sich sofort wieder der hingestreckten Raupe; diese, von neuem angefaßt, hob noch einmal ihr Haupt, es knickte aber wieder ein, und sie war tot.

Die Menge hatte sich verlaufen. Die wenigen Zurückbleibenden befaßten sich mit dem Fortschaffen der erlegten Beute. Aber sie vermochten den Körper, der eine Ameise wohl dreißigmal überwog, nicht von der Stelle zu bringen. Da lief eine davon und brachte bald Gefährten zur Hilfeleistung. Nun faßten sie die tote Raupe an beiden Seiten an, einige krochen unter den Körper hin, als wollten sie diesen heben und tragen, und bald bewegte sich die Last weiter. Es ging recht rasch über den glatten Boden hin. Jetzt erwachte in mir die Bosheit, oder, wenn das besser klingt, der Gerechtigkeitssinn. So ohne jegliches Hindernis sollte die Untat doch nicht abgehen. Ich legte ein flaches Steinchen auf die Raupe; für den ersten Augenblick allerdings entstand eine Verwirrung und Verlegenheit unter den Ameisen. Aus der Wucht, unter welche sie zum Teil selbst gekommen, hatten sie sich bald wieder unversehrt hervorgearbeitet. Nun umkreisten sie den Stein, stiegen auch darüber hin, prüften die Last und schienen Rat zu halten, wie ihre Beute unter dem Steine herauszukriegen wäre. Der Versuch, den Stein wegzuwälzen, erwies sich als vergeblich. Das etwa ein achtel Pfund schwere Stückchen regte sich trotz aller Anstrengung der Ameisen nicht von der Stelle. Was taten sie nun? Sie fingen an, den Boden zu unterhöhlen, gruben einen kleinen Kanal unter dem Stein, hoben um die Raupe und unter derselben das Erdreich aus, und nach einer Viertelstunde zogen sie den Leichnam unter dem Steine hervor.

Die Tat erfüllte mich mit Achtung, und ich legte den kleinen Wesen nichts mehr in den Weg; ungesäumt schleppten sie die Raupe dem Ameisenhaufen zu, wo sie dieselbe in eine der Vorratskammern gebracht haben mögen.

In wenigen Wochen, so dachte ich, werden Kiefernspinner aus dem Geschlechte der ermordeten Raupe den Ameisenhaufen umgaukeln und in ihrem Fluge höhnend niederblicken auf die krabbelnden Wesen. So geht das Spiel im Kreise der Natur; wir Menschen stehen nicht außerhalb desselben.

Peter Rosegger

Arbeit in der Natur

Arbeit ist das große Wort, welches unsere Zeit als Sinnspruch an der Stirne trägt. Nur wer arbeiten kann und will, bringt es zu etwas Tüchtigem, ist geachtet und geehrt und vermag die Güter und Gaben des Lebens

würdig zu genießen. Alle unsere großen Männer, gleichviel ob sie Gelehrte und Künstler, Dichter und Schriftsteller, Staatsmänner oder einfache Bürger seien — sie alle arbeiten und müssen rastlos arbeiten, wenn sie ihre Pflicht erfüllen und das leisten wollen, was die Zeit von ihnen fordert.

Aber die Arbeit steht noch höher — sie ist eigentlich die erste Lebensbedingung; denn nur wer arbeitet, lebt wirklich. Arbeiten, das heißt tätig sein, muß jedes lebende Wesen und daher auch unser Körper mit allen seinen Organen. Wie notwendig die Arbeit, bzw. die Tätigkeit in dieser Hinsicht ist, ersehen wir am besten daraus, daß jeder Körperteil desto kräftiger sich entwickelt, je mehr er in tüchtiger, natürlich nicht übertriebener Arbeit geübt wird.

Auch in der Tierwelt finden wir rastlose Arbeit und tätige Arbeiter, und viele von diesen überraschen uns durch die Erzeugnisse ihrer Arbeit.

Ein Tierchen wird im Sprachgebrauch gleichsam als Sinnbild der Arbeit bezeichnet und nicht selten dem Menschen als Muster hingestellt. Es ist bekanntlich die Ameise, welche allerdings in mehrfacher Hinsicht zum Vorbilde dienen kann, namentlich darin, daß sie eine der segensreichsten Kulturbestrebungen unserer Gegenwart, das Genossenschaftswesen, in seinen herrlichen Erfolgen zur Veranschaulichung bringt, indem sie durch Vereinigung zahlreicher winziger Kräfte etwas Großes auszuführen vermag. Wer die sogenannten Ameisenhaufen mit Verständnis beobachtet, wird aber nicht allein staunen über die bedeutende Leistung vieler vereinigter, an sich so schwacher Arbeiter und zugleich über den Scharfsinn wie den Fleiß und die Emsigkeit jedes einzelnen, sondern auch über die außerordentliche Regelmäßigkeit und Ordnung des Ganzen. Solche Tiergemeinschaften oder Tierstaaten, wie man sie auch zu nennen pflegt, gibt es aber bekanntlich sehr zahlreiche, und alle ihre Werke gewähren staunenswerte Beispiele der Leistungen, welche Vereinigung und Organisation hervorzubringen vermögen. Wir dürfen nur die kunstvollen und umfangreichen Stockwerke einer Ameisenstadt, die regelmäßigen und zierlichen Waben und Zellen der Honigbienen und die großartigen Kunstbauten der Termiten, letztere bekanntlich nicht bei uns, sondern in fernen Weltgegenden, uns vergegenwärtigen.

Aber auch in einzelner Tätigkeit hat die Kerbtierwelt beachtenswerte Arbeiter aufzuweisen. Vorzugsweise interessant erscheinen die Arbeiten der Tapezierbiene. An einer sonnigen Stelle, in loser Erde oder in dem mürben Holze eines faulen Baumes bohrt diese Biene eine etwa sieben Zoll tiefe Röhre hinein; dann fliegt sie nach den Rosensträuchen des nahen Gartens, um aus den Blättern den Stoff zum Austapezieren ihrer Wohnung zu holen. Drei bis vier größere Stücke von eiförmiger Gestalt legt sie zunächst an die Wände im Grunde der Röhre, darauf wird eine zweite Schicht aus lauter gleich großen Blättern gelegt, welche aber an einem Ende schmäler, am

andern breiter sind, ungefähr so breit als die halbe Länge beträgt. Die vom gezähnten Blattrande gebildete Seite wird nach außen, die Schnittseite nach innen gelegt. In dieses Futteral bringt die Biene ein drittes, welches die Fugen des vorigen bedeckt. Diese Zelle, in Gestalt eines Fingerhutes, wird sodann mit Honigbrei und Blütenstaub ausgefüllt, mit einem Ei versehen und nun mit einigen kreisrunden Blattstücken als gut eingepaßten Deckeln sorgfältig verschlossen. Solcher Zellen werden etwa sechs bis sieben nebeneinander gebaut, in der Weise, daß immer der Deckel der einen neben dem geschlossenen Ende der andern zu liegen kommt, dann wird die ganze Erdhöhle zugeschüttet. Zu bewundern ist es, wie das Tierchen ohne Lineal und Zirkel aus den Blättern seine Ellipsen, Ovale und Kreise abzumessen und genau so groß zu schneiden vermag, wie die Stücke eben nötig sind. Auch bei dem Einbringen derselben zeigt es diesen Scharfsinn. Da die größeren Blattausschnitte schon während des Abschneidens sich etwas zur Seite legen und zum Fortbringen, sowie zum Einschieben in die Röhre gebogen sein müssen, so faßt die Biene dieselben mit ihren Beinen gleich so, daß sie einen Trichter oder eine Tüte bilden, und trägt sie in dieser Weise ein. Die innerhalb der Röhre losgelassenen Stücke suchen ihre frühere Lage wieder einzunehmen und schmiegen sich um so besser an die runden Flächen; nur die zu Deckeln bestimmten Kreise biegt die Biene gar nicht zusammen. Das ganze Werk wird so eilfertig und dabei doch so gediegen hergestellt, daß bei günstiger Witterung innerhalb zweier Tage vier Zellen fertig sein können.

Von den Mauerbienen bohrt die eine tiefe Gänge in Lehmwände und verfertigt vor dem Eingang ein künstliches Gemäuer in Form einer durchbrochenen Röhre; eine andere tapeziert eine ähnliche Wohnung mit den Blättern des roten Feldmohns aus; noch eine andere verfertigt einen steinharten Klumpen, innerhalb dessen sie die Zellen für ihre Brut in Fingerhutform angelegt hat.

Die zahlreichen Spinnen zeigen bekanntlich so regelmäßige und mannigfaltige Gewebe, daß dieselben billig unser Erstaunen erregen müssen. Viele Raupen verfertigen in ihren Kokons, den Hülsen, in welche sie sich zur Verpuppung einspinnen, kunstreiche Werke.

Nicht in der Sorge um die Nachkommenschaft allein, sondern auch zur Erwerbung ihrer Nahrung bedürfen alle Tiere einer tüchtigen und oft sehr anstrengenden Arbeit. Und für dieselbe hat die Natur sie meistens mit den trefflichsten Werkzeugen ausgestattet. Hier zunächst ein Beispiel noch aus den Reihen der Kerbtiere. Im losen, dürren Sande, dicht am öden Kiefernwalde, bemerkt man oft zahlreiche trichterförmige Grübchen, in deren Grunde man bei näherer Untersuchung jedesmal ein sonderbares, anscheinend unbeholfenes Geschöpf findet. Dies ist der sogenannte Ameisenlöwe, die Larve eines Kerbtieres, Ameisenjungfer genannt, welcher rückwärts schaufelnd,

eine richtige Mördergrube anzufertigen weiß, auf deren Grunde er, im Versteck sitzend, auf Beute lauert. Sobald nun ein kleines Tierchen, eine Ameise, Spinne, ein Käfer oder dergleichen in die Nähe kommt und vorüber will, schleudert der Ameisenlöwe von unten herauf nach demselben eine Menge Sand, wodurch das Tier leicht an der steilen Wand herab in die Grube gleitet. Hier wird es dann, oft erst nach hartem Kampfe, wobei das Steinwerfen die Hauptwaffe des versteckten Bösewichts bildet, überwunden und ausgesogen. Den leeren Balg schleudert er zuletzt weithin über den Rand der Grube hinaus.

Die in jeder Hinsicht seltsamen Geschöpfe, welche man Kriechtiere oder Amphibien nennt, lassen am wenigsten eine regelmäßige Tätigkeit wahrnehmen. Ihr Wesen besteht in einem wunderlichen Gemisch von stumpfem, teilnahms- und bewegungslosem Dahinstarren, in ganz unbestimmten Zeiträumen abwechselnd mit blitzschnellen und hurtigen Bewegungen. Diese letzteren gelten dann beinahe immer der Ernährung und sind daher als die eigentliche Arbeit des Tieres anzusehen. Manche Kriechtiere sind dagegen auch immerwährend lebhaft und, wie z. B. die flinken Eidechsen, als sehr tüchtige Jäger anzusehen; ja selbst der durch unerschütterliche Ruhe bekannte und auch in seinen gewaltigen Sprüngen immer gleichmäßig bedächtige Frosch entwickelt zuweilen eine ungemeine Lebhaftigkeit und Gewandtheit, mit der er dann auf der Jagd nach Fliegen, Regenwürmern usw. natürlich ebenfalls für seinen Magen sorgt.

Unter den Fischen aber gibt es wiederum Arbeiter im wahren Sinne des Wortes. Wir haben in unseren deutschen Gewässern ein Fischchen, welches ein wirkliches Nest erbaut. Es ist der verbreitete Stichling, der Holzstückchen, kleine Steinchen, Gräser und dergleichen mit seinem zähen Schleime zusammenleimt, zu einer vorn und hinten offenen Kugel formt und dann mit feinem Sand überschüttet. Dieser kunstfertige Meister ist jedesmal ein Männchen, und in das fertige Nest legen mehrere Weibchen ihre Eier, welche er sorgsam bewacht und verteidigt. Auch unter den Fischen in fremden Ländern gibt es mehrere solche geschickte Baukünstler.

Als die emsigsten Arbeiter und die hervorragendsten Künstler zugleich sind aber unter allen Tieren die Vögel anzusehen. In manchen naturgeschichtlichen Werken werden dieselben daher auch in Hinsicht der Verschiedenartigkeit ihres Nestbaues als Handwerker dargestellt, indem man sie als Maurer, Minierer, Korbflechter, Schneider, Weber, Filzmacher, Zimmerer, Plattformbauer und Dombauer oder Mooswölber einteilt.

Zu den Maurern gehört die schöne und nützliche Hausschwalbe, welche bekanntlich aus feuchter Erde ein sehr künstliches Nest in der Gestalt des vierten Teiles eine Kugel formt und am Gesims oder an andern passenden Orten anklebt. Der Haltbarkeit wegen wird die Masse mit Strohhalmen

durchzogen. Weniger zierlich in der Form und auch unordentlich im ganzen Aufbau ist das Nest der Rauchschwalbe. Zu den Maurern gehören ferner mehrere Drosseln, welche ihre Nester in der Form einer Halbkugel aus Reisern flechten, dann aber mit Lehm ausmauern, auswendig mit Moos verkleiden und innen mit weichem faulendem Holze aufs sauberste glätten. Der Blauspecht sucht sich eine Höhlung in einem Baume und umvermauert den zu weiten Eingang derselben mit toniger Erde bis auf ein enges Schlupfloch. Von dieser Arbeit hat der Vogel auch den Namen Kleiber erhalten.

Was die Hausschwalbe an Kunstfertigkeit, Emsigkeit und Ausdauer leistet, wird bedeutend übertroffen durch die Tätigkeit der winzig kleinen Erd- oder Uferschwalbe. Dies unscheinbare Vögelein gehört jedenfalls zu den bewunderungswürdigsten Arbeitern unter allen Tieren. Mit seinem kleinen Schnabel, seinen zarten Füßen und Flügeln vermag es fußtiefe Löcher in den Erdboden zu bohren; es ist daher ein Minierer, welcher im Verhältnis der Kraft und Leistung von keinem andern übertroffen wird. Daneben steht der Eisvogel ebenfalls als ein sehr tüchtiger Minierer da. Der schöne Eisvogel ist bei uns in Deutschland im allgemeinen sehr wenig bekannt, da er leider nur noch stellenweise vorkommt und als Strichvogel nur dort sich zeigt, wo er gerade reichliche Nahrung findet. An einer steil abfallenden, ganz glatten Stelle des Ufers, etwa einen Meter hoch über dem Wasser, bohrt er ebenfalls eine von unten nach oben schwach aufsteigende Höhle hinein mit einer kleinen Rinne an der Seite, in welcher das von den Federn und Füßen abtropfende Wasser zurückfließen kann. Am Ende der Höhle, in einer backofenförmigen Erweiterung, steht das aus Fischgräten erbaute Nest. Die Vögel sollen beide gemeinsam wohl zwei bis drei Wochen in emsigster Arbeit sich abmühen, bis sie tief genug sich hineingegraben haben; noch bewunderungswürdiger erscheint aber jedenfalls die Anlage der Wasserrinne.

Unter den Vögeln, welche man zu den Korbflechtern, Webern und Filzmachern zählt, finden wir die hervorragendsten Künstler in unserer einheimischen gefiederten Welt. Krähen, Raben, Häher flechten aus trockenen Reisern, Stengeln und dergleichen mehr oder minder einfache Körbe, die mit einer teils nachlässigen, teils schon recht kunstfertigen Nestmulde versehen sind; immer aber sind sie so fest und haltbar geflochten, daß sie als durchaus zweckentsprechend erscheinen müssen.

Aus der Zunft der Schneider und Weber sind unter unseren einheimischen Vögeln keine Vertreter zu finden. Der eigentliche Schneidervogel in Hindostan, ein Vögelchen von der Größe eines Zaunkönigs, näht ein von der Erde aufgehobenes Blatt an ein noch grünes, am Baume hängendes in der Weise, daß er beide Ränder aufeinander legt, durchbohrt und mit einem zähen Halme zusammenschürzend befestigt. In der dadurch gebildeten Tasche

formt er dann die Nestmulde. Ähnlich und doch durchaus verschieden baut der in Deutschland überall heimische schöne Pfingstvogel oder Goldpirol sein Nest. Der eine Gatte des Pärchens bringt einen langen Faden oder Halm, hält ihn an dem einen Ende fest, während der andere mit dem zweiten Ende mehrmals um einen Zweig flattert und ihn erst um den einen und dann um den andern Zweig festschürzt. In dieser Weise formen sie zwischen einer Astgabel ein gewöhnliches Nest, dessen Hersteller man eigentlich als Weber bezeichnen müßte.

In den Reihen der Filzmacher ist das Nest der Buchfinken jedenfalls das bekannteste, keineswegs aber das am wenigsten kunstvolle. Es ist aus Flechten, Moosen, Fäden, Haaren, Spinnenweben u. dgl. ungemein zierlich zusammengefilzt und enthält eine aus langen Haaren sauber geglättete Mulde. Ihm ähnlich, mehr oder weniger kunstfertig und schön, sind die Nester verwandter Finken, der Stieglitze, Hänflinge, Goldammern und vieler anderen. Hoch oben an als das kunstfertigste aller Nester überhaupt steht aber das der Beutelmeise, welche vornehmlich im Osten Europas lebt. Es ist aus Blatt- und Baststreifen, Moos, Pflanzenwolle und dergleichen in unendlich kunstvoller Weise geflochten, gewebt und gefilzt. Seine Gestalt ist die eines eirunden Beutels mit einer seitwärts schief hinabhängenden Röhre, welche das Schlupfloch bildet.

Als die Zimmerer unter den Vögeln bezeichnet man vornehmlich die Spechte, welche mit staunenswerter Kraft große Löcher in die Baumstämme zu meiseln verstehen, teils um dieselben für ihre Nester zu benützen, teils aber auch, um in das kernfaule Innere der Bäume zu gelangen und die dort hausenden Kerbtiere zu vertilgen.

Auch unter den Vierfüßlern oder Säugetieren finden wir emsige und tüchtige Arbeiter. Als eine Künstlerin zugleich tritt uns die Zwergmaus entgegen, denn sie erbaut aus feinen Halmen, Binsen, Bast und Blättchen ein zierliches, kugelförmiges Nest, welches denen vieler Vögel an Kunstfertigkeit gleichsteht. Hieran reiht sich das Nest des Eichhörnchens, welches in der Form einer Kaffeetrommel aus Reisig und Moos geflochten und gewebt, ähnlich, aber viel weniger künstlich ist. Auch zahlreiche andere Vierfüßler, wie Kaninchen, Ratten, Mäuse, richten sich ähnliche, mehr oder minder kunstfertige Nester und Lager her. Eine merkwürdige Wohnung legt sich der Hamster an, in welche zwei Röhren, eine schiefliegende zum gemächlichen Ein- und Ausgang, und eine senkrechte für die schleunige Flucht führen. Fünf bis sieben Kammern, jede ungefähr von der Größe eines Menschenkopfes, nehmen die gesonderten Nahrungsvorräte, hier Kartoffeln, Möhren oder andere Rüben, dort Weizen, Roggen, Gerste oder anderes Korn auf, und daneben befindet sich eine warm ausgepolsterte Schlafkammer. Bei näherer Untersuchung findet man jede Kornkammer oben, unten und an allen

Seiten so geschickt und sorgfältig mit breiten Getreideblättern ausgelegt, daß auch nicht das geringste Staub- und Schmutzstäubchen die Körner verunreinigen kann; bei den Kammern, welche nur Wurzeln und Gemüse enthalten, hat sich der Hamster keineswegs diese Mühe gegeben. Eine ähnliche und eigentlich noch mehr bewundernswerte Wohnung legt sich auch der Maulwurf an. Sie befindet sich etwa 30 Zentimeter tief unter der Erde, ist 8 Zentimeter hoch und 15 Zentimeter breit. Ihre Wände, sowie auch die ihrer Haupteingänge sind sehr sauber geglättet, und der Boden ist mit Moos, Gras und trockenen Würzelchen sehr geschickt ausgefüttert. Der Beachtung wert ist auch die Arbeit, mit welcher Füchse, Dachse, Kaninchen und andere

Vierfüßler sich meistens außerordentlich tiefe Röhren und Wohnungen zu graben vermögen; auch Ratten und Mäuse graben sich bekanntlich lange Gänge, Gewölbe und Wohnungen in der Erde.

Wie bei allen übrigen Tieren, so bedarf es auch bei den Säugetieren zur Erlangung ihrer Nahrung mehr oder minder beschwerlicher Arbeit und eines größeren oder geringeren Aufwandes von Klugheit, Geschicklichkeit, Fleiß, Ausdauer und List. In welcher schlauen Weise der Fuchs zur Zeit der Wintersnot, oder wenn die Sorge um die Jungen ihn gewitzigt hat, seinen Lebensunterhalt zu erringen weiß, das lebt in vielen sprichwörtlich gewordenen und sogar von den Dichtern verherrlichten Beispielen im Volksmunde; das Arbeitswerkzeug des Hasen sind dagegen seine Beine, mit welchen er unzähligen, ihn bedrohenden Gefahren zu entrinnen vermag. Weitere solcher Beispiele bedarf es wohl nicht; denn die Beobachtung der uns rings umgebenden freien Tiere zeigt ja allenthalben deren fortwährendes Ringen, um im allgemeinen Kampf um das Dasein sich behaupten zu können.

Wohin wir auch blicken mögen, überall sehen wir alle gesunden, lebensfähigen und lebenskräftigen Wesen in fortwährender Tätigkeit, in frischer, freudiger Regsamkeit schaffend und arbeitend, sei es um das eigene Dasein, sei es in der Sorge um die Nachkommenschaft. Und wer mit aufmerksamen und verständnisvollen Blicken um sich schaut, der wird aus der großen, ewigen Natur am eindringlichsten und lebenswahrsten die Lehre zu entnehmen vermögen von dem hohen Werte, von der Notwendigkeit und allen Wohltaten der Arbeit.

Karl Ruß

Baukünstler in der Natur

Die Errungenschaften der Kultur sind nicht das alleinige Vorrecht des Menschen geblieben. Wir finden sie, wenn auch nicht in gleicher Vollendung, so doch in ähnlicher Weise sogar in der Tierwelt. Obwohl Kultur, Kunst und Wissenschaft der Tierseele fremd sind, so wissen die Tiere dennoch, kunstvolle Bauten für ihre Unterkunft und ihr Heim herzustellen, deren Ausführung unsere Bewunderung erregen muß.

Ein vollendeter Baukünstler unter den Säugetieren ist der Biber. Er errichtet sich feste Burgen und baut sogar Staudämme im Wasser nach allen Regeln der Wasserbautechnik.

Die Behausungen der Biber liegen teils im Wasser, teils werden sie am Ufer auf dem Lande oberirdisch oder unterirdisch angelegt. Die unterirdischen Uferbauten bestehen in einem größeren Kessel, der höher als der Wasserspiegel liegt. Von ihm führen mehrere Gänge zum Wasser, die unter dem Wasserspiegel münden, so daß der Biber seine Wohnung ungesehen, unter Wasser schwimmend, erreichen und verlassen kann. Der Wohnraum ist mit Holzspähnen ausgelegt. Häufig besteht die ganze Anlage nicht aus einem, sondern aus mehreren Kesseln, die durch Röhren miteinander verbunden sind.

Steigt bei anhaltendem Regen das Wasser sehr hoch, so daß der Uferbau überschwemmt wird und die Wohnräume unter Wasser stehen, dann legen die Biber weiter entfernte Notbaue an. Sie errichten auf dem Lande Hütten aus Reisern und trockenem Laub, die sie so lange beziehen, bis der Wasserstand gefallen ist und die Uferbaue wieder bewohnbar werden. Die verlassenen Hütten liegen dann ziemlich weit vom Wasser entfernt und ihre Zugangsröhren münden auf dem Lande.

Wenn dagegen umgekehrt in trockenen Jahren der Wasserstand so weit fällt, daß die unter Wasser mündenden Zugangsröhren der Uferbauten trocken gelegt werden, dann verkleiden die Biber die Öffnungen der Röhren durch Vorbauten aus Reisig, die laubenartig zum Wasser führen, so daß sie wieder, ohne ans Land steigen zu müssen, ihre Wohnungen erreichen können.

Außer den Uferbauten und den Hütten errichten die Biber noch eine dritte Art von Bauten, die sogenannten Burgen. Sie bestehen aus Knüppeln, zernagten Baumstämmen und Ästen, die mit Erde, Schlamm, Lehm und Sand verschmiert und verkleidet werden. Die Burgen haben die Form einer Kuppel. Sie stehen entweder auf dem Lande in der Nähe des Ufers oder mitten im Wasser. Die Zugänge führen stets unterhalb des Wasserspiegels ins Wasser. Im Innern der Burg befindet sich ein Kessel als Wohnraum und meist noch einige Vorratskammern. Die Luftzufuhr nach dem Kessel erfolgt von oben her durch die dünne Decke. Bisweilen ist auch ein Luftschlot vorhanden. Ob dieser Luftschacht absichtlich vom Biber angelegt wird, oder ob er von selbst durch eine Senkung der dünnen Oberlage entsteht, ist noch nicht aufgeklärt. Wird die Öffnung zu groß, dann wird sie durch übergelegte Reiser verschlossen.

Die Wasserburgen sind die ursprünglichen Bauten des Bibers, die er jedoch heute nur noch dort anlegt, wo er völlig ungestört lebt, wie im Urwalde Kanadas, während die Biber an der Elbe und Mulde hauptsächlich in unterirdischen Röhrenbauen wohnen und nebenbei noch Reisighütten und Landburgen errichten. Die norwegischen Biber bauen hauptsächlich Landhütten, in denen sich auch das Fortpflanzungsgeschäft abspielt, und nur junge Tiere graben sich Erdröhren als Schlupfwinkel. In Frankreich dagegen, wo der Biber noch vereinzelt im Rhonedelta vorkommt, legt er sich meist Erdbaue im Steilufer an. Jeder Uferbau enthält zwei Räume, von denen der größere als Vorratskammer dient, der kleinere den Wohnraum und die Wochenstube bildet. Die Baue der Biber sind also je nach der Örtlichkeit verschieden.

Die merkwürdigsten Bauten des Bibers, gegen die die Burgen und Hütten ganz zurücktreten, sind die Dämme, mit denen die Tiere das Wasser anstauen, um zu verhindern, daß der Wasserstand in trockenen Zeiten zu niedrig wird und die Zugänge zu ihren Bauten freigelegt werden. Zu diesem Zweck stecken die Biber starke Ast- und Baumstücke, die etwa 1—2 m lang sind und einen Durchmesser von 10—15 cm haben, senkrecht in den Grund des Flusses. Die dicht nebeneinander stehenden Pfähle werden mit Reisern und Zweigen fest verbunden, und das Ganze wird mit Schilf, Schlamm, Lehm und Erde verdichtet. Die Seite des Dammes, die der Strömung entgegengerichtet ist, bildet eine senkrechte Wand, während die andere Seite eine schräge Böschung darstellt. Hierdurch leistet der Damm dem Wasserdruck den kräftigsten Widerstand. Die stärksten und größten Dämme des amerikanischen Bibers sind 150—200 m lang, 2—3 m hoch, am Grunde bis zu 6 m und oben bis zu 2 m dick. Es sind also ganz gewaltige, leistungsfähige Wasserbauten, die imstande sind, selbst reißende große Ströme in ihrem Lauf aufzuhalten und anzustauen. Die Dämme werden entweder in gerader Linie von Ufer zu Ufer durch das Wasser geführt oder auch stromaufwärts etwas gebogen. Schadhafte

Stellen werden sofort sorgfältig ausgebessert. Bei Hochwasser überwachen die Biber die Dämme sehr eifrig und geben darauf acht, daß kein Durchbruch entsteht. Reißt die Flut den Damm ein, so wird der Schaden sogleich wieder hergestellt.

In der amerikanischen Wildnis, wo der Biber noch in großen Kolonien lebt, geben die Dämme der Landschaft mit der Zeit ein ganz anderes Gepräge. Durch die Anstauung des Wassers entstehen Teiche, die allmählich immer größer werden und sich über die angrenzende Landfläche ausbreiten. Mehrere Dämme einer größeren Biberkolonie in einem Flußgebiet verursachen eine Kette von Teichen, die terassenförmig übereinander liegen.

Werden solche Stellen später von den Bibern verlassen, so verfallen die Dämme, die Teiche trocknen aus, und es entstehen sumpfige und morastе Flächen, die mit einer üppigen Vegetation bewachsen. Einzelne Dämme in Amerika werden von den Bibern seit Jahrhunderten erhalten, wie man aus den Torfschichten die den unteren Teil der Dämme überlagern, schließen kann.

Das Material für seine Bauten holt sich der Biber aus dem Walde, wo er sich unablässig damit beschäftigt, Bäume zu fällen. Das Fällen geschieht in der Weise, daß der Biber in sitzender Stellung den Stamm kranzförmig von zwei Seiten, nämlich von oben und von unten, benagt. Die Schnittflächen beider Kreise laufen schräg nach dem Innern des Stammes und treffen sich hier. An dieser Stelle wird der Stamm immer dünner, bis er schließlich seinen Halt verliert und umfällt. Da der Biber meist die nach dem Wasser zugewendete Seite des Baumes stärker benagt, so fällt dieser gewöhnlich nach der Wasserseite um, was den Transport des Holzes ins Wasser erleichtert. Der gefällte Baum wird dann von den größeren Ästen befreit und ins Wasser geschleift, indem der Biber das Ende des Stammes mit den Zähnen erfaßt und so den Baum vorwärts zieht, was bei schwerer Last langsam und ruckweise mit großer Anstrengung erfolgt. Im Wasser wird dann die Rinde vom Stamm geschält und das Holz zerkleinert und gebrauchsfähig gemacht. Für die Bauten werden nur Holzstücke verwendet, die der Rinde völlig entkleidet sind. Die zerkleinerten Stämme werden als Pfähle für den Bau der Dämme und Burgen verwendet, die Zweige dagegen zur Verkleidung und Befestigung des Bauwerks. Für seine Arbeiten wählt der Biber am liebsten Weiden, sowie Pappeln, Birken und Eschen, wagt sich aber auch an Eichen und andere Bäume mit hartem Holz heran. Etwa armdicke Stämme, die er in kurzer Frist durchnagt, sind ihm besonders willkommen, er scheut aber auch nicht davor zurück, dicke Bäume von 30, ja 60 oder 70 cm Durchmesser zu fällen. Am Großkühnauer See bei Dessau haben die Biber sogar eine Silberpappel gefällt, deren Umfang fast 2 m betrug. Für diese Riesenarbeit, die öfters unterbrochen, aber immer wieder mit neuem Eifer begonnen wurde, gebrauchten die Tiere fast 3 Jahre. Da die Nahrung des Bibers in Baum-

rinde, Zweigen und Blättern besteht, so wird die Arbeit des Holzfällens das ganze Jahr eifrig ausgeübt. Auch wird beständig an den vorhandenen Bauten ausgebessert, und neue Bauten werden angelegt. Es fehlt also niemals an Arbeit, und diese ist auch notwendig, damit die in dauerndem Wachstum begriffenen Nagezähne sich ständig abschleifen.

Das Fällen der Bäume erfolgt nicht immer unmittelbar am Ufer, sondern auch in einiger Entfernung davon. Da die Biber für ihre Arbeiten mit Vorliebe dieselben Stellen aufsuchen, so entstehen mit der Zeit abgeholzte Blößen, die sogenannten „Biberwiesen", die durch die stehengebliebenen Stümpfe mit den schrägen Schnittflächen sofort als Biberarbeit kenntlich sind.

Die Biber halten auf ihren Wegen zum Arbeitsplatz bestimmte Wechsel inne. Durch die Schwere ihres Körpers, der ein Gewicht bis zu 30 kg erreicht, und durch die Last der ins Wasser geschleiften Baumstämme bilden sich in dem weichen morastigen Boden Rillen, die sich mit der Zeit immer mehr vertiefen und erweitern. Das Grundwasser sickert durch und füllt die Rillen allmählich an, so daß regelrechte Kanäle entstehen, welche zu dem Platz führen, wo das Holz gefällt wird, und ebenso auch zu den Hütten und Landburgen, wenn sie etwas weiter vom Ufer entfernt liegen. Die Biber haben hierdurch den Vorteil, anstatt des unbequemen Fußmarsches, den sie sehr ungern ausführen, ihre Wege schwimmend zurücklegen zu können. Die gefällten Baumstämme und Äste brauchen nicht mühsam zum Wasser geschleppt zu werden, sondern können auf den Kanälen geflößt werden, was die Arbeit wesentlich erleichtert.

Auch der Maulwurf baut sich in der Erde regelrechte Burgen, die ihm als Wohnung dienen. Da die Geschlechter für gewöhnlich getrennt leben, so besitzt jeder Maulwurf seine eigene Wohnstätte, in deren Umgebung sein Jagdgebiet liegt, das er täglich mehrmals durchstreift. Die Anlage der Wohnungen ist recht verschieden. Sie liegen meist 30—60 cm unter der Erdoberfläche. Von der eigentlichen Behausung, dem mit Gras und Blättern ausgepolsterten Kessel, führen mehrere horizontale Laufgänge nach verschiedenen Richtungen in das Jagdrevier, sowie Röhren nach oben zur Verbindung mit der Außenwelt. Besondere Luftschachte enthält der Bau nicht, sondern die durch die Ritzen der aufgeworfenen Erdschollen spärlich eindringende Luft gibt dem Maulwurf die notwendige Sauerstoffversorgung. Die Baue der Weibchen sind einfacher und haben weniger Röhren. Überhaupt machen sich in der Anlage der Baue große Verschiedenheiten bemerkbar. Bisweilen liegen die Laufröhren in zwei Stockwerken übereinander.

Der Maulwurf trinkt gern und viel und ist daher sehr darauf bedacht, daß er immer Wasser zur Verfügung hat. Befinden sich Wassertümpel oder Teiche in der Nähe seines Reviers, so verbindet er diese durch unterirdische Laufgänge mit seiner Wohnung, damit er stets schnell seinen Durst löschen kann.

Ist dies nicht möglich, dann baut er sich regelrechte Brunnen. Er gräbt Schächte unter der Erde, in denen sich das in die Erde dringende Regenwasser ansammelt. Falls die Trockenheit nicht zu lange anhält, so bleiben die Brunnen stets mit Wasser gefüllt. —

Bewundernswerte Baukünstler sind die Bienen, Wespen und Horniſſen. Die sechseckige Form der Zellen, die die Honigbiene für den Bau ihrer Waben wählt, stellt die bestmögliche Ausnutzung des Raumes dar.

Die Mauerwespe gräbt ein etwa 10 cm tiefes Loch in eine Lehmwand. Der ausgehobene Lehm wird mit Speichel angefeuchtet und erweicht und für den Bau einer Röhre, die sich von der Öffnung der Höhlung aus schräg nach unten neigt, verwandt. Den Innenraum des Nestes füllt die Mauerwespe mit Larven und kleinen Raupen aus, die vorher durch einen Stich betäubt und gelähmt werden und später der Wespenmade zur Nahrung dienen. Dann legt die Wespe ein Ei in den Brutraum und verschließt ihn mit Lehm. In dem Brutraum verbringt die nach wenigen Tagen ausschlüpfende Made ihr Larvenstadium, lebt von dem aufgespeicherten Vorrat, um im nächsten Frühjahr nach vollzogener Metamorphose als Wespe ihre unterirdische Wohnung zu verlassen.

Sehr kunstvolle, papierdünne Nester aus Tonerde, Bast, verfilzten Tierhaaren und anderen Stoffen bauen die Papierwespen. Die Nester haben die Gestalt einer Kugel, Halbkugel, eines Kegels oder Zylinders und hängen an Zweigen oder Blättern.

Sehr geschickte Baumeister sind die Ameisen. Sie errichten ihre Wohnungen in der Erde, in hohlen Baumstümpfen und unter Steinen oder schichten auch aus Reisern, Tannennadeln, Steinchen und Sand einen hohen Haufen zusammen. Das Gebäude besteht aus zahlreichen Gängen und mehreren Stockwerken mit vielen Räumen, die ihre besondere Bestimmung haben. Da gibt es Vorratskammern, Versammlungssäle, Zufluchtsräume für den Aufenthalt bei schlechter Witterung, Bruträume für die Eier und Puppen und Schlafkammern, in denen die kalte Winterzeit verbracht wird. Auch die über der Erde in Form großer Haufen angelegten Behausungen sind stets unterkellert und reichen mitunter bis zu $^1/_2$ m tief in das Erdreich hinab. Von der Wohnstätte aus werden zahlreiche Straßen angelegt, die in die weitere Umgebung führen, und auf denen die Ameisen das Baumaterial, das für eine beständige Ausbesserung und Erweiterung des Baues notwendig ist, herbeischaffen. Eine ausländische Ameise (Atta fervens) baut von ihrer Behausung aus unterirdische Tunnel von 150 m Länge, an deren Ausgang sich noch eine etwa 50 m lange oberirdische Straße anschließt. Einige amerikanische Ameisenarten überdachen die über der Erde angelegten Wege. Überhaupt finden wir gerade in den Tropen, der eigentlichen Heimat der Ameisen, außerordentlich viel Abwechslung in der Art und Weise der Herstellung ihrer

Bauten. Eine südamerikanische Ameise errichtet in den Zweigen der Bäume große Nester, die wie Körbe herunterhängen. Eine australische Ameise legt ihre Ansiedlung in die hohlen Äste und Zweige der Cecropienbäume an.

Eine Ameise, die im brasilianischen Tropenwald lebt, übt sogar die Gärtnerkunst aus. Sie schichtet im Gipfel der Bäume Erdteilchen auf, die schließlich einen großen Klumpen bilden, der ihre Behausung ist. Auf der Erde wuchert in kurzer Zeit ein üppiger Pflanzen- und Blumenwuchs, und es entsteht in luftiger Höhe ein prächtiger hängender Garten.

Vollendete Baumeister sind die Termiten, die nicht zu den Ameisen gehören, sondern eine besondere Ordnung in der Klasse der Insekten bilden und sich den Schaben anreihen. Sie bewohnen die heißen Länder. Die Termitenhügel bestehen im Innern aus einer aus Holz gefertigten Masse, die äußerlich mit einer Erdkruste umkleidet ist. Die einzelnen Teile des Baues werden mit einem aus dem Vorderarm kommenden Sekret aneinandergefügt. Das Sekret erhärtet sehr schnell und wirkt wie Zement, wodurch der ganze Bau eine ungeheure Festigkeit erhält. Er ist so stark, daß er selbst den strömenden Regengüssen der Tropen, Sturm, ja umstürzenden Bäumen Widerstand leistet und sogar mit Hacke und Beil nur schwer zu zertrümmern ist. Bisweilen ist die Widerstandsfähigkeit so groß, daß eine gewaltsame Zerstörung nur mit Anwendung von Sprengstoffen möglich wird.

Die Bauten der afrikanischen Termiten sehen wie große Heuschober aus und erreichen eine Höhe bis zu 3 m. Die australischen Termiten führen schlanke, turmartige Bauten auf, die oben spitz zulaufen, bis 6 m hoch und etwa 1,5 m breit sind.

Bei den Insekten und besonders bei den Ameisen, Bienen und ihren nächsten Verwandten, ist unter allen Tieren der Sinn für die Baukunst zur höchsten Entwicklung gelangt. Sie errichten für ihr geregeltes Staatenleben wahre Prachtbauten, die stolzen Burgen und trutzigen Festungswerken gleichen, wie sie die Kultur des Menschengeschlechts in aufblühender Kunst und Wissenschaft geschaffen hat.

Vollendete Meister in der Bautechnik sind auch die Vögel, die durch das eigenartige Federkleid, das in keiner anderen Tiergruppe wiederkehrt, und durch die Umbildung der Kiefer zum Schnabel eine fest in sich abgeschlossene Reihe im Reich der Tiere bilden.

Alle Handwerke, die menschlicher Erfindungsgeist ersann, werden auch von den Vögeln ausgeübt. Die Vögel errichten ihre Bauten lediglich zum Zweck der Fortpflanzung. Das Nest ist der Brutraum für die Eier und die Wiege für die Nachkommenschaft.

Wie überaus mannigfaltig ist die Bauart der Niststätte! Bienenfresser, Eisvogel und Erdschwalbe führen Minierarbeiten aus und graben sich tiefe Erdhöhlen. Die Spechte sind die Zimmerleute im wahren Sinne des Wortes.

Sie meißeln mit ihrem harten, scharfkantigen Schnabel birnenförmige Höhlungen in die Baumstämme und schaffen dadurch zugleich anderen Höhlenbrütern, wie Wiedehopf, Hohltaube und Blaurake, die nicht imstande sind, solch grobe Arbeit zu verrichten, passende Niststätten. Wie abhängig diese Vögel von der Zimmerarbeit der Spechte sind, geht am besten daraus hervor, daß Wiedehopf, Blaurake und Hohltaube, die bei uns in Deutschland recht selten geworden waren, wieder erheblich zugenommen haben, seitdem der Schwarzspecht, dessen verlassene Wohnungen sie mit Vorliebe beziehen, in den letzten Jahrzehnten zahlreicher geworden ist.

Eine kunstvolle Burg mauert der südamerikanische Töpfervogel, ein etwa starggroßer, rotbrauner Sperlingsvogel. Er errichtet auf einem dicken, wagerechten Ast eine Lehmburg von zirka 16 cm Höhe, 20 cm Länge und 11 cm Tiefe. Die Wände sind 2—4 cm dick. Der fertige Bau wiegt 8—9 Pfund. Innen ist der Raum durch eine Scheidewand, die halb so hoch wie der ganze Bau ist, in zwei Abteilungen getrennt, von denen die hinterste der Nistraum ist. Den Zugang bildet eine runde Öffung an einer Längsseite.

Pfahlbauer sind die Rohrsänger, welche napfförmige, tiefe Nester aus Rohr und Schilf zwischen senkrecht stehenden Rohrstengeln über dem Wasserspiegel errichten.

Die kunstvollen Bauten, welche Säugetiere, Vögel und Insekten ausführen, müssen umso mehr unsere Bewunderung erregen, als die kleinen Baukünstler ohne Werkzeuge und ohne Gerät ihre Arbeiten ausführen. Die Natur gab ihnen die notwendigen Werkzeuge mit auf den Lebensweg, indem sie ihren Körper entsprechend ausrüstete und dem Gebrauch der Organe zugleich die notwendige Geschicklichkeit verlieh.

Friedrich von Lucanus

Vogelschutz

Was ist überhaupt Vogelschutz?

Nun, obenan muß und soll gewiß das ethische Moment stehen, durch den Vogelschutz die Natur, die Vögel in ihrer Gesamtheit zu erhalten und zu vermehren, unbekümmert, ob solche, durch die menschliche Brille betrachtet, als nützlich oder schädlich angesprochen werden. Und von diesem Standpunkt aus, aus diesem Pflichtgefühl zur Erhaltung des uns anvertrauten Kosmos müßten wir Vogelschutz betreiben, auch wenn sich herausgestellt haben sollte, daß alle Vögel indifferent, ja sogar mehr oder weniger schädlich wären.

Aber nach einer nun fünfzigjährigen, intensiven Betätigung auf diesem Gebiete erachte ich auf Grund vielseitiger Beobachtungen und Erfahrungen als rechte und gerechte Definition des Vogelschutzes folgende:

Vogelschutz — d. h. der sachgemäße, auf die Naturbeobachtung aufgebaute Vogelschutz, nicht zu verwechseln mit den leider noch immer grassieren-

den Laienspielereien — ist nicht nur eine Liebhaberei, eine aus ethischen und ästhetischen Motiven hervorgegangene Passion, sondern dieser Vogelschutz ist vornehmlich auch eine volkswirtschaftliche Maßnahme, und zwar eine Maßnahme von ganz eminenter Bedeutung. Aus diesem Vogelschutz erwächst uns Menschen, besonders uns Land- und Forstwirten, Obstbaum- und Weinbergbesitzern ein unmittelbarer materieller Nutzen. Durch ihn werden die den Menschen nützlichen, ja direkt nötigen Vögel geschützt und vermehrt. Er ist die natürliche Schädlingsbekämpfung, und zwar die einzige wirklich erfolgreiche.

Wir könnten also den ethischen Wert ruhig ausschalten, der nur auf praktischem materiellen Boden stehende Mensch hat schon genug Veranlassung, sich des Vogelschutzes zu befleißigen.

Hierbei kommen wir zur zweiten Frage, ob es nötig und nützlich ist, daß der Mensch so in die Natur eingreift? Dies muß unbedingt bejaht werden.

Durch unsere Kultur ist die Erdoberfläche derartig verändert und verdorben worden, daß die Vögel vielfach keine Lebensbedingungen, besonders keine Wohnstätten mehr finden. Wir müssen deshalb Maßnahmen ergreifen, ihnen die Erde wieder zusagend zu gestalten. Als oberster Grundsatz ist hierbei aber festzuhalten, daß alle diese Maßnahmen streng der Natur entsprechen. Alle anderen Hilfsmittel, alle Erfindungen auf dem Gebiet des Vogelschutzes sind falsch, sind von vornherein ein Unsinn und der Hauptgrund allen Mißerfolges, so besonders allen Mißerfolges früherer Zeiten. Wenn wir uns nämlich mit der Geschichte des Vogelschutzes näher befassen, so sehen wir, daß solcher bis zur Mitte, ja bis Anfang des 19. Jahrhunderts zurückreicht. (Damit meine ich Vogelschutz im jetzigen Sinne. Im weiteren Sinne tritt er uns schon im Mittelalter, in gewisser Weise — für kulinarische Zwecke — sogar schon im Altertum entgegen.) Oken, Ratzeburg, Gloger, Lenz, Ludwig und Alfred Brehm, Ruß, Liebe sind die Ornithologen, welche schon zu jener Zeit die Notwendigkeit eines Vogelschutzes erkannten und sich seiner in dankenswerter Weise annahmen. Die damals lediglich aus theoretischen Erwägungen geborenen Erfindungen entsprachen aber keineswegs der Natur und mußten sich deshalb als zwecklos, vielfach sogar als zweckwidrig, als schädlich erweisen. Jene Definition, daß die Theorie nicht Wurzel, sondern Frucht der Praxis ist, bewahrheitet sich nirgends mehr als beim Vogelschutz. In der Theorie erscheint manches, auch Unnatürliches, als gut und kann, wie einstmals, auch heute noch imponieren. In der Praxis hat sich dergleichen aber noch nie bewährt.

Wir Menschen können die Natur nur durch die Natur korrigieren oder durch ihre getreue Nachbildung.

Nun darf dies aber nicht dahin verstanden werden, daß ich der Vögel halber die Welt zurückbilden, der fortschreitenden Kultur etwa Einhalt tun wollte. Nein, gewiß nicht, das wäre, das ist ein Unding. Heutzutage kann

nur mit solchen Maßnahmen gerechnet werden, welche sich anwenden lassen inmitten unserer Kultur. Ich will also nur, soweit es sich mit unseren jetzigen wirtschaftlichen Verhältnissen verträgt, Ersatz für das Geraubte schaffen. Ich will also der Kultur durchaus keinen Damm setzen, sondern ich gehe mit der Kultur, stelle mich mit meinen Maßnahmen direkt in ihren Dienst, in den Dienst der intensiven Land- und Forstwirtschaft, des intensiven Obst-, Weinbaues usw.

Die weitere Frage würde sein: haben diese Maßnahmen aber auch einen Erfolg, und zwar sowohl einen unmittelbaren, wie einen mittelbaren? Das heißt: reagieren die Vögel auf die ihnen dargebotenen Hilfsmittel, und welchen Nutzen haben wir Menschen davon? Und letzteres ist für diejenigen, welche den Vogelschutz weniger aus ethischen Motiven, sondern hauptsächlich als Mittel zum Zweck betreiben, natürlich der springende Punkt.

Beides dürfen wir getrost bejahen. Nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte stellen sich dort, wo wirklich sachgemäßer Vogelschutz betrieben wird, die Vögel bald in solcher Menge ein, daß jene Örtlichkeiten vielfach mehr an eine Voliere als an die freie Natur erinnern. Jede Höhle, jeder Quirl ist besetzt und in den Maientagen schallt uns ein Gesang entgegen, wie wir ihn konzentrierter nicht an den Ausläufern der Urwälder vernehmen.

Und über den Nutzen, den uns die Vögel bringen, liegen jetzt so viele Belege vor, daß sich jedermann unschwer davon überzeugen kann. Man wird mir danach gewiß beistimmen, daß wir den Vogelschutz als wirksamste Schädlingsbekämpfung bezeichen dürfen.

Von wem kann nun aber solch wirksamer Vogelschutz ausgeführt werden? Nur der Vogelschutz kann Erfolg haben, der auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, der sich aus Beobachtung der Natur ergibt, der das Ergebnis eingehendster Kenntnis der Lebensgewohnheiten und Lebensbedürfnisse der Vögel ist. Man hört oft sagen: dem gelingt es nun einmal, der hat immer Glück. Ach, nach meiner langjährigen Erfahrung gibt es das ja gar nicht. Man kann wohl ein-, zweimal Glück, ein-, zweimal Unglück haben; wer aber immer Glück oder immer Unglück hat, das ist dann eben kein Glück, kein Unglück mehr, sondern der kann seine Sache, bzw. er kann sie nicht. Und so geht es auch beim Vogelschutz. Wie überall, so ist aber auch hier das Können Wissen und das Wissen Arbeit. Unter Vogelschutz verstehe ich nicht, wie schon vorstehend gesagt, den in des Wortes landläufiger Bedeutung, wo, wie ja so manche Literatur sattsam beweist, im allgemeinen die die meisten fruchtlosen Anweisungen geben, die am wenigsten davon verstehen, sondern den wissenschaftlich begründeten Vogelschutz, den Vogelschutz, der sich aus genauer Beobachtung und Kenntnis der Natur ergibt, den uns sozusagen die Natur selbst vorschreibt und mit dem wir jetzt die großen Erfolge erzielen. Und dieser Vogelschutz ist eine Wissenschaft, und zwar sogar eine sehr schwierige, ernste, zu der wir nur durch stetige, mühsame Arbeit gelangen.

Hiermit scheint nun allerdings die Antwort gegeben, daß sachgemäßer Vogelschutz nur durch einen erfahrenen Ornithologen möglich sei, und zwar auch nur, insofern er Biologe, nicht etwa nur gelehrter Systematiker ist. Dem ist aber durchaus nicht so, dem kann gar nicht so sein, denn wir wollen doch die große Menge für diese Betätigung gewinnen. Vogelschutz, und zwar erfolgreicher Vogelschutz, kann von jedermann ausgeführt werden. Die Vogelschutz treibende Menge muß sich aber in zwei Teile teilen, in den einen kleinen Teil, der die wenigen Leute umfaßt, welche das Leben und Treiben der Vögel durch langjährige Beobachtungen und Erfahrungen genau kennengelernt haben und somit wissen und angeben können, was und wie es die Vögel zu ihrem Nutzen haben wollen, und in den anderen großen Teil, welcher den Anforderungen jener genau Folge gibt. Auf diese Weise, aber nur auf diese Weise, ist ein erfolgreicher Vogelschutz von jedermann möglich, und viel Zeit, Geld und Enttäuschungen würden erspart bleiben.

v. Berlepsch

Der Sammler

Das Sammeln von Gegenständen aus der uns umgebenden Natur hat von jeher besondere Anziehungskraft auf die heranwachsende Jugend ausgeübt und sich dann nicht selten beim reifenden Mann zu ernster Beschäftigung mit der Wissenschaft vertieft. Solange der Sammeleifer der Jugend aus reiner Quelle fließt, sich von Schlacken freihält und nicht zur Schacherlust und Naturverwüstung ausartet, dürfen auch Eltern und Erzieher ihn rückhaltlos als eines der wertvollsten Erziehungs- und Bildungsmittel begrüßen; nur haben sie wegen der damit unleugbar verbundenen Gefahren die unabweisbare Pflicht, ihn sorgsam zu überwachen und in die richtigen Bahnen zu leiten, damit er nicht zur alles beherrschenden Leidenschaft werde. Ursprünglich ist das Sammeln wohl zurückzuführen auf Wohlgefallen an bunten oder sonderbar geformten Gegenständen, wie sie uns die heimische Natur willig zu Schmuck und Putz darbietet, aber die Anhäufung solcher verschiedenartiger Dinge weckte im Menschenkinde den vergleichenden Blick, ließ ihn Untersuchungen über ihre Unterschiede anstellen, Gleiches an Gleiches reihen, und pflanzte ihm so die ersten Grundbegriffe der Systematik ein, reizte ihn, das Gesammelte auch in freier Natur näher zu beobachten und schuf so die Anfänge der Biologie. Naturwissenschaft ohne Sammlungen ist nicht denkbar, und naturgeschichtliche Sammlungen ohne wissenschaftlichen Hintergrund haben weder Zweck noch Sinn, sind eine bloße Spielerei. Beide sind aufeinander angewiesen, können nicht ohne einander bestehen, ergänzen, vervollkommnen, durchdringen und befruchten sich gegenseitig. Das erste Erfordernis, das wir bei Anlage einer Sammlung ins Auge fassen und dauernd festhalten wollen, sei wissenschaftliche Gründlichkeit und Planmäßigkeit, die äußerlich ganz von selbst in einer

harmonischen, übersichtlichen Anordnung und Gliederung ausklingen wird. Wir müssen uns also zunächst vor allem darüber klar sein, was wir eigentlich sammeln wollen, und dementsprechend die Grenzen für unsere Sammeltätigkeit ziehen. Je enger, desto besser. Aber innerhalb dieser freiwillig gezogenen Grenzen wollen wir möglichste Vollständigkeit anstreben. Erreichen werden wir sie freilich nie, aber darin besteht ja gerade zum guten Teile der geheimnisvolle Reiz des Sammelns, daß immer noch etwas zu wünschen übrig bleibt, daß sofort ein neues Ziel verlockend auftaucht, sobald das nächstliegende erreicht ist.

Hat man sich für ein bestimmtes Sammlungsgebiet entschieden, so trachte man zunächst einmal danach, typische Vertreter der verschiedenen Unterabteilungen (Ordnungen, Familien, Gattungen) zu bekommen, um an ihnen die Hauptunterschiede studieren zu können. Die dazwischen klaffenden Lücken werden nach und nach bei sich bietender Gelegenheit durch Beschaffung der fehlenden Arten ausgefüllt. Aber nicht nur in systematischer Hinsicht müssen wir den Umfang unserer Sammlung einschränken, wenn wir wenigstens eine gewisse Vollständigkeit anstreben und ein planmäßiges Arbeiten mit unserer Sammeltätigkeit verbinden wollen, sondern auch in geographischer. Die Natur bietet ja aus überquellendem Füllhorn so unendlich viele der köstlichen Gaben, daß fast nur mit reichen Mitteln versehene Museen es wagen dürfen, alle Länder und Erdteile einigermaßen gleichmäßig zu berücksichtigen. Selbst der wohlhabende Privatsammler, um wieviel mehr der jugendliche Anfänger, ist daher darauf angewiesen, sich auf die Umgebung seines Wohnortes oder auf sein Heimatland, höchstens auf ein bestimmtes Faunengebiet oder auf einen bestimmten Erdteil zu beschränken. Und er tut auch in anderer Beziehung wohl daran, denn eine planvoll und zielbewußt zusammengebrachte, gut und liebevoll gepflegte Lokalsammlung hat unendlich viel mehr wissenschaftlichen Wert, bietet ungleich mehr Anregung und Interesse als ein kunterbunt zusammengewürfeltes Sammelsurium von „Raritäten" aus allen Herrrn Länder. Man lasse sich deshalb nicht verleiten, etwa einen der bestechend schönen Prachtschmetterlinge oder Riesenkäfer der Tropen in eine Sammlung deutscher Schmetterlinge oder Käfer einzureihen, sondern wo einem der Zufall dergleichen in die Hände spielt, benutze man es lieber zu Tauschzwecken oder lege sich einen besonderen Kasten für Exoten an, denn trotz seiner bestechenden Schönheit würde ein solches Tier zwischen unseren schlichteren einheimischen Kerfen nur störend wirken, das Gefühl des feiner empfindenden und naturgeschichtlich gebildeten Beschauers arg verletzen. Ebensowenig gehören Käfer in eine Schmetterlings-, Korallen in eine Muschel-, Versteinerungen in eine Mineralien-, künstliche Hüttenerzeugnisse und Schmelzprodukte in eine Gesteinssammlung. „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!" Das ist ein Sprichwort, das sich gerade der angehende und übereifrige Sammler immer

und immer wieder vor Augen halten sollte. Unsere Sammlung soll uns ja einen Blick tun lassen in die große Werkstätte der schaffensfrohen Natur. Diese aber ist harmonisch durch und durch, und gerade in ihrer vornehmen Harmonie, in ihrer edlen Gliederung und in ihrem planmäßigen Aufbau und Ausbau besteht ihre Schönheit. Nichts wirkt daher auf ein naturgeschichtlich geschultes Auge unharmonischer, häßlicher und abstoßender als ein planloses, buntes Durcheinander der verschiedensten naturhistorischen Gegenstände, die in keinem inneren Zusammenhange stehen. Sie können vielleicht für einen flüchtigen Augenblick unsere Neugierde reizen, nun und nimmermehr aber innere Befriedigung und ästhetisches Wohlbehagen in uns auslösen oder uns einweihen in die Geheimnisse der Schöpfung. Dazu gehört aber auch eine übersichtliche Gliederung, eine gewissermaßen künstlerische Anordnung und eine sachgemäße Unterbringung der Sammlung. Nur dann wird sie wohltuend auf das Auge, anregend auf den Geist wirken, nur dann nach Menschenmöglichkeit gegen die schädlichen Einflüsse von Luft und Licht, gegen die Angriffe zerstörungslustiger Insekten geschützt sein. Man knausere deshalb nicht bei der Beschaffung der Kästen oder Schränke, denn es wäre eine durchaus falsche Sparsamkeit, die sich später durch viel Verdrießlichkeiten und Ärger rächen würde. Nur mit besonderer Sorgfalt gearbeitete, gut schließende Kästen oder Schränke, nur leicht ausziehbare Schubladen erfüllen ihren Zweck, nur eine gut untergebrachte und übersichtliche Sammlung macht wirkliche Freude. Die einmalige Ausgabe ist freilich groß, aber sie macht sich reichlich bezahlt, denn kein schmerzlicheres Gefühl gibt es für den begeisterten Sammler, als wenn er ein schönes Stück, an das sich vielleicht noch besonders liebe Erinnerungen knüpfen, wegwerfen muß, weil es infolge schlechter Unterbringung oder Vernachlässigung verdorben ist. Stete Pflege und Überwachung, beständige Beschäftigung mit ihr erfordert ja jede Sammlung, und der geschärfte Blick des Kundigen erkennt sofort, wenn es etwa daran fehlt, und er zieht daraus Schlüsse, die für den Besitzer der Sammlung nicht eben schmeichelhaft sind. So oft wie möglich besichtige man deshalb stillvergnügt seine Schätze. Man lernt immer wieder Neues dabei, wird auf immer neue Unterschiede, Schönheiten und Eigenheiten aufmerksam, nimmt etwaige Schäden sofort wahr und kann sie dann mit leichter Mühe abstellen, während dies oft viel verdrießliche Mühe und ärgerliche Arbeit macht, wenn das Übel erst größer geworden ist. Hieraus folgt aber auch mit zwingender Notwendigkeit, daß wir uns bei unserer Sammeltätigkeit nach der Decke strecken müssen, nicht nur was den Geldpunkt anbelangt, sondern auch hinsichtlich der uns zur Verfügung stehenden Muße und Zeit. Diese muß ausreichen für eine sorgfältige Pflege der Sammlung, die uns nicht über den Kopf wachsen darf, denn die Beschäftigung mit ihr soll uns ja eine liebe Erholung sein, ein unerschöpflicher Quell reiner Freuden und traulichen Genusses, nicht aber eine Ursache für Sorgen und Aufregungen.

Dann verfehlt die Sammlung ihren Zweck, dann kehren sich all ihre wohltätigen Einflüsse auf Geist, Körper und Charakter in das Gegenteil um, dann werden wir selbst an der Bereicherung, die unsere Kenntnisse durch sie erfahren, keine rechte Freude mehr haben. Also weise Selbstbeschränkung — je nach den verfügbaren Mitteln!

Kurt Floericke

Das Lesen

Daß das Lesen eine Kunst sei, will ich nicht behaupten, dies hieße eine Gewohnheit allzu hoch bewerten, namentlich dort, wo sie nur eine üble Gewohnheit ist. Aber eine Qualität von Rang setze ich beim fruchtbaren Lesen allerdings voraus: die Hingebung. Nun gibt es freilich Tausende von schlechten Büchern, die Millionen Leser in ihren Bann zwingen; wäre es am Ende keine Hingebung, wenn ein Nähmädchen glühend und behext einen Schundroman verschlingt? Sollte man nicht annehmen, daß die Begeisterung ein schöpferisches Element sei, auf welchem Boden immer sie gedeiht? Aber dem ist nicht so. Ein Narkotikum kann niemals eine belebende Wirkung üben, und die Lust am Narkotikum Hingabe zu nennen, werde ich mich hüten. Das schlechte Buch verschleiert das Bild der Welt, verwirrt das Getriebe des Lebens, es ist ein Verführer, nicht ein Liebender, es gibt nur Surrogate des Glücks, und sein Leser läßt sich durch den Schein um das Symbol betrügen, so daß er sich um so leerer und unbefriedigter findet, je stärker der Rausch gewesen ist.

Wenn ein Buch die innere Kraft besitzt, daß ich mich in seiner Gesellschaft vergessen kann, dann werde ich zum Leser. Überflüssig, ihm mit Nachsicht zu begegnen, es muß mich erobern. Ich würde es einem, der um meine Freundschaft wirbt, verdenken, wenn er seine Schwächen entschuldigen wollte, anstatt mit edler Freiheit seine Vorzüge ins Licht zu setzen. Was mich an einem Buch zuvörderst fesselt, sind seine guten Manieren. Ich will nicht angerempelt werden, ich vertrage nicht, daß man mit mir schreie; es macht mich mißtrauisch, wenn ein neuer Bekannter mich gar zu leidenschaftlich begrüßt; seine Art, mir Neugierde einzuflößen, muß diskret sein und mehr seinem Wesen als seinem Wort muß ich glauben, daß er des Vertrauens würdig ist, auch seinem äußeren Wesen, und in dieser Hinsicht gibt es bei Büchern kuriose Merkmale. Der echte Leser braucht ein Buch nur aufzuschlagen, und sein Instinkt wird ihm mitteilen, ob es ein gutes oder ein schlechtes Buch ist; die Worte scheinen zu riechen, Geschehnisse von einer gültigen Besonderheit, eine unmittelbare und stumme Gewalt in sich zu tragen. Etwas Anheimelndes und Wohltuendes liegt schon im Satzbild, ein unverkennbarer Rhythmus in der Wortfolge, Ökonomie und Genauigkeit in der Interpunktion: Der lebendige Geist verkündet sich in seiner geringsten Gebärde. Andererseits gibt es nichts, was sich rascher offenbarte als das Leere, was

besser zu durchschauen wäre als das Aufgeblasene und schlechter zu verbergen als das Lügenhafte. Im persönlichen Umgang kann ein mittelmäßiger Kopf bisweilen für einen tiefen Kopf gelten, in einem Buch ist er unmöglich zu maskieren. Der mittelmäßige Schriftsteller strenge sich an, wie er wolle, er möge toben, er möge flüstern, er möge weinen, er möge lachen, er möge die Glieder verrenken oder den Kothurn anschnallen, er wird immer mittelmäßig sein. Da aber das Mittelmäßige gerade das ist, was uns die Alltäglichkeit in reichstem Maße beschert, so hat er wenig Hoffnung auf die Sympathie des — guten Lesers.

Nicht zu leugnen ist, daß der gute Leser selten ist und immer seltener wird. Einmal, weil auch der Wille zur Hingebung selten wird in einer Epoche, die sich mit ihren Trieben und Wünschen mehr und mehr veräußerlicht, und dann, weil die Fülle des Lesenswerten oder scheinbar Lesenswerten das Maß an verfügbarer Zeit übersteigt, sogar im Leben des Literaten. Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß der Literat ein guter Leser sei; er ist ein zweck- und eifersüchtiger Leser, zu voll von Beziehungen, zu voll von sich selbst; sein Entschluß zu urteilen trübt die Freude am Gegenstand, und da er das Handwerk kennt, meint er, dem Zauber der Imagination widerstreben zu sollen. Freilich hat das Meisterwerk in ihm seinen subtilsten Versteher, aber zu den Ergriffenen, den seelisch sich verwandelnden, die den schönsten, den dauernden Ruhm des Buches schaffen, gehört er in der Regel nicht, auch nicht, wenn er Ruhm verkündet und Werte prägt.

Wer ein gedichtetes Buch liest, wie man eine Zeitung liest, der ist der Feind des Buches. Eher als den flüchtigen Leser achte ich noch den, der das Lesen verachtet. Wenig Vorliebe habe ich auch für den, der von Berufsgeschäften ermüdet zur Lektüre flieht, weil er Wirtshaus oder Spiel einmal mit einer edleren Zerstreuung vertauschen will. Wer Reize sucht, vermag nicht zu lesen, auch nicht wer eine Neugier zu befriedigen trachtet, selbst der nicht, der Belehrung verlangt. Der wahrhafte Leser vereinigt zwei Eigenschaften von anscheinender Gegensätzlichkeit in sich, nämlich Reife und Unschuld. Ihn bewegt der Rhythmus nicht minder als die Bedeutung, voreilige Nutzanwendung auf sein eigenes Tun und Treiben verschmäht er, und wie der wahrhaft Betende nicht an die Belohnung für sein Gebet denkt, so ist im hingebenden Leser keine Regung, die sich gemeinem Vorteil überliefert. Sein Lesen ist Lauschen; er vergißt sich in den Gestalten; was ich an ihm Reife nenne, ist sowohl die Fähigkeit inneren Erlebens als auch das Vermögen, mit Hilfe seiner menschlichen Erfahrung dichterische Figuren als wirklich zu empfinden, mit dichterischen Symbolen sein Gemüt zu befruchten und die niedere Realität der Dinge zu beleuchten und zu erhöhen. Seine Unschuld aber besteht darin, zu glauben, sich unterzuordnen; sie ist eine vergeistigte Bescheidenheit und vor allem die wunderbare Kraft, Spiegel zu sein.

Man lese ohne Forderung. Nimm ein Buch erst zur Hand, wenn Geist und Seele ruhen, wenn die Ansprüche des Tages erfüllt, die Gespräche verklungen sind, die Not und Pflicht des Daseins aufgehört hat zu quälen und zu belasten. Der Gedanke befreie sich von jeder Fessel, das Auge schaue, statt zu blicken. Viele lesen mit heimlichem Ehrgeiz, mit vorgesetzter Wachsamkeit; sie können gleichsam ihre Rolle nicht vergessen, sie wollen in der Sphäre der Phantasie erbeuten, was ihnen die Wirklichkeit schuldig geblieben ist. Diese gierigen und leidenschaftlichen Leser sind, ohne es zu ahnen, die Opfer fortwährender Mißverständnisse. Der Schauspieler braucht den Spiegel, er kann nicht Spiegel sein; dem heimlichen Schauspieler wird alles zum Spiegel, was er faßt und was er sieht. Streife jegliche Beflissenheit ab, werde zwecklos, dann erst bist du das reine, reingestimmte Instrument, ohne welches die Kunst machtlos bleibt.

Oft wird geklagt, daß in unserer Zeit die Männer wenig lesen. Sollte es irgendeine Zeit gegeben haben, in der die von Erwerb und Metier rastenden Männer freiwillig nach anderen Büchern gegriffen hätten als nach den leckeren, aufdringlichen, gebeizten, konventionellen? Ich zweifle daran. Wo es nicht der Fall ist, liebt es der kultivierte Mann, das schon Erprobte zu befestigen, und seine Art zu lesen gleicht einem Spaziergang in wohlvertrauter Landschaft, die ihm weder Schwierigkeiten bietet, noch durch ungewohnte Bilder zu heftig seine Aufmerksamkeit begehrt. Konservativ aus Grundsatz oder Temperament, der angesammelten Geistesschätze der Nation gewiß, erweckt das neue Buch seinen begreiflichen Argwohn. So ist es die Frau, die den Dichter ihrer Zeit gegenwartsfroh begrüßt. Immer waren Frauen die Erst-Erglühten, und je mehr entfernt sie vom Weltgeschehen sind, je inniger leben sie in der Welt dichterischer Gestalten. Wenn alle diese Gestalten wie wirkliche Menschen unter uns wandeln, alle, die wir weniger missen möchten als die Wirklichen, diese Großen, Sonderbaren, Geheimnisvollen, Traurigen, die Diener und Sklaven des Schicksals, die Bösewichter und Harlekine, Träumer und Besessenen, Sancho Pansa und Abbe Desgrieux, Ottilie und Becky Sharp, Mister Micawber und Iwan Karamasow, Bautrin, Rastignac und Cesar Birotteau, Quilp und Münchhausen, der Knecht Uli und der Wüstling Swidrigailow, all diese Überwirklichen und Gotteszeugen, so ist es, als ob sie aus den aufgeschlossenen Herzen der Frauen ihre dauernde Existenz erst empfangen hätten.

Jakob Wassermann

Der listige Schneidersepp

's ist ein kalter Wintermorgen. Der Duft hängt wie Zucker an den Tannenbäumen des Harmersbacher Tales, durch das der Schneidersepp hinaufwandelt. Sein „Schniderg'schirr" hat am gestrigen Sonntag der Knecht des „Hermesburs", zu dem er ins „Kundenhus" geht, mitgenommen. Der Meister trägt bloß sein Ellenmaß als Feldzeichen seines Berufes unter dem blauen Radmantel. Aber „Luft und Duft" sind eisig kalt, es friert ihn tief in seine Schneiderseele hinein. Ein Trost nur bleibt ihm auf dem kalten Gang das Tal hinauf: der Hermesbur hat gutes „Chriesewasser" und die „Hermesbüri" macht von allen Kunden des Schneidermeisters im Städtchen und im Tal den besten „Dummis" (zerhackten Pfannkuchen), die unbedingte Leibspeise unseres Schneiders.

„Guate Morgn, Schneider," hebt der Hermesbur an, als der Meister in die große Stube tritt, „i han Euch schon g'sehne 's Tal ruf un a Chriesewasser g'holt, bis d'Büri d'Supp g'richt hat." Die erste Hoffnung hatte sich erfüllt. Bald kam auch die stattliche Schüssel voll dampfender Milchsuppe extra gekocht für den Schneider. Daß der Dummis zu Mittag nicht fehlen würde, wußte Meister Zwirn aus alter Erfahrung; aber ein Gedanke beschäftigt ihn den ganzen Morgen, nachdem er seine Arbeit aufgenommen hatte: wie er diesmal, wo ein ganz besonderes Gelüste sich in ihm regte, zu einer möglichst großen Portion Dummis gelangen könnte.

Der Schneider wußte, daß er als Teilhaber an dem fröhlichen Mahle den Hermesbur bekommen sollte, der ebenfalls gerne Dummis aß. Denn so war's noch zu meiner Kinderzeit Sitte, daß, wenn ein Schuhmacher oder Schneider auf dem Land ins Kundenhaus kam, ihm und dem Bur besonders serviert wurde.

Wenn „die Völker", wie der Bauer im Kinzigtal heute noch seine Dienstboten nennt, gegessen hatten, wurde frisch gedeckt für den „Bur" und für den „Meister". Je nach der Art der Bäuerin und der Qualität des Bauernhofes gab's da ein mehr oder weniger großes „Herreneſſen". Die Hermesbüri war bester Art und der Hermeshof der schönsten einer im ganzen „Hambe" (Harmersbach).

Mehr denn eine „Prise" aus der keinem Schneider der alten Zeit fehlenden Schnupftabaksdose wanderte in die Nase des Schneidersepp, als er an jenem Wintermorgen nachdenklich in der Stube nähte, während der Bauer

mit seinen Knechten in der Scheune seine Sommerfrucht ausdrosch, daß es hellauf ins Tal hinuntertönte. Die Bäuerin spann mit ihren Mägden, auf der Ofenbank sitzend, und wunderte sich, daß der Meister heute so still war. Sonst hatte er immer das Neueste aus dem „Städtle" erzählt und die „Wiwervölker" aufs beste unterhalten.

Die gute Frau ahnte nicht, daß der Schneider seit seinem Hiersein einem Attentat auf den Hermesbur nachbrütete. Doch als die Bäuerin nach zehn Uhr den Spinnrocken verließ und mit den Worten in die Küche ging: „So Meister, jetz will i go d'r Dummis richte", da war der Plan des Schneiders fertig.

Um elf Uhr rückten die Völker zum Essen an, Knechte und Mägde, und als diese nach einer halben Stunde abzogen, ward für den Meister und den Bur gedeckt. Suppe, Speck und Sauerkraut bildeten den Eingang, dem mein Schneider aber sehr wenig Beachtung schenkte. Hierauf brachte die Bäuerin eine Platte voll Dummis, garniert mit Hutzeln, und jetzt ließ mein Schneider seinen Plan los. „Hermesbur," so brach er sein Schweigen, „i han Euer Vatter no guat kennt, han em menge Schobe (Schaube, Kittel) g'macht un Sunntigshose us Kalbläder. 's isch a brave Mann g'si, schad', daß 'r johrlang krank g'läge isch. Ihr sinn dazuomol no jung g'si. Hermesbur, aber d'r Muatter recht an d'Hand gange. I waiß no wohl, wia Ihr als durchs Städtle g'fahre sinn zuo dem un sellem Dokter. Was isch's au für a Kranket g'si, dia der Vatter kah het, un wo sinn Ihr überall na zua dene Dökter?"

Der Hermesbauer, der, wie die meisten Menschen gerne von seinem „Vater selig" erzählte, legte die Gabel beiseite und fing an zu erzählen. Darauf hatte der schlaue Schneider gerechnet. Er wußte, daß ein Bauersmann, wenn er etwas erzählen will, was ihm am Herzen liegt, nicht zugleich essen kann. Der Bauer erzählte, und der Schneider aß. Je mehr der erstere die Erzählung ins Lange und Breite zog, von den verschiedenen Ärzten, Kuren und Salben und deren Erfolg berichtete, um so tiefer senkte sich des Schneiders Gabel in den Dummis, und um so leerer ward die Platte. An der merkte schließlich der Hermesbauer den Witz des Schneiders; er schloß seine Erzählung und wollte nun seinerseits den Dummisesser in seinem eigenen Garne fangen. „Aber jetz, Schnider," so endete der Bauer sein Referat, „jetz verzelle mir au, an wellere Krankheit Euer Vatter g'storbe isch!"

Aber der Schneider, ohne eine Sekunde mit Essen aufzuhören, sprach kurzweg: „Hermesbur, do kann i gar nix verzelle, mi Vatter isch Knall und Fall ame Schlag g'storbe un isch in zeh Minute g'sund und tot g'si." Sprach's und aß ruhig den Rest Dummis mit dem Bur weiter. Den ärgerte es aber doch, daß der Schneider ihn überlistet, und als die Bäuerin abtrug, meinte er: „Wib, morn machsch zwai Platte voll Dummis, mir aine un dem Schnider aine, no kann jeder ässe und verzelle, was er will!"

Heinrich Hansjakob

Die Handwerkerbank

Der Bauer gibt seinen Stoff nicht auf eine Minute lang und nicht einen Strich weit aus dem Hause — hingegen ruft er den Handwerksmann mitsamt seiner Werkstatt ins Haus. Ist aber ein ernst Beginnen, wenn die Handwerker kommen; der Hausfrau bangt vor den Leuten. Sie hebt schon Tage vorher an, das Geschirr zu scheuern, die Stube zu reinigen, die Vorratskammern zu füllen. Oben im kühlen luftigen Dachboden wird das Bett neu eingestroht und überzogen, werden die Spinngewebe zerstört und die Mauselöcher verstopft und die Wespenkrüge vernichtet. Denn die Handwerker, das sind heiklige Leute. Die Hausfrau darf sich's nicht mit ihnen verderben, oder es leidet ihr guter Ruf die empfindlichsten Rippenstöße. Versteht sie es aber, den Handwerker die paar Wochen Aufenthaltes in ihrem Hause zu hegen und zu pflegen mit dem Besten, was Küche und Keller bieten, dann mag sie getrost in die Zukunft blicken — der Handwerker besorgt ihren Ruhm, wohin er kommen mag und muntert dadurch die übrigen Wirtinnen zugleich auf, ähnliche Ehre und Auszeichnung anzustreben.

Der Handwerker hat außer seiner gewerblichen Kunstfertigkeit noch anderes Bedeutsame an sich. Er ist insonderheit das Zeitungsblatt der Gegend; ein Organ, welches mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit alle Tagesvorfälle bringt, in die dunkelsten Gemeinde- und Familienverhältnisse einzudringen versteht, sie kundmacht, alles einer rücksichtslosen unbestechlichen Kritik unterzieht und die Tagesfragen des Dorfes auf das klarste und scharfsinnigste erörtert und entscheidet. Die Einteilung dieses lebendigen Zeitungsblattes hinsichtlich der Zeit ist etwa folgende: Vormittags, wenn die Hausfrau in der Stube anwesend, werden die Neuigkeiten und Tagesvorfälle der Nachbarschaft auseinandergesetzt; beim Mittagstische, wenn Hausvater und Gesinde zugegen, wird der politische Leitartikel losgelassen. Am Nachmittag, wenn wieder nur die Hausfrau am Rocken sitzt, kommen die Gerüchte und Familiengeschichten zur Erörterung — oft so reizende Geheimnisse, daß der Spinnerin hell der Faden reißt. Beim Nachtmahle und nach demselben steht das Feuilleton: Gespenster- und Räubergeschichten, daß es gerade gruselt, und die jungen Leute gar nicht zu einzeln schlafen wollen. Somit ist die Nummer geschlossen. Sie ist stempelfrei.

Die Handwerker speisen beim Leut'tisch, und das ist für das Gesinde eine gute Zeit — da gibt's große Knödeln und fetten Sterz.

Um die Winterszeit sucht der kluge Bauer die Handwerker möglichst zu entbehren, denn, obwohl der Taglohn sich gleich bleibt, und auch fünfmal des Tages gegessen wird, so will die Arbeit bei der „Nachtfunzen" (Kerze) doch nicht vorwärts. Erst im Frühjahre sieht sich der Bauer nach den Leuten um.

Zuerst kommt der Weber.

Flachs und Wolle des letzten Jahres sind den Winter über durch Kamm, Spinnrad und Haspel umgearbeitet worden und harren des Schiffchens. Kommt also der Weber. Der hat in der Nachbarschaft sein Häusel und sein Weib. Das Häusel wird am Montag zugeschlossen, das Weib geht auf Tagewerk, er selber geht ins Webern. Er ist ein großer, glatzköpfiger Mann und hat die Gicht. Jeder Weber hat sie, denn im Handwerk liegt viel Ärger und Verdruß, davon kommt's.

Der Webstuhl steht schon bei dem Bauer. Das Gerumpel richtet viel Unordnung an in der Stube; alle Betten und Kästen und Stühle müssen umgerückt werden; zum Glücke bleibt der Ofen unbehelligt. Der Ofen ist des Webers wärmster Freund. Der große Haspel wird aufgerichtet, um die Strähne auf kleine Spulen abzuschweifen; dann beginnt die Arbeit am Webstuhl, es wird angehakt und eingezogen und dann hebt in Gottes Namen das Webern an. Aber so ein Schiffchen ist ein leichtfertig Ding, es hüpft nicht selten aus dem Netz und reißt den Faden ab, und springt unter das Gebälke hinein in den hintersten Winkel der Stube — kaum mehr zu finden. Ein bös Gesicht macht der Weber; der Faden war bauchig, kropfig — die Spinnerin hat die Schuld. Sich ärgern hilft aber nichts; der Weber knüpft seine Geduld und den Faden wieder an und neuerdings beginnt die Schifffahrt auf den leinenen Wellen.

Ist endlich solchergestalt der Flachs zur Leinwand geworden, so wird die Wolle auf ähnliche Weise zum Loden. Bis der Weber mit allem fertig, ist er förmlich zum Hausfreunde geworden. Und ist endlich die letzte Elle über den Rollbaum, so backt die Hausfrau das „Fortgehkoch", händigt dem Weber den geringen Wochensold und den „Sterbrotlaib" ein, ladet ihn für den nächsten Sonntag zum Mittagsmahl und sagt: „Jetzt behüt' dich Gott, Weber, nicht für ungut und verred' dir unser Haus nicht."

Die Leinwand wird nun zur Bleiche auf die Wiese gelegt und fleißig begossen. Bleiben einzelne Fäden braun, oder haben sie einen Knollen, so heißt es: „Da steckt der Weber drein."

Dieser aber webert schon längst in einem anderen Hause, webt fort und fort, verwebt sein Leben, und aus all den Fäden, Fleiß und Geduld wird nicht selten ein Hungertuch für die alten Tage. —

Im Laufe des Sommers kommen die Schneider, um den Webezeug seinen Zwecken zuzuführen.

Das geht aber nicht so schnell; „ein Schneider schickt drei Lugen, bis er selber kommt in die Stuben." Als er endlich — unversehens wie der Tod — doch zur Tür hereintritt, erschreckt die Hausfrau „bis in die Seel' hinein"; sie hat keinen Zwirn in Bereitschaft, sie hat keine Knöpfe daheim, und das Halterbübl, das des zerfahrenen Beinkleides wegen schon wochen-

lang im Pelze seines Vaters einherwackelt, das ist heute zu hinterst im Walde oben; — wie kann der Schneider seine Beine messen?

Aber es kommt alles in Ordnung, und die Schneider sitzen am Tisch; Schere, Bügeleisen, Nadelpölsterl, Stemmeisen und noch ein paar andere Dinge sind ausgepackt — und die Werkstatt ist eingerichtet. Der Meister geht mit seinem Maßfaden und umarmt alle im Hause, Männer und Weiber, die Joppen bestellen, mit dem Maßfaden. Beim Zuschneiden pfeift der Meister einen „Landler", der fährt dem Gesellen in die Beine; zu hüpfen fängt das Bürschel an und da gibt ihm der Bauer den Rat, er möge sich das Bügeleisen an den Leib hängen, daß ihn der Wind nicht vertrüge, und der Halterbub trällert:

„Dreizehnthalb Schneider
Wiegn vierzehnthalb Pfund,
Und wenn sie's nit wiegn,
So sein s' nit recht g'sund!"

und dann ahmt er das Meckern eines Ziegenbockes nach.

Derlei ist der Schneider schon gewohnt, er hört's gar nicht. Schließlich sagen es doch alle: Das Handwerk in Ehren! Die Küchentür öffnet sich, die Hausfrau naht mit einer Schüssel Krapfen.

Ein rechter Schneider muß sechsmal des Tages essen können. Das Essen ist auch seine einzige Erholung, abgesehen von der halbstündigen „Lichtfeier" in der Abenddämmerung, die der Meister gern beschaulich auf grünem Anger zubringt, der Geselle bei den Mädchen in der Küche oder Futterkammer vertändelt. Auch zur Winterszeit, von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends, wird mit der Nadel geschafft. So geht es bis zum Feierabend am Samstag — dann kommt der Abschied und die Schneider fliegen davon. Zur Sonntagsruhe läuft der Schneider meilenweit, denn nur im Laufen rastet er sich aus.

Im Herbste, wenn das Leder gegerbt ist, was der vielseitige Landwirt stets selbst besorgt (hat er doch den Gerbestoff in seinen Baumrinden) — kommen nun die Schuster. Auch diese versprechen ihr Kommen gemeiniglich monatelang, ehvor sie Wort halten; aber der Bauer ist gewitzigt und wirbt schon um einige Monate früher, als er sie braucht. Wehe aber, wenn sie kommen, und es ist Leder oder Drahtgarn nicht fertig! Die Schuster sind nicht harmlos; es ist aus solchen Anlässen geschehen, daß sie den Bauer in die halbgegerbte Haut eingenäht haben.

Die Schuster sind nun die Herren im Hause; die strammsten von ihnen wollen täglich ihren Wein. Berußt und bepecht, aber meist jung noch an Jahren ist so ein Wanderschuster. Die Werkstatt trägt er in einem Holztrühel samt den Leisten mit sich auf dem Rücken; der Dreifuß bleibt im

Bauernhause zurück und dient das Jahr hindurch — bis die Herren von Drahtzug wiederum kommen — als Betschemel.

Im Laufe der Schusterzeit muß der Hausvater ein wachsames Auge auf sein weibliches Personal haben. Das leidige Anmessen! Es sollen doch Niederschuhe werden für ein Weibsbild; und der Schuster nimmt das Maß für Röhrenstiefel.

Aufatmet das Haus, wenn endlich das letzte Paar Schuhe fertig auf dem Nagel hängt.

Die Hausfrau schleppt noch einen Brotlaib herbei und legt ihn dem Meister vor, als Dank- und Bittopfer, daß er anderwärtig ihres Hauses in Gnaden gedenke. — Und aufs Jahr wiederkomme.

Peter Rosegger

Die goldene Repetieruhr

Ich war bald fünfzehn Jahre alt — so erzählte Meister Hämmerlein eine Geschichte aus seinem Leben — ich war zu meinem Oheim in die Lehre getan und wünschte mir weiter nichts, als eine solide, pünktliche Sackuhr, wie solche die Gehilfen auch hatten. Das, meinte ich, sei erst recht das Zeichen der Großjährigkeit, wenn man selber sagen könne, wieviel es an der Zeit sei. Auch meine ich noch jetzt, man solle in dem Lebensalter, wo der Ernst des Daseins beginnt, jeden lehren, genau auf die Zeit achtzuhaben; denn die Zeit ist das kostbarste Gut, wenn man rechtschaffen damit haushält. Eine Uhr in der Tasche kann viel dazu beitragen, an Pünktlichkeit und sorgsame Benutzung der Zeit zu gewöhnen.

Es nahten die Weihnachtstage. Ich war schon alt genug, um zu wissen, daß der heilige Christ nicht, im buchstäblichen Sinne genommen, durch die Luft dahergeflogen kommt und allerlei Geschenke bringt, sondern daß der heilige Christ die innige Liebe, der gute Geist in den Herzen der Angehörigen ist, die still und heimlich darauf denken, einander zu erfreuen und zu beglücken. Wie selig geht da jedes umher, lauscht dem andern seine verborgenen Wünsche ab, kann sich fast nicht halten, das Geheimnis zu bewahren, und ist doch wieder voll Freude, im stillen zu wirken und zu schaffen für das andere. Wo das der Fall ist, kann man wohl sagen: der heilige Christ schwebt in der Luft des Hauses.

Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als daß mir zu Weihnachten eine Uhr beschert würde, ließ das aber keine Menschenseele merken, nicht einmal meiner immer seelenfrohen Schwester Minna sagte ich ein Wort davon. Wenn aber nur von einer Uhr die Rede war, zitterte ich vor Angst, und wenn man zufällig fragte: „Wie viel Uhr ist's?" war ich ganz böse. Das muß mich verraten haben, denn hört, wie mir's ergangen ist.

Hamburger Hafen

Eines Mittags, als ich in die Stube trete und schon in der Türe stehe, höre ich, wie mein Vater der Mutter zuruft: „Frau, tue schnell Adams goldene Repetieruhr weg!“ Er wickelt nun schnell etwas in ein Papier und versteckt es. Meine Mutter sah betrübt aus; ich aber tat, als ob ich gar nichts gesehen und gehört hätte, und war überaus heiter. Von nun an ging ich stolz durch die Straßen und meinte, jeder müsse mir's ansehen, welch' eine goldene Zukunft ich habe. Es tat mir nur leid, daß man die Uhren in der Tasche trägt, so verborgen und nicht offen vor aller Welt, und — so leicht wird man von der Eitelkeit betrogen — daß ich mir einredete, das wäre viel menschenfreundlicher, wenn man die Uhren öffentlich tragen würde; denn da könnten auch die armen Leute immer genau die Stunden und Minuten sehen.

Jeder, der es erschwingen und darauf achthaben kann, hat eine eigene Uhr verborgen in der Tasche, und diese richtet und stellt er von Zeit zu Zeit nach der großen Uhr am Kirchturme, und die Uhr am Kirchturme wird nach der Sonne gerichtet, deren Lauf Gott von Ewigkeit her festgesetzt, und die Menschen können weiter nichts tun, als Stäbe zur Sonnenuhr bilden, daran sie am Schatten den Stand des allgemeinen, ewigen Lichtes wahrnehmen.

Das ist auch ein Sinnbild und Gleichnis für unser ganzes inneres Leben. Das erkenne ich aber erst jetzt; damals hatte ich ganz andere Gedanken.

Vor dem Uhrenladen stand ich oft lange und verwies mein Federmesser einstweilen in die rechte Westentasche; die linke war zu Besserem vorbereitet. Wo das Herz ist, trägt man auch die Uhr, sagte ich mir; da geht's drinnen und draußen: tick, tack. Ich träumte einmal, meine goldene Repetieruhr sei mir gestohlen worden, und als ich erwachte, war ich ganz glückselig, daß ich sie noch nicht besaß. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Kameraden mitzuteilen, was mich so voll Freude machte; ich sagte ihnen aber doch nicht das Ganze und sprach rätselhaft, daß sie am Weihnachtstage Augen und Ohren aufsperren würden, wenn ich ihnen etwas zeige, was selber zeigt und spricht. Ich lief davon, ehe sie erraten konnten, was es sei.

Nun war das Augen- und Ohrenaufsperren an mir!

Der heilige Abend kam und zündete seine Freudenkerzen an. Als sich endlich die beiden Flügeltüren öffneten, wir Kinder hereinstürmten und dann wieder vor Überraschung stillstanden, da pochte mein Herz gewaltig. Richtig! da lag die Uhr für mich auf dem Tische; aber — o weh! es war eine silberne! Meine Freude war wohl etwas abgekühlt, aber ich faßte mich und dachte: „Das schadet nichts, Silber ist viel weißer und dicker, und sie repetiert ja: bim bam.“ — Ich drückte mit aller Kraft an dem Heber, aber sie gab nicht nach, und es tönte auch nicht. Nun überkam mich ein fürchterlicher Schmerz: alles ist nichts! Ich legte still die Uhr wieder hin, verließ rasch das Zimmer, ging auf meine dunkle Kammer und weinte und wehklagte, daß es mir fast das Herz abstieß. Der Gedanke schoß mir durch den Sinn, ich wollte mich

umbringen, weil ich keine goldene Repetieruhr bekommen, und ich weinte wieder um mein junges Leben, weil ich jetzt schon sterben müsse, da alle meine Hoffnungen zunichte geworden. Meine Mutter kam bald mit Licht, und als ich ihr meinen unbeschreiblichen Jammer über die Täuschung klagte, schüttelte sie den Kopf, preßte die Lippen zusammen und sah mich an mit jenen treuen, lieben Augen, die mir stets offen stehen, wenn sie der Tod auch längst geschlossen hat. Sie erklärte mir nun mein Unrecht: ich wäre ja mit einer einfachen Uhr zufrieden gewesen, wenn ich nichts von einer goldenen Repetieruhr gewußt hätte; der Vater habe mich nur necken und mir dabei die Lehre geben wollen, wie man auch mit Geringerem, als man erwartet habe, sich freuen könne; ich solle nicht undankbar sein gegen Gott und die Menschen. So sprach sie in ihrem milden, herzlichen Tone, und als ich mich ausgeweint hatte, ging ich mit ihr hinab in die Stube. Ich war nicht mehr traurig, aber auch nicht glücklich, und es war doch eine solide, pünktliche Uhr, die jetzt mein eigen geworden war. Als ich im Bette lag, kam der böse Geist wieder über mich; ich war so wild, daß ich aufstehen und die Uhr zum Fenster hinauswerfen wollte; es war mir aber doch zu kalt außer dem Bette, und ich blieb fein liegen.

Wie oft werden böse Taten nur durch kleine Umstände verhindert, und wir haben deshalb gar keinen Grund, auf unsere Tugenden stolz zu sein.

Vom Weinen und von heftigen Gemütsbewegungen ermattet, schlief ich bald fest ein und freute mich am andern Morgen beim Erwachen, daß meine Uhr so lustig „tick, tack" machte. Acht Tage wich ich meinen Kameraden auf Weg und Steg aus; ohne Not, denn sie hatten meine Prahlereien bald vergessen. Ich trug die Uhr lange bei mir, ohne sie jemand zu zeigen, und war damit in mir vergnügt.

Das sind nun vierzig Jahre seit jenen Weihnachten; hier habe ich noch die Uhr, und sie verfehlt keine Minute.

Seitdem habe ich die Worte meiner Mutter erst recht verstanden, oder auch selbst die Wahrheit aus dieser Geschichte gefunden. Wenn ich einen Menschen sehe, der mit nichts, was ihm zukommt, recht glücklich sein kann, weil er immer Stolzeres erwartet hatte, denke ich: „Der hat auch eine goldene Repetieruhr erhofft!" — Wenn ich ein Geschäft machte und mich ärgerte, daß es nicht ausschlug, wie ich erwartete, sagte ich mir: „Hast du noch immer die goldene Repetieruhr im Kopfe?" — Sehe ich einen Mann, der im Staate oder sonst hoch hinauswollte und nun sich in Mißmut verzehrt, weil er in untergeordneter Stellung sein Leben verbringen muß, möchte ich ihm zurufen: „Laß das Drücken am Heber, es macht nicht „bim bam", sei froh mit dem einfachen Zeiger!" — Beobachte ich ein junges Ehepaar, dem das Leben wie eine ewige Hochzeit vorkam und das sich nun nicht darein finden will, wenn der Himmel nicht mehr voll Baßgeigen hängt, sondern eine platte

Alltagszeit kommt, das dann miteinander quengelt und keift, so denke ich still bei mir: „Könnten diese doch die goldene Repetieruhr vergessen!"

Kurzum, in tausend Fällen habe ich von dieser Geschichte gelernt. Die meisten Menschen können sich nicht dareinfinden und sind unglücklich, weil es eben anders gekommen ist, als sie sich eingebildet hatten. Es schadet nichts, wenn man nach dem Vollkommensten verlangt und trachtet, im Gegenteil, das spannt unsere Kraft erst recht an; man muß sich's dann aber auch wohl sein lassen, sich begnügen und bescheiden können, wenn uns minder Vollkommenes zuteil wird.

Ich bin zufrieden mit dieser Uhr, und sie ist mir um keinen Preis feil.

Berthold Auerbach

Der geheilte Patient

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener hautreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen oder schnauft der Nachbar so?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter Langeweile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und ward so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Foudre, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?" Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stunden weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse.

Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, mittags ein Bratwürstlein dazu, und nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Tut was Ihr wollt!“ Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß perfekt eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten, wie heute, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die im begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tag in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt. Der Lindwurm ist abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden“, und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl“, und hat nachher dem

Rat gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt zwanzig Dublonen zum Gruß geschickt.

Joh. Peter Hebel

Das Glück durch die Gelbwurst

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gerne folgende Geschichte zu erzählen:

„Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück und hatte mein eigenes, kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Ostermesse. Ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speziestalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speziestalern anfangen zu können. Ich reise also nach Leipzig und gebe meinen Kreditbrief im Hause Frege und Kompagnie ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich sehe aber bald, daß sich mit 1000 Talern nicht viel machen läßt. Was tut's? Geht nicht viel, so geht wenig; besser leiern als feiern, sagt das Sprichwort. Ich suche mir also eine Partie Wolle aus, und gehe hin, um mein Geld zu holen. Da sagt mir der alte Frege, es sei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich logiere. Ich hatte das gerne nicht gesagt, da ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. „Nun", sagte der Herr Frege: „Essen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Gesellschaft finden." Ich konnte nichts Rechtes darauf erwidern und ging weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu tun hat und was dabei herauskommt. Man sagt mir, wie es Sitte sei, daß jedes große Handlungshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man sagt, abfüttert; daß nichts dabei herauskommt, als daß man das Essen teuer bezahlen muß, indem es mindestens $1^1/_2$ Taler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Talern nur noch $998^1/_2$ blieben, und für ein Mittagessen konnte ich nicht so viel aufwenden. Andern Mittags war ich kurz entschlossen. Ich kaufe mir für zwei Groschen Gelbwurst, für sechs Pfennige Brot, stecke es zu mir, und gehe hinaus vor das Tor, in das sogenannte Rosental. Mein Tisch war schnell gedeckt. Ich setze mich auf eine Bank und wickele meine Sachen heraus; ich zerschneide die Gelbwurst in sechs Teile und lege sie neben mich hin: das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein Gemüse mit Beilage, das meine Fische, und das mein Braten mit Salat. Ich glaube nicht, daß sie drinnen in der Stadt, bei Frege, mehr hatten, und daß es ihnen besser schmeckt. Ich war eben an der süßen Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da sehe ich einen Mann auf einem schönen Braunen daherreiten; der, denke ich, macht sich noch ein bißchen Bewegung vor dem Essen, daß es

besser schmeckt. Ich wünschte ihm meinen gesunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dies sage und denke, ist der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken sehe ich, es ist der Herr Frege selber. In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen meiner süßen Speise aus der Hand und der vorausspringende Hund schnuppert's gleich auf; ich wickle schnell mein Papier zusammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!" sagte der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?"

Was soll ich darauf sagen? Ich denke, du bleibst bei der Wahrheit. Ich sag' ihm nun, daß es sich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Taler Trinkgeld für ein einzig Mittagessen zu geben, und so und so, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute abend oder morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und sagt: „Ja, das müssen Sie ja tun, sonst werd' ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht. Wünsche gesegnete Mahlzeit." Und fort war er mit seinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen soll; ich denke aber: nun, fressen wird er dich nicht, er muß um fünf Uhr noch genug haben vom Mittag her. — Wie's also fünf Uhr gebembert hat, gehe ich hin, man weist mich in sein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand und führt mich in das Kabinettchen, und sagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10 000 Taler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen, und noch mehr, sagen Sie mir's nur offen." — Ich sag': „Sie irren sich, ich habe nur für 1000 Taler." Da sagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich schon gesagt habe; Sie sind ein Mann, der zu sparen weiß, und heut' abend essen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie." Und so ist's auch geschehen, und das hat mir noch besonders gefallen, daß er die Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort gewesen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir leid täte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und so lange der alte Frege gelebt hat, habe ich jede Messe bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden."

Berthold Auerbach

Der Schneider in Pensa

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich, daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Not da ist, und daß er kund macht das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein? Sechsundzwanzig Gesellen auf dem Brett, jahraus, jahrein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber einen frohen, heiteren Sinn, ein Gemüt, treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Gastfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer geht wie daheim, sondern um ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und alsdann weiter abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer gleichsam als eine fremde Ware aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen meliert auch sechzehn rheinländische Herren, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Lande kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihr Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden?" oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen, und wer wird den letzten begraben?" Da vernahmen sie mitten durch das russische kosakische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutschen da?" und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmayer, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahre 1799 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben- bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagieren und ritt mit ihm in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er an den deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder

einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an; er findet bei ihm, was ihm fehlt: Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohltat reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutschen da?" war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes tun wollte, liebte sie schon im voraus in ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen!" dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann. Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen verlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Landsleute, auch Darmstädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutschen da?" — er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht anworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien erklang in ihren Ohren wie ein Harfenton und als er hörte: „Deutsche genug!" und von jedem erfragte, woher er sei — (er wäre mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen), aber einer sagte: von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte: von Bruchsal, der dritte: von Heidelberg, der vierte: von Gochsheim, da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten", sagte das herrliche Gemüt, „Franz Anton Egetmayer von Bretten", wie Joseph in Ägypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder", — und die Tränen der Freude, der Wehmut und heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war sehr schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider oder er an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton", sagte der Statthalter, „wann habe ich Euch etwas abgeschlagen?" Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann", sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neuer

Hemden sorgen." — „Ihr braucht auch ein neues Röcklein", sagte er zu einem andern. — „Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden", zu einem dritten und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffiert. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." Darauf erwiderte der Schneider: Ich finde hinlänglich Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!" So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in die Würde, die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namenfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren anders gehen.

Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und den Siegen der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern — er nannte sie nur noch Kinder — mit Freudentränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohltäter seine Auslage zu vergüten. „Kinder", sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht." — „Vater Egetmayer", sagten sie, „tut unserem Herzen nicht wehe!" Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bitteren Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirt-

baren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als einer, der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen", sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat, Geld genug!" — Was war's? die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon ein Unterkommen finden", sagte er, wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt!" O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Du wirst einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt ihr Gesegneten: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen." Doch der Kauf wurde, zum großen Trost für die edlen Gefangenen, wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder einem Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Tränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Johann Peter Hebel

Kannitverstan

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange be-

trachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Tür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund", redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?" — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu tun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan", und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel als: „Ich kann Euch nicht verstehn." Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gass' aus Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan", war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte

er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." — „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es war ihm auf einmal so schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan", rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Johann Peter Hebel

Die drei gerechten Kammacher

Zu Seldwyl bestand ein Kammachergeschäft, dessen Inhaber gewohnterweise alle fünf bis sechs Jahre wechselten, obgleich es ein gutes Geschäft war, wenn es fleißig betrieben wurde; denn die Krämer, welche die umliegenden Jahrmärkte besuchten, holten da ihre Kammwaren. Außer den notwendigen Hornstriegeln aller Art wurden auch die wunderbarsten Schmuckkämme für die Dorfschönen und Dienstmägde verfertigt aus schönem, durchsichtigem Ochsenhorn, in welches die Kunst der Gesellen (denn die Meister arbeiteten nie) ein tüchtiges braunrotes Schildpattgewölke beizte, je nach ihrer Phantasie, so daß, wenn man die Kämme gegen das Licht hielt, man die herrlichsten Sonnenauf- und Niedergänge zu sehen glaubte, rote Schäfchenhimmel, Gewitterstürme und andere gesprenkelte Naturerscheinungen. Im Sommer, wenn die Gesellen gern wanderten und rar waren, wurden sie mit Höflichkeit behandelt und bekamen guten Lohn und gutes Essen; im Winter aber, wenn sie ein Unterkommen suchten und häufig zu haben waren, mußten sie sich ducken, Kämme machen, was das Zeug halten wollte, für geringen Lohn; die Meisterin stellte einen Tag wie den andern eine Schüssel Sauerkraut auf den Tisch, und der Meister sagte: „Das sind Fische!" Wenn dann ein Geselle zu sagen

wagte: „Bitte um Verzeihung, es ist Sauerkraut", so bekam er auf der Stelle den Abschied und mußte wandern in den Winter hinaus. Sobald aber die Wiesen grün wurden und die Wege gangbar, sagten sie: „Es ist doch Sauerkraut!" und schnürten die Bündel. Denn wenn dann auch die Meisterin auf der Stelle einen Schinken auf das Kraut warf und der Meister sagte: „Meiner Seel'! ich glaubte, es wären Fische! Nun dieses ist doch gewiß ein Schinken!" so sehnten sie sich doch hinaus, da alle drei Gesellen in einem zweispännigen Bett schlafen mußten und sich den Winter durch herzlich satt bekamen wegen der Rippenstöße und erfrorenen Seiten.

Einstmals aber kam ein ordentlicher und sanfter Geselle angereist aus irgendeinem der sächsischen Lande, der fügte sich in alles, arbeitete wie ein Tierlein und war nicht zu vertreiben, so daß er zuletzt ein bleibender Hausrat wurde in dem Geschäft und mehrmals den Meister wechseln sah, da es die Jahre her gerade etwas stürmischer herging als sonst. Jobst streckte sich in dem Bette so steif er konnte und behauptete seinen Platz zunächst der Wand Winter und Sommer; er nahm das Sauerkraut willig für Fische und im Frühjahr mit bescheidenem Dank ein Stückchen von dem Schinken. Den kleineren Lohn legte er so gut zur Seite wie den größeren; denn er gab nichts aus, sondern sparte sich alles auf. Er lebte nicht wie andere Handwerksgesellen, trank nie einen Schoppen, verkehrte mit keinem Landsmann noch mit anderen jungen Gesellen, sondern stellte sich des Abends unter die Haustüre und schäkerte mit den alten Weibern, hob ihnen die Wassereimer auf den Kopf, wenn er besonders freigebiger Laune war, und ging mit den Hühnern zu Bett, wenn nicht reichliche Arbeit da war, daß er für besondere Rechnung die Nacht durcharbeiten konnte. Am Sonntag arbeitete er ebenfalls bis in den Nachmittag hinein, und wenn es das herrlichste Wetter war; man denke aber nicht, daß er dies mit Frohsinn und Vergnügen tat, wie Johann der muntere Seifensieder; vielmehr war er bei dieser freiwilligen Mühe niedergeschlagen und beklagte sich fortwährend über die Mühseligkeit des Lebens. War dann der Sonntagnachmittag gekommen, so ging er in seinem Arbeitsschmutz und in den klappernden Pantoffeln über die Gasse und holte sich bei der Wäscherin das frische Hemd und das geglättete Vorhemdchen, den Vatermörder oder das bessere Schnupftuch, und trug diese Herrlichkeiten auf der flachen Hand mit elegantem Gesellenschritt vor sich her nach Hause. Denn im Arbeitsschurz und in den Schlappschuhen beobachten manche Gesellen immer einen eigentümlich gezierten Gang, als ob sie in höheren Sphären schwebten, besonders die gebildeten Buchbinder, die lustigen Schuhmacher und die seltenen sonderbaren Kammacher. In seiner Kammer bedachte sich Jobst aber noch wohl, ob er das Hemd oder das Vorhemdchen auch wirklich anziehen wolle, denn er war bei aller Sanftmut und Gerechtigkeit ein kleiner Schweinigel, oder ob es die alte Wäsche noch für eine Woche tun müsse und er zu Hause bleiben

Bäckerei

und noch ein bißchen arbeiten wolle. In diesem Falle setzte er sich mit einem Seufzer über die Schwierigkeit und Mühsal der Welt von neuem dahinter und schnitt verdrossen seine Zähne in die Kämme, oder er wandelte das Horn in Schildkrötschalen um, wobei er aber so nüchtern und phantasielos verfuhr, daß er immer die gleichen drei trostlosen Kleckse darauf schmierte; denn wenn es nicht unzweifelhaft vorgeschrieben war, so wandte er nicht die kleinste Mühe an eine Sache. Entschloß er sich aber zu einem Spaziergang, so putzte er sich eine oder zwei Stunden lang peinlich heraus, nahm sein Spazierstöckchen und wandelte steif ein wenig vors Tor, wo er demütig und langweilig herumstand und langweilige Gespräche führte mit andern Herumständern, die auch nichts Besseres zu tun wußten, etwa alte arme Seldwyler, welche nicht mehr ins Wirtshaus gehen konnten. Mit solchen stellte er sich dann gern vor ein im Bau begriffenes Haus, vor ein Saatfeld, vor einen wetterbeschädigten Apfelbaum oder vor eine neue Zwirnfabrik und tüftelte auf das angelegentlichste über diese Dinge, deren Zweckmäßigkeit und den Kostenpunkt, über die Jahreshoffnungen und den Stand der Feldfrüchte, von was allem er nicht den Teufel verstand. Es war ihm auch nicht darum zu tun; aber die Zeit verging ihm so auf die billigste und kurzweiligste Weise nach seiner Art, und die alten Leute nannten ihn nur den artigen und vernünftigen Sachsen, denn sie verstanden auch nichts. Als die Seldwyler eine große Aktienbrauerei anlegten, von der sie sich ein gewaltiges Leben versprachen, und die weitläufigen Fundamente aus dem Boden ragten, stöckerte er manchen Sonntagabend darin herum, mit Kennerblicken und mit dem scheinbar lebendigsten Interesse die Fortschritte des Baues untersuchend, wie wenn er ein alter Bauverständiger und der größte Biertrinker wäre.

„Aber nein!" rief er einmal um das andere, „des is ein fameses Wergg! Des gibt eine großartige Anstalt! Aber Geld kosten duht's, na das Geld! Aber schade, hier mißte mir des Gewehlbe doch en bißgen diefer sein und die Mauer um eine Idee stärger!" Bei alledem dachte er sich gar nichts, als daß er noch rechtzeitig zum Abendessen wolle, eh' es dunkel werde; denn dieses war der einzige Tort, den er seiner Frau Meisterin antat, daß er nie das Abendbrot versäumte am Sonntag, wie etwa die anderen Gesellen, sondern daß sie seinetwegen allein zu Hause bleiben oder sonstwie Bedacht auf ihn nehmen mußte. Hatte er sein Stückchen Braten oder Wurst versorgt, so wurmisierte er noch ein Weilchen in der Kammer herum und ging dann zu Bett; dies war dann ein vergnügter Sonntag für ihn gewesen.

Bei all diesem anspruchslosen, sanften und ehrbaren Wesen ging ihm aber nicht ein leiser Zug von innerlicher Ironie ab, wie wenn er sich heimlich über die Leichtsinnigkeit und Eitelkeit der Welt lustig machte, und er schien die Größe und Erheblichkeit der Dinge nicht undeutlich zu bezweifeln und sich eines viel tieferen Gedankenplanes bewußt zu sein. In der Tat machte er auch

zuweilen ein so kluges Gesicht, besonders, wenn er die sachverständigen sonntäglichen Reden führte, so daß man ihm wohl ansah, wie er heimlich viel wichtigere Dinge im Sinne trage, wogegen alles, was andere unternahmen, bauten und aufrichteten, nur ein Kinderspiel wäre. Der große Plan, welchen er Tag und Nacht mit sich herumtrug, und welcher sein stiller Leitstern war die ganzen Jahre lang, während er in Seldwyl Geselle war, bestand darin, sich so lange seinen Arbeitslohn aufzusparen, bis er hinreiche, eines schönes Morgens das Geschäft, wenn es gerade vakant würde, anzukaufen und ihn selbst zum Inhaber und Meister zu machen. Dies lag all seinem Tun und Trachten zugrunde, da er wohl bemerkt hatte, wie ein fleißiger und sparsamer Mann allhier wohl gedeihen müßte, ein Mann, welcher seinen eigenen stillen Weg ginge und von der Sorglosigkeit der andern nur den Nutzen, aber nicht die Nachteile zu ziehen wüßte. Wenn er aber erst Meister wäre, dann wollte er bald so viel erworben haben, um sich auch einzubürgern, und dann erst gedachte er so klug und zweckmäßig zu leben, wie noch nie ein Bürger in Seldwyl, sich um gar nichts zu kümmern, was nicht seinen Wohlstand mehre, nicht einen Deut auszugeben, aber deren so viele als möglich an sich zu ziehen in dem leichtsinnigen Strudel dieser Stadt. Dieser Plan war ebenso einfach als richtig und begreiflich, besonders da er ihn auch ganz gut und ausdauernd durchführte; denn er hatte schon ein hübsches Sümmchen zurückgelegt, welches er sorgfältig verwahrte und sicherer Berechnung nach mit der Zeit groß genug werden mußte zur Erreichung dieses Zieles. Aber das Unmenschliche an diesem so stillen und friedfertigen Plane war nur, daß Jobst ihn überhaupt gefaßt hatte; denn nichts in seinem Herzen zwang ihn, gerade in Seldwyla zu bleiben, weder eine Vorliebe für die Gegend, noch für die Leute, weder für die politische Verfassung dieses Landes, noch für seine Sitten. Dies alles war ihm so gleichgültig, wie seine eigene Heimat, nach welcher er sich gar nicht zurücksehnte; an hundert Orten in der Welt konnte er sich mit seinem Fleiß und mit seiner Gerechtigkeit ebensowohl festhalten, wie hier; aber er hatte keine freie Wahl und ergriff in seinem öden Sinne die erste zufällige Hoffnungsfaser, die sich ihm bot, um sich daran zu hängen und sich daran groß zu saugen.

Gottfried Keller

In der Schustergasse

Er hatte mich neugierig gemacht und ich nahm gern neben ihm im Doktorwagen Platz, um mich nach der kleinen Schustergasse fahren zu lassen, die in dem engsten Teil der engen Altstadt liegt und in der Zeit, als in den Städten jede Berufsklasse sich auch örtlich zu sondern und zusammenzusetzen liebte, die Mitglieder der ehrsamen Schusterzunft vereinigt hatte. Wir hielten mitten in der Gasse vor einem jener schmalen und tiefen Bürger- und Handwerker-

häuser, die nur zwei Fenster Fronte, dafür aber vier Stockwerke übereinander haben und mit einem hohen Spitzgiebel schließen, den man mit dem Auge nur ermessen kann, wenn man den Kopf tief in den Nacken zurücklegt. Aus den massiven Holzrinnen zu beiden Seiten des Daches wuchsen Drachen von Blech mit weitaufgesperrten Rachen über die Straße hinaus, und auf dem Gesims von Holzschnitzerei über der Haustür hatten drei Figuren Platz, von denen die mittelste und höchste einen Handwerksmeister in mittelalterlicher Tracht mit Federhut und Schwertgehänge vorstellte. Das hohe und schmale Fenster daneben zeigte noch kleine, in der Mitte schneckenartig ausgebauchte Scheiben in Bleieinfassung. Das entschieden merkwürdigste an diesem unteren Geschoß war aber unzweifelhaft das runde Schild zwischen Tür und Fenster: in der Mitte war ein Schuh abgebildet, wie man ihn zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zu tragen pflegte, und darunter stand, offenbar in sehr alten Schriftzügen „zünftiger Schuhmachermeister", während der obere Teil vielfach mit Ölfarbe übermalt zu sein schien und auf der obersten Decke jetzt den Namen „Gotthilf Lange" trug. Die ganze Geschichte des Hauses war von diesem kleinen Schilde abzulesen; die Bewohner wechselten; jeder löschte den Namen seines Vorgängers aus und setzte den seinigen an die Stelle, aber der „zünftige Schuhmachermeister" blieb immer derselbe und wohnte auch jetzt noch dort, allen neueren Gewerbegesetzen zum Trotz, die von der Zunft nichts mehr wissen wollten und nicht einmal mehr von der Meisterschaft sonderlich viel hielten.

Der Doktor setzte einen messingenen, spiegelblanken Klöppel in Bewegung — ein Glockenzug fehlte — worauf eine Magd öffnete. Sie trug die kleine weiße Mütze, Hülle genannt, auf dem Kopfe, die wir noch in unserer Kinderzeit als Dienstbotentracht gekannt haben. Wir traten in einen großen, übermäßig hohen, mit Fliesen ausgelegten Flur und über einige Stufen durch eine Glastür in das einzige schmale, aber tiefe Zimmer parterre, das sein Licht durch ein großes Fenster mit vier Flügeln vom Hofe her erhielt und aus dem der scharfe, anfangs den Atem beengende Geruch von gegerbtem Leder uns entgegendrang.

An dem Tisch, um den in Stapeln Rinds- und Roßhäute, Kalbs- und Ziegenfelle, Saffianrollen und Sohlenstücke lagen, stand, uns den Rücken zukehrend, ein breitschultriger Mann in Hemdärmeln und Schurzfell, eifrig damit beschäftigt, ein Leder zu untersuchen. Erst als der Doktor ihm ein munteres „Guten Tag" und „wie geht's Alter?" zurief, wandte sich das runzelige und graubärtige Gesicht mit den hellen blauen Augen halb zu uns zurück. Das schwarze Sammetkäppchen wurde über der kahlen Stirn ein wenig gelüftet, und eine sonore Stimme antwortete: „Ihre Stiefel kommen morgen vom Leisten, Herr Doktor; früher war's beim besten Willen nicht möglich."

„Sicher wieder ein Kunstwerk", schmeichelte mein Führer; „man ist das schon so gewohnt vom Meister Lange. — Ich sage Ihnen, lieber Freund", wandte er sich zu mir, „ein Stiefel bequem wie ein Schlafschuh, und dabei doch knapp, ohne Falten wie aufgegossen."

„Nun, nun, Herr Doktor", lächelte das alte Gesicht halb wohlgefällig, halb abwehrend; „loben Sie nicht über Maß! Leder bleibt Leder, und was für die Dauer passen soll, muß zu Anfang nicht zu kommode sein. Es geht überall im Leben nicht anders.

Der Doktor setzte die Posaune nicht so leicht ab. „Aber der Mann hat auch Material", rief er, mit dem Stock auf die Stapel rechts und links schlagend. „Meister Lange kennt die Quellen. Sie sollen einmal sein Lager sehen. Das zeigt er Ihnen ein andermal; aber Ihre Sammlung von Leisten, Meister, hoch interessant! übrigens auch historisch merkwürdig. Denken Sie sich, es sind darunter noch Hölzer aus dem sechzehnten Jahrhundert — und für was für Füße!"

„In so einem alten Handwerkerhause sammelt sich dergleichen auf", antwortete der Alte ruhig, „und für einen Schuhmacher hat's wohl Bedeutung, aber für die Herren —"

„Das ist unsere Sache", fiel ihm der Doktor ins Wort. „Mein Freund hier schwärmt für Antiquitäten, und auch ich habe zu allem echt Menschlichen gern Beziehung. Was kann aber menschlicher sein als der Wunsch, zu so viel anderem Druck, den wir schon zu tragen haben, nicht auch noch von seinem Stiefel gedrückt zu werden? Übrigens dient das alte Zeug nur zum Vergleich der eigenen Verbesserungen unseres wackeren Meisters."

„Machen Sie nicht viel Rühmens davon", bat der bescheidene Mann. „Ich denke mir immer, wenn jemand sein ganzes Leben bei einem so einfachen Handwerk zubringt, so wär's eine Schande, brächt' er es nicht darin zu etwas Rechtem. Meisterschaft will freilich auch im kleinen erworben sein." Damit zog er einen Bund Schlüssel aus dem Riemen seines Schurzfells und öffnete die Türen der mächtigen Schränke. „Da haben Sie alle Kunden dieses Schusterhauses von Anbeginn — fehlt kein Hühnerauge noch Überbein", sagt er mit derbem Humor.

Zum Ziel kam ich an jenem Tage noch nicht. Alles, was der Doktor für mich erlangen konnte, war, daß der Alte meinen Namen mit Kreide auf die innere Wand einer Tür einschrieb, die auch sonst schon als Tafel gedient hatte. Er verspreche nichts, was er nicht halten könne, meinte er. Mein Begleiter ging noch hinauf „zur alten Mama", und ich wurde von der Magd mit einem zeremoniellen Knix ausgelassen.

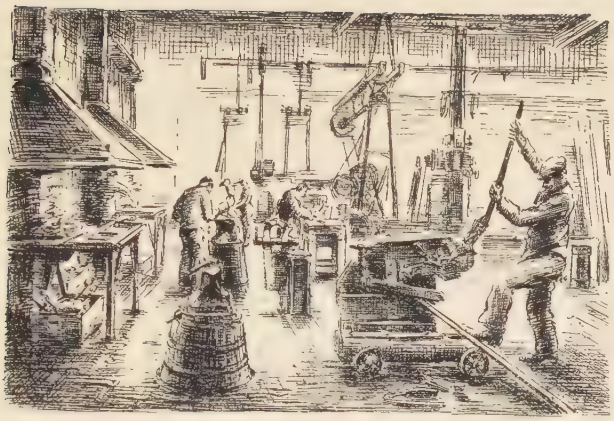
Bei meinem nächsten Besuch fand ich den Meister in der Werkstube im zweiten Stock, wo seine drei Gesellen mit einigen Lehrburschen munter arbeiteten. Der Altgeselle war ein Mecklenburger; der zweite hatte viel in Holland für

Java gearbeitet, „wo noch viele Millionen Menschen barfuß gehen“; den dritten, Franz Dieſtel, der bei ihm ſelbſt ausgelernt hatte, wollte er nächſtens in die Fremde ſchicken, womit der junge Menſch gar nicht einverſtanden war. „So ſind die jungen Geſellen nun“, meinte der Alte kopfſchüttelnd, „vom Wandern wollen ſie nichts mehr wiſſen. Auslernen und womöglich gleich heiraten — die Fabriken geben ja Arbeit. Sie bezahlen aber auch danach, und das Elend iſt hinterher groß, wenn die Familie wächſt. Nichts da! Beim Wandern lernt man ein Stück Welt kennen und auf ſich ſelbſt ſtehen. Und man erweitert ſich dabei auch innerlich und hat ſpäter für das ganze Leben einen Schatz, von dem man zehrt, wenn man feſtſitzt. Was weiß nicht unſer Holländer zu erzählen!“ Ich ſtimmte zu und meinte, der Handwerker müſſe auch ſeine Studentenzeit haben. Das gefiel ihm, und er zeigte mir nun unaufgefordert ſeine ſtattlichen Ledervorräte in den verſchloſſenen Kammern desſelben Stockwerks.

„Über uns ſind die Schlafſtuben für die Geſellen und Lehrlinge“, erklärte er, als wir uns wieder zum Hinabgehen anſchickten. „Ich halt's noch ſo nach der alten Art und wie's in dieſem Hauſe allezeit Sitte geweſen iſt. Wer bei mir in Arbeit tritt, muß bei mir auch Wohnung und Koſt nehmen, wie ein Glied der Familie. Da merke ich denn gleich, wer mein Mann iſt. Paßt's einem nicht, unter des Meiſters Aufſicht zu ſtehen und ſich nach deſſen Weiſungen zu richten, wenn er's doch gut mit ſeinem Geſellen meint und ihn zu einem ordentlichen Menſchen erziehen und vor allerhand Anfechtungen in ſchlechten Schlafſtellen und Kneipen bewahren will — meinetwegen! ich kann's nicht ändern. Aber ein Verhältnis zu ſo einem hab' ich nicht, und mein Haus mag er meiden. Zwiſchen Meiſter und Geſellen, denk' ich, muß etwas mehr ſein, als ein Vertrag: ſo viel Stunden arbeiteſt du für mich und ſoviel bekommſt du dafür! Dabei fällt das Handwerk auseinander, denn es ſteht in ſeinem tiefſten Grunde auf Vertrauen und gegenſeitiger Zutunlichkeit. Die Dreiteilung in Meiſter, Geſell und Lehrling hat kein Menſch gemacht; die iſt von ſelbſt geworden, und wird immer beſtehen, ſo lange einer etwas lernen und üben muß, um es zu können. Daß man alte Zwangsſatzungen aufhebt, mag ſeinen guten Grund haben, aber nun ſollte jeder, der das Handwerk liebt, erſt recht darauf achten, daß es aus freien Stücken das alte Band feſthalte, das es zugleich in die Familie einſchließt. Es iſt traurig, wenn der Meiſter ein Herr und der Geſelle ein Arbeiter wird, ſtatt daß ſie doch Genoſſen an demſelben Werktiſch ſein ſollen.“

Wir waren wieder unten in ſeiner Stube angelangt, und ich ſetzte mich zu ihm, um noch mehr von ihm zu hören. „Wenn Sie das nächſtemal anſprechen“, ſagte er beim Abſchiede, „will ich Ihnen auch das Maß nehmen.“ Ich merkte, daß er zu mir Vertrauen faßte.

Ernſt Wichert



Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister

Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister,
Und bauen dich, du hohes Mittelschiff.
Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,
Geht wie ein Glanz durch unsre hundert Geister
Und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.

Wir steigen in die wiegenden Gerüste,
In unsern Händen hängt der Hammer schwer,
Bis eine Stunde uns die Stirnen küßte,
Die strahlend und als ob sie alles wüßte
Von dir kommt, wie der Wind vom Meer.

Dann ist ein Hallen von dem vielen Hämmern,
Und durch die Berge geht es Stoß um Stoß.
Erst wenn es dunkelt, lassen wir dich los:
Und deine kommenden Konturen dämmern.

Gott, du bist groß.

Rainer Maria Rilke

Zwischen Himmel und Erde

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehntelang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe

die enge Ausfahrtür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Den Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offne Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lange währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen, als der eiserne Hangehaken, nichts hält sie fest, als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal an der Ausfahrtür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn er heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu tun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein — mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt, wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes und

oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Tun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer-, Nagel- und Werkzeugkasten; zwischen den Ausschnitten vorn das Haueisen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht; dies Gerät von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzugs vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittels des Flaschenzugs zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich, wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Aussicht. Wer konnte so frei über die grüne Ebene hinsehen und wie Berge hinter Bergen hervorwachsen, erst grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, sich auf die letzten stützt! Aber er kümmert sich so wenig um die Berge, wie die Wolken sich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich, als ihre Befestigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes Tat zwischen Himmel und Erde. Die Krähen wundern sich eine ganze Woche lang, dann ist es, als hätten sie vor Jahren von einem seltsamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach, als der Dohlen krächzender Schwarm.

Otto Ludwig

Der Schmied von Wollin

Mein Großvater, ursprünglich ein einfacher Bauernsohn und Fischer, war ein wohlhabender Mann. Denn er hatte das Glück und Genie gehabt, dem auf seinem kleinen Acker bröckelweise gefundenen Kalk nachzuspüren, ein Lager unter seinem Boden zu entdecken. Daraus war eine große Schürfgrube geworden, ein Brennofen mit Hunderten von kleinen Feuerluken, aus denen nachts romantisch die hohen Feuersäulen züngelten; unzählige Kalkschuppen, Remisen, Trockenständer reihten sich an; eine Kolonie von Schmieden, Böttchereien, Holzhöfen drang langsam zwischen Scheunen und Ställen vor.

Dutzende von Typen von Böttchern, Schmieden, Heizern, Knechten und Meistern habe ich in der Erinnerung behalten, so daß ich sie greifbar schildern könnte. Da war der Böttcher mit dem ironischen Namen „Kasch", ironisch, denn er war bucklig und hatte seinen Leib nach dem Tode meinem Onkel Ernst, dem Marburger Chirurgen, bei Lebzeiten schon verkauft, ein weltweiser, spöttischer Gnom, da war der beliebte Böttcher Gehm, der so schöne Lieder beim Hobeln sang. Da war vor allem aber der Dorfschmied Krause, ein Genie, welches die Tat eines Robert Meyer, nämlich das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und die aseptische Wundbehandlung Listers und Bergmanns auf dem Wege genialer Intuition allein gelöst hatte. Und zwar so. Wenn der schwarzbärtige Mann auf seinem Amboß hämmerte, daß nur die Funken so sprühten, dann sagte er mehr als einmal zu mir: „Guck mal an, mein Junge, wenn ich auf das heiße Eisen mit dem Hammer schlage, fliegen die Feuerspritzer. Die fliegen nun durch das offene Fenster, etliche auf die Straße, davon in den Boden; die Wärme steigt nun in den Halm und das Korn, davon wachsen sie schön auf, ihr Mehl kommt dann in mein Brot, das Brot mit seiner Kraft in meine Muskel und von da wieder zurück in den Hammerstiel und auf das Glüheisen. So geht das in der Welt immer ringsum, immer vor und zurück. Alles geht in einem Kreis." Wo habe ich doch ähnliches später mit soviel Emphase als größten deutschen Gedanken preisen gehört? Richtig! bei Meyer-Helmholtz! und man hat behauptet, der große Helmholtz habe solche Weisheit dem großen Robert weggenommen. O weh! Karl Krause in Kalkofen, der Schmied von Wollin, hat sie längst bei sich getragen. Die Wunden begoß er stets mit Schmiedeeimerwasser, das er durch Eintauchen der heißglühenden Hufe aseptisch machte. Er war berühmt wegen seiner tadellosen Heilungen von Wunden, die er auf das allermodernste behandelte, und wurde von seinen gelehrteren, aber weniger genialen Kollegen auf der Insel arg verspottet.

Das sind zwei Beispiele von einem inneren Begreifen geheimnisvoller Zusammenhänge bei einem einfachen Mann, der damit die unerschöpfliche Erfinderkraft des Volksgenius garantiert.

Carl Ludwig Schleich

Wer immer will der Erste sein

Wer immer will der Erste sein
Und immer haben recht,
Der wasche seine Seele rein,
Sie ist der Hochmut Knecht.

Und sei er noch so groß und reich,
Wie ist er doch so klein.
Die Sonne strahlt uns allen gleich
Und schenkt uns ihren Schein.

Bruno Schönlank

Der junge Baumeister

Denn eines Tages geschah es, daß das ganze Dorf in große Bewegung gesetzt wurde durch die Ankunft eines schönen, schlanken Mannes, der einen feinen grünen Frack trug nach dem neuesten Schnitte, eng anliegende weiße Beinkleider und glänzende Suwarowstiefeln mit gelben Stulpen. Wenn es regnerisch aussah, so führte er einen rotseidenen Schirm mit sich, und eine große goldene Uhr von feiner Arbeit gab ihm in den Augen der Bauern einen ungemein vornehmen Anstrich. Dieser Mann bewegte sich mit einem edeln Anstande in den Gassen des Dorfes umher und trat freundlich und leutselig in die niederen Türen, verschiedene alte Mütterchen und Gevattern aufsuchend, und war niemand anders als der weitgereiste Steinmetzgeselle Lee, welcher seine lange Wanderschaft ruhmvoll beendigt hatte. Man kann wohl sagen ruhmvoll, wenn man bedenkt, daß er vor zwölf Jahren, als ein vierzehnjähriger Knabe, arm und bloß aus dem Dorfe gewandert war, hierauf bei seinem Meister die Lehrzeit durch lange Arbeit abverdienen mußte, mit einem dürftigen Felleisen und wenig Geld in die Fremde zog und nun solchergestalt als ein förmlicher Herr, wie ihn die Landleute nannten, zurückkehrte. Denn unter dem niederen Dache seiner Verwandten standen zwei mächtige Kisten, von denen die eine ganz mit Kleidern und feiner Wäsche, die andere mit Modellen, Zeichnungen und Büchern angefüllt war. Es gab etwas Schwungvolles in dem ganzen Wesen des etwa sechsundzwanzig Jahre alten Mannes; seine Augen glühten wie von einem anhaltenden Glanze innerer Wärme und Begeisterung, er sprach immer hochdeutsch und suchte das Unbedeutendste von seiner schönsten und besten Seite zu fassen. Er hatte ganz Deutschland vom Süden bis zum Norden durchreist und in allen großen Städten gearbeitet; die Zeit der Befreiungskriege in ihrem ganzen Umfange fiel mit seinen Wanderjahren zusammen und er hatte die Bildung und den Ton jener Tage in

sich aufgenommen, insofern sie ihm verständlich und zugänglich waren; vorzüglich teilte er das offene und treuherzige Hoffen der guten Mittelklassen auf eine bessere schönere Zeit der Wirklichkeit, ohne von den geistigen Überfeinerungen und Wunderseligkeiten etwas zu wissen, die in manchen Elementen dazumal durch die höhere Gesellschaft wucherten.

Es waren nur wenige gleichgesinnte Arbeitsgenossen, welche die ersten, seltenen und verborgenen Keime bildeten zu der Selbstveredelung und Aufklärung, so den wandernden Handwerkerstand zwanzig Jahre später durchdrangen, und welche einen Stolz darauf setzten, die besten und gesuchtesten Arbeiter zu sein, und dadurch, verbunden mit Fleiß und Mäßigkeit, die Mittel erlangten, auch ihren Geist zu bilden und äußerlich wie innerlich schon in ihren Wanderjahren als achtungswerte, tüchtige Männer dazustehen. Überdies war dem Steinhauer in den großen Werken altdeutscher Baukunst ein Licht aufgegangen, welches seinen Pfad noch mehr erleuchtete, indem es ihn mit heiteren Künstlerahnungen erfüllte und den dunkeln Trieb jetzt erst zu rechtfertigen schien, welcher ihn von der grünen Weide hinweg dem gestaltenden Leben der Städte zugeführt hatte. Er lernte zeichnen mit eisernem Fleiße, brachte ganze Nächte und Feiertage damit zu, Werke und Muster aller Art durchzupausen, und nachdem er den Meißel zu den kunstreichsten Gebilden und Verzierungen führen gelernt und ein vollkommener Handarbeiter geworden war, ruhte er nicht, sondern studierte den Steinschnitt und sogar solche Wissenschaften, welche andern Zweigen des Bauwesens angehören. Er suchte überall an großen öffentlichen Bauten unterzukommen, wo es viel zu sehen und zu lernen gab, und brachte es durch seine Aufmerksamkeit bald dahin, daß ihn die Baumeister ebensoviel auf ihren Arbeitszimmern am Zeichen- oder Schreibtische verwendeten, als auf dem Bauplatze. Daß er dort nicht feierte, sondern manche Mittagsstunde damit zubrachte, alles mögliche durchzuzeichnen und alle Berechnungen zu kopieren, welche er erhaschen konnte, versteht sich von selbst. So wurde er zwar kein akademischer Künstler mit einer allseitigen Durchbildung, aber doch ein Mann, welcher wohl den kühnen Vorsatz fassen durfte, in der Hauptstadt seiner Heimat ein wackerer Bau- und Maurermeister zu werden. Mit dieser ausgesprochenen Absicht trat er nun auch im Dorfe zur großen Bewunderung seiner Sippschaft auf, und das Erstaunen wurde noch größer, als er, mit einem zierlichen Manschettenhemde bekleidet und sein reinstes Hochdeutsch sprechend, sich mitten unter die französisch-griechischen Gestalten des Pfarrhauses mischte und um die Pfarrerstochter warb. Der ländlich gesinnte Bruder mochte hierzu eine Vermittlung wenigstens ein aufmunterndes Beispiel darbieten; die Jungfrau schenkte dem blühenden Freier bald ihr Herz, und die Verwirrung, welche dadurch zu entstehen drohte, löste sich schnell, als die Eltern der Braut kurz hintereinander starben.

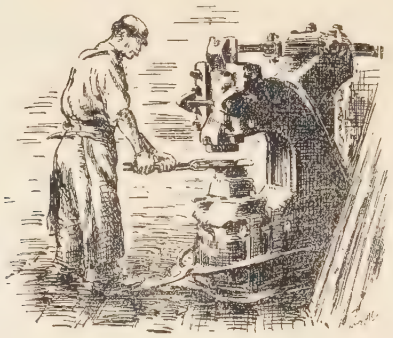
Also hielten sie eine stille Hochzeit und zogen in die Stadt, sich weiter nicht nach der glanzvollen Vergangenheit des Pfarrhauses umsehend, in welches alsobald der junge Pfarrer mit ganzen Wagen voll Sensen, Sicheln, Dreschflegeln, Rechen, Heugabeln, mit gewaltigen Himmelbetten, Spinnrädern und Flachshetheln und mit seiner kecken, frischen Frau einzog, welche mit ihrem geräucherten Speck und mit ihren derben Mehlklößen schnell sämtliche Musselingewänder, Fächer und Sonnenschirmchen aus Haus und Garten vertrieben hatte. Nur eine Wand voll vortrefflicher Jagdgewehre, die auch der Nachfolger zu führen wußte, lockte im Herbst einzelne Jäger auf das Dorf und unterschied das Pfarrhaus einigermaßen von einem Bauernhause.

In der Stadt fing jener junge Baumeister damit an, daß er einige Arbeiter anstellte, und, selbst arbeitend vom Morgen bis zum Abend, kleinere Aufträge aller Art annahm und darin so viel Geschick und Zuverlässigkeit zeigte, daß noch vor Ablauf eines Jahres sein Geschäft sich erweiterte und sein Kredit sich begründete. Er war so erfinderisch und einsichtsvoll, gewandt und schnell beraten, daß bald viele Bürger seinen Rat und seine Arbeit suchten, wenn sie im Zweifel waren, wie sie etwas verändern oder neu bauen lassen sollten. Dabei war er immer bestrebt, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, und war froh, wenn ihn seine Kunden nur gewähren ließen, so daß sie manche Zierde, manches Fenster und Gesims von reineren Verhältnissen erhielten, ohne daß sie deswegen den Geschmack ihres Baumeisters teurer bezahlen mußten.

Seine Frau aber führte mit wahrem Fanatismus das Hauswesen, welches durch verschiedene Arbeiter und Dienstboten schnell erweitert wurde, sie beherrschte mit Kraft und Meisterschaft das Füllen und Leeren einer Anzahl großer Speisekörbe und war der Schrecken der Marktweiber und die Verzweiflung der Schlächter, welche alle Gewalt ihrer alten Rechte aufbieten mußten, einen Knochensplitter mit auf die Wage zu bringen, wenn das Fleisch für die Frau Lee gewogen wurde. Obgleich Meister Lee fast keine persönlichen Bedürfnisse hatte und unter seinen zahlreichen Grundsätzen derjenige der Sparsamkeit in der ersten Reihe stand, so war er doch so gemeinnützig und großherzig, daß das Geld für ihn nur Wert hatte, wenn etwas damit ausgerichtet oder geholfen wurde, sei es durch ihn oder durch andere; daher verdankte er es nur seiner Frau, welche keinen Pfennig unnütz ausgab und den größten Ruhm darein setzte, jedermann weder um ein Haar zu wenig, noch zuviel zukommen zu lassen, daß er nach Verfluß von zwei oder drei Jahren schon Ersparnisse vorfand, welche seinem unternehmenden Geiste nebst dem Kredit, den er bereits genoß, eine reichlichere Nahrung darboten. Er kaufte alte Häuser an für eigene Rechnung, riß sie nieder und baute an der Stelle stattliche Bürgerhäuser, in welchen er eine Menge Einrichtungen fremder oder eigener Erfindungen anbrachte. Diese verkaufte er mehr oder weniger vorteil-

haft, sogleich zu neuen Unternehmungen schreitend, und alle seine Gebäude trugen das Gepräge eines beständigen Strebens nach Formen- und Gedankenreichtum. Wenn ein gelehrter Architekt auch oft nicht wußte, wohin er alle angebrachten Ideen zählen sollte und vieles der Unklarheit oder Unharmonie zeihen mußte, so gestand er doch immer, daß es Gedanken seien, und belobte, wenn er unbefangen war, den schönen Eifer dieses Mannes mitten in der geistesarmen und nüchternen Zeit des Bauwesens, wie sie wenigstens in den abgelegenen Provinzen des Kunstgebietes bestand.

Gottfried Keller



Wegelied

Drei 'Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwert,
Mit klarem Aug' im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh,
Und wandre rasch dem frischen Quelle,
Der vaterländ'schen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen,
Bekränzt, auf allen Pfaden her;
Die luft'ge Halle seh' ich ragen,
Von Steinen nicht noch Sorgen schwer;
Vom Rednersinne schimmert lieblich
Des Festpokales Silberhort:
Heil uns, noch ist bei Freien üblich,
Ein leidenschaftlich freies Wort!

Und Wort und Lied von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen hallt es hin;
So blüht des Festes Rosenstunde
Und muß mit goldner Wende flieh'n!
Und jede Pflicht hat sie erneuet,
Und jede Kraft hat sie gestählt
Und eine Körnersaat gestreuet,
Die nimmer ihre Frucht verhehlt.

Drum weilet, wo im Feierkleide,
Ein rüstig Volk zum Feste geht,
Und, leis die feine Bannerseide
Hoch über ihm zum Himmel weht!
In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und kehr nicht besser ich nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein!

Gottfried Keller

An die deutsche Nation

Aus Fichtes Reden

So wie das an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte äußere Auge durch einen Flecken, der ja unmittelbar dem Leibe keinen Schmerz zufügt, oder durch den Anblick verworren durcheinander liegender Gegenstände dennoch gepeinigt und geängstigt wird, wie vom unmittelbaren Schmerze; eben also kann auch das innere geistige Auge des Menschen so gewöhnt und gebildet werden, daß der bloße Anblick eines verworrenen und unordentlichen, eines unwürdigen und ehrlosen Daseins seiner selbst und seines verbrüderten Stammes, ohne Rücksicht auf das, was davon für sein sinnliches Wohlsein zu fürchten oder zu hoffen sei, ihm innig wehe tue, und daß dieser Schmerz dem Besitzer eines solchen Auges keine Ruhe lasse, bis er den ihm mißfälligen Zustand aufgehoben, und den, der ihm allein gefallen kann, an seine Stelle gesetzt habe.

(Erste Rede)

*

Es ist vergebens zu sagen, fliege — dem der keine Flügel hat, und er wird durch alle deine Ermahnungen nie zwei Schritt über den Boden emporkommen; aber entwickle, wenn du kannst, seine geistigen Schwungfedern, und lasse ihn dieselben üben und kräftig machen, und er wird ohne all dein Ermahnen gar nicht anders mehr wollen oder können, denn fliegen.

*

Die Liebe für das Gute schlechtweg als solches, und nicht etwa um seiner Nützlichkeit willen für uns selber, trägt die Gestalt des Wohlgefallens an demselben: eines so innigen Wohlgefallens, daß man dadurch getrieben werde, es in seinem Leben darzustellen. Dieses innige Wohlgefallen also wäre es, was die neue Erziehung als festes und unwandelbares Sein ihres Zöglings hervorbringen müßte.

*

In dieser gesellschaftlichen Ordnung muß nun wie im wirklichen Leben jeder einzelne um des Ganzen willen immerfort gar vieles unterlassen, was er, wenn er sich allein befände, unbedenklich tun könnte, und es wird zweckmäßig sein, daß in der Gesetzgebung und in dem darauf zu bauenden Unterrichte über die Verfassung jedem einzelnen alle die übrigen mit einer zum Ideal gesteigerten Ordnungsliebe vorgestellt werden, und daß somit die Gesetzgebung einen hohen Grad von Strenge erhalte, und der Unterlassungen gar viele auflege.

*

Die Verfassung muß ferner also eingerichtet sein, daß der einzelne für das Ganze nicht bloß unterlassen müsse, sondern daß er für dasselbe auch tun und handelnd leisten könne.

(Zweite Rede)

Der vernunftgemäße Staat läßt sich nicht durch künstliche Vorkehrungen aus jedem vorhandenen Stoffe aufbauen, sondern die Nation muß zu demselben erst gebildet und herauferzogen werden.

*

Die deutsche Nation ist die einzige unter den neueuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die Tat gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge.

*

Unter den einzelnen und besonderen Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde es ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus der Blütezeit der Reichsstädte hätten, die das National- und Volksbuch würde, so wie Bibel und Gesangbuch es sind. Nur müßte eine solche Geschichte nicht etwa chronikenmäßig die Taten und Ereignisse aufzählen, sondern sie müßte uns, wunderbar ergreifend und ohne unser eigenes Zutun oder klares Bewußtsein, mitten hineinversetzen in das Leben jener Zeit.

(Sechste Rede)

Die Freiheit, im Sinne des unentschiedenen Schwankens zwischen mehreren gleich möglichen genommen, ist nicht Leben, sonden nur Vorhof und Eingang zum wirklichen Leben.

(Siebente Rede)

Die höhere Vaterlandsliebe für das gemeinsame Volk der deutschen Nation muß und soll die oberste Leitung in jedem besonderen deutschen Staate führen; keiner von ihnen darf diese höhere Angelegenheit aus den Augen verlieren, ohne alles Edle und Tüchtige von sich abwendig zu machen, und so seinen eigenen Untergang zu beschleunigen.

(Neunte Rede)

Die gewöhnliche Annahme, daß der Mensch von Natur selbstsüchtig sei, und auch das Kind mit dieser Selbstsucht geboren werde, und daß es allein die Erziehung sei, die demselben eine sittliche Triebfeder einpflanze, gründet sich auf eine sehr oberflächliche Beobachtung und ist durchaus falsch.

*

Durch eigenes Tun und Handeln schließt sich uns am klarsten der Umfang der sittlichen Welt auf, und wem sie also aufgegangen ist, dem ist sie wahrhaftig aufgegangen.

(Zehnte Rede)

Zwar kann keinen unter uns, der zum Leben noch etwas mehr bedarf denn Nahrung, die Gegenwart über die Pflicht zu leben trösten; die Hoffnung einer bessern Zukunft allein ist das Element, in dem wir noch atmen können. Aber nur der Träumer kann diese Hoffnung auf etwas anderes gründen, denn auf ein solches, das er selbst für die Entwicklung einer Zukunft in die Gegenwart zu legen vermag.

(Elfte Rede)

Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allen anderen Verlusten auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.

*

Geben wir unseren (Feindlichen) Gästen ein Bild treuer Anhänglichkeit an Vaterland und Freunde, unbestechlicher Rechtschaffenheit und Pflichtliebe, aller bürgerlichen und häuslichen Tugenden als freundliches Gastgeschenk mit in ihre Heimat, zu der sie doch wohl endlich einmal zurückkehren werden.

*

Der wahrhaften, auf sich selber ruhenden Größe gefallen nicht Bildsäulen von der Mitwelt errichtet, oder der Beiname des Großen, und der schreiende Beifall und die Lobpreisungen der Menge; vielmehr weiset sie diese Dinge mit gebührender Verachtung von sich weg, und erwartet ihr Urteil über sich zunächst von dem eignen Richter in ihrem Innern, und das laute von der richtenden Nachwelt. Auch hat mit derselben immer der Zug sich beisammen gefunden, daß sie das dunkle und rätselhafte Verhängnis ehrt und scheut, des stets rollenden Rades des Geschicks eingedenk bleibt, und sich nicht groß oder selig preisen läßt vor ihrem Ende.

(Dreizehnte Rede)

Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eigenen Person ausführen kann. Es reicht hierbei nicht hin jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen, irgend einmal zu wollen, jenes

träge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber besser würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige Tat, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.

(Vierzehnte Rede)

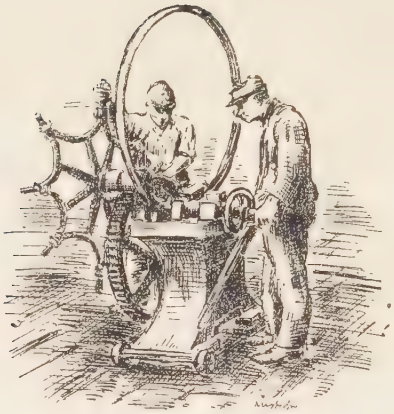
Das Lied der Deutschen

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zum Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält.
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler Tat begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland —
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

Hoffmann von Fallersleben



Inhaltsverzeichnis

		Seite
Für meine Söhne	Theodor Storm	1
Franken, Schwaben, Bayern, Sachsen (Deutschland)	Wilhelm Schäfer	2
Volksstämme in Baden	F. Pfaff	6
Sprache	A. Waag	9
Muttersprache	Max v. Schenkendorff	17
Wie unsere Geschlechtsnamen entstanden sind	Rudolf Kapff	18
Die Familie	Wilh. Heinrich Riehl	20
Meiner Mutter	Alfons Petzold	24

*

Die Entdeckung der Heimat	R. H. Francé	25
Am Rheinfall	Eduard Mörike	25
Die Heimat	Heinrich Hansjakob	26
Konstanz	Anton Fendrich	29
Das Seeufer	W. Schmidle	33
Die Rat- und Zunfthäuser in Konstanz	Paul Motz	40
Herbsttage am Überlinger See	Norbert Jacques	42
Seliger Garten	René Schickele	44
Zwei Heimgekehrte	Anastasius Grün	45
Du, Tal der Wiese!	Otto Ernst Sutter	46
Der Breisgau	Hermann Eris Busse	48
Auf einer Wanderung	Eduard Mörike	54
Baden-Baden	Karl Hesselbacher	55
Karlsruhe, die Weinbrennerstadt	Arthur Valdenaire	57
Das Schloß in Bruchsal	Wilhelm von Scholz	61
Mannheim und sein Schloß	Friedrich Walter	65
Mannheims Wappenbild	Fritz Wichert	68
Im Mannheimer Hafen	Peter Schnellbach	68
Heidelberg	Friedrich Hölderlin	72
Badische Landschaften	Otto Ernst Sutter	73
Das Neckartal	Adolf Schmitthenner	77

		Seite
Ein Besuch auf der Burg Hornberg	Heinrich Hansjakob	80
Das badische Frankenland	Friedrich Metz	82
Streife durch die fränkische Landschaft	Anton Schnack	87
Alt Wertheim	Werner Köhler	90
Du jugendfrohes Aug', die Welt schau an!	Hans Thoma	91

*

Um Deutschlands Schicksal		92
Arminius		93
Friedrich II.		95
Friedrich Schiller		98
Joseph Görres	Otto Ernst Hesse	100
Robert Blum		103
Bismarck		106
Ernst Abbe		110
Fritz Ebert		113

*

Von der menschlichen Arbeit	F. Autenheimer	117
Freude an der Arbeit	Hans Wegener	118
Werkgemeinschaft	Christoph Wieprecht	121
Verantwortung	Ludwig Schwenk	122
Selbsterkenntnis — Wert der Selbsterkenntnis	F. W. Foerster	124
Das Göttliche	Joh. Wolfg. Goethe	126
Selbstbeherrschung	F. W. Foerster	127
Bleib fest!	Cäsar Flaischlen	131
Gegenseitige Hilfe	Peter Krapotkin	131
Erkenntnis	Gottfried Keller	132
Sparsamkeit	S. Smiles	133
Der Schatzgräber	Joh. Wolfg. Goethe	134
Geiz und Verschwendung	Johann Peter Hebel	135
Luxus und Sparsamkeit	A. v. Posadowsky-Wehner	136
Gesundheit und Mäßigkeit	Hans Wegener	138
Gewohnheiten — Reinlichkeit	F. W. Foerster	140
Der Beruf	Max Haushofer	145
Ehre der Arbeit	Ferdinand Freiligrath	147
Meister Breugnon	Romain Rolland	148
Meister Martin, der Küfer, über sein Handwerk	E. Th. A. Hoffmann	149
Handarbeit und Kopfarbeit	Wilh. Heinrich Riehl	150

		Seite
Lied der Freundschaft	Simon Dach	152
Gemeinschaftsarbeit	A. Friedrich	153
Kraft ist die Parole des Lebens	Fried. Theod. Vischer	156

*

Aus dem Handwerksleben vergangener Tage	Ernst Otto	157
Hans Sachs	Paul Landau	159
Prologus	Fritz Droop	165
Eine Rede von Hans Sachs	Herbert Eulenberg	168
Bilder aus der deutschen Vergangenheit	Gustav Freytag	170
Der Handwerker	Will Vesper	177
Volks- und Privatwirtschaft	J. Conrad	177
Die Naturbedingungen der Volkswirtschaft in Baden	Eberhard Gothein	179
Die Gewerbe in Baden	Eberhard Gothein	180
Am Schraubstock	Max Eyth	183
Schwarzwälder Uhren	Eberhard Gothein	184
Ein Stammbaum des deutschen Handwerks und Gewerbes	Fritz Hugenschmidt	186
Lehrjung	Geleitworte zu Holzschnitten um 1600. Nürnberg, Germanisches Museum	198
Gesell		199
Der Handwerksmann		199
Spezialisierung im alten Handwerk	Walter Bucerius	199
Lied der Arbeit	Karl Bröger	204
Altes und neues Handwerk	Walter Bucerius	205
Lehrlingswerk ist kein Meisterstück	Trittelritz	215
Das Handwerk im Rahmen der neuzeitlichen Wirtschaft	Karl Rößle	215
Handwerk und Handwerkskammern	Alfred Herfurth	217
Handwerk und Landwirtschaft	Hans Endres	222
Die neue Zeit	Wilhelm Haas	225
Handwerk und Heimat	Hermann Eris Busse	226
Zimmerspruch	Ludwig Uhland	231
Der selbständige Handwerksmeister	Ludwig Schwenk	231
Carl Benz — ein deutscher Erfinder	Carl Benz	233
Die Glashütte	Gustav Leutelt	238
Die unterirdische Stadt	Colin Roß	240
Mensch in Eisen	Heinrich Lersch	246
Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Eisenbahnen	Friedrich List	247

		Seite
Jahrmarkt	Gottlieb Graef	249
Odenwälder Volkskunst	Max Walter	254
Altes Kunstgut in Baden	W. E. Oeftering	260
Kunstmöglichkeiten im bescheidensten Heim	J. August Lux	263
Die Brücke	Josef Voß	264
Architektur	Bruno Taut	265
Geleitworte an das badische Handwerk	Hans Thoma	268
*		
Sommerferien	Hermann Hesse	269
Frühling	Johannes Schlaf	269
Der Feldblumenstrauß	Otto Ernst Hesse	271
Feierabend	Johannes Schlaf	271
Der fleißige Schmied	Heinrich Lersch	273
„Das Wandern, ja das Wandern —"	A. Fendrich	274
Meinem Koffer	Christian Morgenstern	280
Der Wanderbrauch des deutschen Handwerksburschen	Eduard Otto	280
Die fremden Zimmergesellen	Eugen Weiß	285
Das zünftige Reiselied	Eugen Weiß	288
Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn	J. Sturm	288
*		
Der Fichtenwald	Hermann Löns	290
Harter Winter	Adalbert Stifter	292
Der Feldrain	Hermann Löns	298
Zaunkönig	Johannes Schlaf	301
Er ist's	Eduard Mörike	304
Die Schwalben	Marie v. Ebner-Eschenbach	304
Kückeli	Paul Körber	307
Strix	Sven Fleuron	307
Spatzenmusik	F. Sartorius	310
Reiselied	Joseph Eichendorff	314
Ameisen	Peter Rosegger	314
Arbeit in der Natur	Carl Ruß	317
Baukünstler in der Natur	Friedrich von Lucanus	324
Vogelschutz	v. Berlepsch	330
Der Sammler	Kurt Floericke	333
Das Lesen	Jakob Wassermann	336
*		

		Seite
Der listige Schneidersepp	Heinrich Hansjakob	339
Die Handwerkerbank	Peter Rosegger	341
Die goldene Repetieruhr	Berthold Auerbach	344
Der geheilte Patient	Joh. Peter Hebel	348
Das Glück durch die Gelbwurst	Berthold Auerbach	350
Der Schneider in Pensa	Joh. Peter Hebel	351
Kannitverstan	Joh. Peter Hebel	355
Die drei gerechten Kammacher	Gottfried Keller	357
In der Schustergasse	Ernst Wichert	361
Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister	Rainer Maria Rilke	365
Zwischen Himmel und Erde	Otto Ludwig	365
Der Schmied von Wollin	Carl Ludwig Schleich	368
Wer immer will der Erste sein	Bruno Schönlank	369
Der junge Baumeister	Gottfried Keller	369

*

Wegelied	Gottfried Keller	373
An die deutsche Nation (Aus Fichtes Reden)	Joh. Gottlieb Fichte	374
Das Lied der Deutschen	Hoffmann von Fallersleben	374